

**Soziallage, Sozialisationsmilieu, familiale Sozialisation und
kindliche Entwicklung**

- Zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung -

Dissertation
Zur Erlangung des Doktorgrades
Der Fakultät für Soziologie
An der Universität Bielefeld

Vorgelegt von
Suk-Kyu Hwang
(aus Cheju/Korea)

Bielefeld, November 2001

**Soziallage, Sozialisationsmilieu, familiale Sozialisation und kindliche Entwicklung.
Zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung**

Inhalt

Kapitel	Inhalt	Seite
	Einleitung	1
Kapitel 1.	Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung	6
1.1.	Schichtenspezifische Sozialisationsforschung in der USA	6
1.1.1.	Sozialprestige und soziale Schicht	6
1.1.2.	Unterschiede in den elterlichen Erziehungsstilen	7
1.1.3.	Kindliches Lernen	8
1.2.	Weiterentwicklung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung in den USA	10
1.2.1.	Veränderung elterlicher Erziehungsstile	10
1.2.2.	Keine bemerkenswerten schichtenspezifischen Unterschiede zwischen den elterlichen Erziehungsstilen	13
1.2.3.	Das Integrationssetting	14
1.2.4.	Zusammenfassung	16
1.3.	Schichtenspezifische Sozialisationsforschung in der BRD	16
1.3.1.	Der Anfang der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung in der BRD	17
1.3.2.	Soziale Schicht und soziale Werte	18
1.4.	Die Defizit- und die Kompensationsthese	21
1.4.1.	Die Defizit-Hypothese von Bernstein	22
1.4.1.1.	Soziale Struktur, soziolinguistischer Kode und schichtenspezifische Sprechweise	22
1.4.1.2.	Offene oder geschlossene Kommunikation	24
1.4.1.3.	Der Einfluss der Herkunftsfamilie auf den Schulerfolg der Kinder	26
1.4.2.	Die Kompensationsthese von Oevermann	27
1.4.2.1.	Subkulturelles Milieu und linguistischer Kode	27
1.4.2.2.	Schichtenspezifisches Sprachverhalten des Kindes	30
1.4.2.3.	Familiale Sozialisation	31
1.4.3.	Zusammenfassung	33
Kapitel 2.	Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung	34
2.1.	Melvin L. Kohns Verdienst	34
2.1.1.	Soziale Schicht	35
2.1.2.	Die elterlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten	36
2.1.3.	Objektive Berufsbedingungen (occupational conditions)	37
2.1.4.	Familiale Sozialisation	39
2.2.	Das Mehrebenenmodell	42
2.2.1.	Die Mehrebenenanalyse von Bertram	42
2.2.2.	Die Mehrebenenanalyse von Steinkamp und Stief	46
2.3.	Der Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und elterlicher Persönlichkeit	49
2.3.1.	Sozialstrukturelle Konstellation und elterliche Persönlichkeit nach Bertram	50

2.3.2.	Lagespezifische Konstellation und elterliche Erziehungsziele von Steinkamp und Stief	53
2.4.	Familiäre Sozialisation	58
2.4.1.	Familiäre Konstellation und familiäre Sozialisation nach Bertram	58
2.4.2.	Familiäre Sozialisation nach Steinkamp und Stief	63
2.5.	Kindliche Entwicklung	68
2.5.1.	Entwicklung des moralischen Urteils des Kindes nach Bertram	68
2.5.2.	Kindliche Perzeption nach Steinkamp und Stief	72
2.6.	Ausblick	73
Kapitel 3.	Der gesellschaftliche Wandel und die gegenwärtige Sozialisationsforschung	76
3.1.	Gesellschaftlicher Wandel	76
3.1.1.	Politischer Wandel: Wohlfahrtsstaat	77
3.1.2.	Ökonomischer Wandel: Zunahme der tertiären Sektor	80
3.1.3.	Bildungsexpansion: Schichtenspezifische Bildungschancen	83
3.2.	Der historische Wandel der Familienstruktur	85
3.3.	Die gegenwärtige Sozialisationsforschung	92
3.3.1.	Kindheitsforschung	94
3.3.2.	Veränderung der Erziehungsziele	97
3.3.3.	Kompetenz oder Defizit	102
Kapitel 4.	Ein Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung	108
4.1.	Einige Fragestellungen der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung	108
4.1.1.	Die „aktuelle Lage“ im System der sozialen Ungleichheit	109
4.1.2.	Der Zusammenhang zwischen Makro- und Mikroebene	111
4.1.3.	Intentionale oder kognitive Eltern-Kind-Beziehungen	112
4.1.4.	Die Vernachlässigung des kindlichen Subjekts	113
4.1.5.	Probleme quantitativer Verfahren	113
4.2.	Ursachen von Unterschieden in der familialen Sozialisation	114
4.2.1.	Die „Soziallage“ im System der sozialen Ungleichheit	115
4.2.1.1.	Mehrdimensionale Soziallage	116
4.2.1.2.	Das Zentrum-Peripherie-Modell	118
4.2.2.	Der Einfluss der Soziallage auf die familiäre Sozialisation	122
4.3.	Das Sozialisationsmilieu	127
4.3.1.	Zur Entstehung des Begriffs „Sozialisationsmilieu“	127
4.3.2.	„Sozialisationsmilieu“ als Verbindung von Makro- und Mikromilieu	134
4.3.2.1.	Sozialmoralisches Makromilieu	134
4.3.2.2.	Erziehungsrelevantes Mikromilieu	140
4.3.2.3.	Verbindung von Makro- und Mikromilieu	147
4.4.	Familiäre Sozialisation	153
4.4.1.	Familiäre Sozialisation in meinem Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung	154
4.4.1.1.	Familie mit relativer Autonomie	154
4.4.1.2.	Die Wirkung der familialen Sozialisation auf die kindliche Entwicklung	156
4.4.2.	Elterliche Erziehung	160
4.4.2.1.	Intentionale Erziehungsstile	162
4.4.2.2.	Situationsbezogene Eltern-Kind-Beziehung	168
4.4.3.	Erziehungsunterschiede in den drei Sozialisationsmilieus	175

4.5.	Folgen der familialen Sozialisation: Die Unterschiede in der kindlichen Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise	181
4.5.1.	Kindliche Persönlichkeitsformung als Autonomie und Verbundenheit	181
4.5.2.	Aktive Bewältigung des Kindes	184
4.5.2.1.	Die Kompensationsthese	184
4.5.2.2.	Die Defizitthese	185
4.5.3.	Unterschiede der kindlichen Entwicklung in den drei Sozialisationsmilieus	189
4.6.	Zusammenfassung	193
Kapitel 5.	Alternative zur empirischen Vorgehensweise	197
5.1.	Die Mehrebenenanalyse	197
5.2.	Alternativer Versuch der komplexen Kausalkette	202
5.3.	Die Kombination der quantitativen und der qualitativen Methode	205
5.3.1.	Eltern-Kind-Beziehungen als Untersuchungsgegenstand	205
5.3.2.	Kombination quantitativer mit qualitativen Verfahren	207
5.3.3.	Die Explorationsstudie	209
	Schlussfolgerung	213
	Literaturverzeichnis	219

Einleitung

In der Soziologie hat die theoretische und empirische Beschäftigung mit dem Thema „familiale Sozialisation“, dem Prozess, durch den Kinder in der Familie in Interaktion mit Familienmitgliedern (v.a. Eltern) ihre Persönlichkeitsformung erfahren und ihre Verhaltensweise als handlungsfähige Person erlernen, besondere Bedeutung. Zwar ist unbestritten, dass dieses Thema auch von anderen Disziplinen behandelt worden ist und behandelt wird. Der besondere Aspekt, den die Soziologie in die Bearbeitung des Themas einbringt, liegt aber in der Betonung sozialer Tatbestände – vor allem der sozialen Ungleichheit. Das zentrale Interesse der Sozialisationsforschung richtet sich darauf, *in welcher Weise die soziale Ungleichheit mittels der familialen Sozialisation die kindliche Entwicklung beeinflusst*. In einer Vielzahl von Arbeiten gelang es der Sozialisationsforschung zwar, die Auswirkungen der sozialen Ungleichheit auf die kindliche Entwicklung zu erfassen. Aber nach diesen Erklärungen bleibt dennoch unklar, wie Kinder unter gegebenen sozialen und familialen Bedingungen und Erfahrungen der Eltern in den Prozessen familialer Sozialisation erzogen werden und sich entwickeln.

Die soziologische Fachdiskussion befasst sich mit den Fragen nach den komplexen Zusammenhängen zwischen Sozialstruktur, familialer Sozialisation und kindlicher Entwicklung. Diese Diskussion hat ihre theoretische und methodische Basis im Lauf ihrer Entwicklung anhand verschiedener Begriffe zu fassen versucht: ‚Schichtlage‘, ‚aktuelle Lage‘, ‚Erziehungsziele‘, ‚Erziehungsstile‘, ‚Zwei-Ebenen-Analyse‘ und ‚Mehrebenenanalyse‘. Über dieses Stadium der begrifflichen Klärung hinaus zielt mein Versuch zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung auf die Frage, wie das wechselseitige Verhältnis zwischen Sozialstruktur, familialer Sozialisation und kindlicher Entwicklung theoretisch und empirisch genauer gefasst werden kann. Daran anknüpfend schlage ich vor, die Differenzierung der Sozialstruktur zu berücksichtigen. Es handelt sich um die Sozillage und das Sozialisationsmilieu. Die Ursachen der familialen Sozialisation umfassen sowohl die vertikalen, horizontalen und zeitlichen Lebensbedingungen einer Familie im System der sozialen Ungleichheit als auch die durch die sozialen und familialen Lebenserfahrungen erworbene Persönlichkeit der Eltern. Diese Ursachen beziehen sich auf die ‚Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen‘ sowie auf die ‚kindliche Persönlichkeitsformung und Bewältigung‘.

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung hat ein makro-analytisches Verfahren auf der Basis eines einfachen Ursache-Wirkungs-Prinzips verwendet, wonach die soziale Schicht die kindliche Entwicklung bestimmt. Das Problem dieses Ansatzes besteht in der Annahme direkter Wirkungszusammenhänge. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung (Bertram 1976a; Stein-

kamp/Stief 1978) setzt dagegen den Akzent auf ein Drei-Ebenen-Modell, das sich makro- und mikro-analytischer Verfahren bedient, um die Fehler der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung zu vermeiden: Soziale Ungleichheit – familiäre Sozialisation – kindliche Entwicklung bezeichnen die zentralen Elemente dieses Modells. Diese Forschungsrichtung bezieht sich auf die Kausalkette, die aus (a) der aktuellen Lage und der elterlichen Persönlichkeit im Sinne der Verbindung zwischen Makro- und Mikroebene, (b) den auf die elterliche Erziehung orientierten kognitiven oder intentionalen Eltern-Kind-Beziehungen sowie (c) der kognitiven und moralischen Entwicklung des Kindes besteht.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung bezweifelt zunächst, dass die nach Schichtenvariablen erfasste Zugehörigkeit *direkt* die elterliche Persönlichkeit oder die kindliche Entwicklung bestimmen soll. So versucht sie, statt der Schichtenlage die aktuelle Lage einer Familie zu erfassen, die aus der Position des Vaters im System der sozialen Ungleichheit resultiert und die die Ausformung der elterlichen Persönlichkeit beeinflusst. Darüber hinaus berücksichtigt sie zur konkreten Erklärung von Struktur und Prozessen der familialen Sozialisation die Übertragung der väterlichen Arbeitsbedingungen und -erfahrungen in das Familiensystem. Daran anknüpfend versucht sie, in ihrer Erklärung des elterlichen Erziehungsverhaltens nicht nur die aktuelle Lage, sondern auch die konkreten Familiensituationen – die innerfamiliäre Rollenverteilung, die Familienorganisation usw. – zu berücksichtigen. In diesem Sinne geht Bertram (1976a) davon aus, dass der Zusammenhang zwischen der sozialstrukturellen und der familialen Konstellation sich auf das elterliche Erziehungsverhalten auswirkt. Steinkamp / Stief (1978) gehen weiter davon aus, dass das elterliche Erziehungsverhalten eng mit den sozialstrukturellen Faktoren (den objektiven Schichtenvariablen, Berufsbedingungen und Arbeitserfahrungen des Vaters) zusammenhängt. Damit konzentriert sich die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung auf die Erklärung der familialen Sozialisation auf Grund der kognitiven oder intentionalen Eltern-Kind-Beziehungen.

Um die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung ist es seit Mitte der 1980er Jahre „sehr ruhig geworden“ (Grundmann 1994, S. 163). Ihre Weiterentwicklung gibt der Forschung Mittel, die Probleme der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung zu erkennen: die Gültigkeit der aktuellen Lage, die Verknüpfung von Makro- und Mikroebene, die Gültigkeit der kognitiven oder intentionalen Eltern-Kind-Beziehungen und die Vernachlässigung der aktiven Verhaltensweise des Kindes. Im Hinblick auf die Ursachen der familialen Sozialisation geht die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung *erstens* der Frage nach dem Einfluss sozialer Ungleichheit auf die elterliche Persönlichkeit, insbesondere der Frage nach der Wirkung der aktuellen Lage nach. Die heutige Diskussion über die mehrdimensionale Soziallage beschränkt nicht mehr auf die berufsrelevante Lage. Statt von der *Statuskonsistenz* der aktuellen Lage geht die

heutige Diskussion von der Statusinkonsistenz der mehrdimensionalen Soziallage aus (Herlyn 1985; Kreckel 1992, Dangschat 1998 usw.). In Bezug auf die Statusinkonsistenz geht mein Versuch davon aus, dass neben den vertikalen Lebensbedingungen auch horizontale Faktoren einer Familie für die Erfassung der Soziallage bedeutsam sind. Daneben berücksichtige ich die biographischen Erfahrungen der Eltern (v.a. in Arbeitswelt und Herkunftsfamilie). Daher gehe ich davon aus, dass die mehrdimensionale Soziallage statusinkonsistent sowohl die vertikalen und horizontalen Faktoren der Eltern als auch ihre biographischen Erfahrungen in Arbeitswelt und Herkunftsfamilie umfasst.

Zweitens geht mein Versuch von der sozialstrukturellen Differenzierung zwischen Soziallage und Sozialisationsmilieu aus. Das bedeutet, dass es die subjektorientierten, pluralisierten und dynamischen Sozialisationsmilieus gibt. Das Sozialisationsmilieu soll als die *Gruppe der elterlichen Persönlichkeit, wie sie auf der Makro- und der Mikroebene bestehen*, operationalisiert werden. Dazu sollen die bisherigen Erkenntnisse über die Auswirkung der aktuellen Lage (Schichtvariablen und Berufsvariablen) auf die elterliche Persönlichkeitsformung kritisiert werden. Statt von einer angenommenen Homogenität auf Grund der aktuellen Lage soll mein Versuch die Auswirkungen der Soziallage (vertikale, horizontale und zeitliche Faktoren) auf die elterliche Persönlichkeit berücksichtigen. Durch die Verwendung des Konzepts der Soziallage soll der *Einfluss der elterlichen Verhaltensweise* – familiäre Lebensformen, elterliche Partnerschaft, Rollenverteilung usw. – auch *auf ihre eigene Persönlichkeit* berücksichtigt werden. Damit will mein Versuch zur besseren Erklärung der elterlichen Persönlichkeit die Differenzierung und die Integration des sozialmoralischen Makro- und des erziehungsrelevanten Mikromilieus im Rahmen der Soziallage einer Familie neu diskutieren. Diese Konkretisierung der durch ihre Lebenserfahrungen erworbenen Persönlichkeit der Eltern ist nämlich für die Erklärung der elterlichen Erziehung und der kindlichen Entwicklung bedeutsam. Diese neue Erörterung der Soziallage und des komplexen Sozialisationsmilieus scheint mir für die Erklärung der Qualitätsunterschiede der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen sehr wichtig zu sein.

Drittens steht im Mittelpunkt der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung die Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehungen für die kindliche Entwicklung. Zunächst hat sie dafür das Familiensystem als eher statische Einheit betrachtet. Im Rahmen des bürgerlichen Kernfamiliensystems hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung die kognitiven oder intentionalen Eltern-Kind-Beziehungen berücksichtigt. Ihr Interesse an Eltern-Kind-Beziehungen hat sehr stark die elternzentrierte Perspektive betont, wonach die Eltern in ihrer Erziehung entsprechend ihren Vorstellungen vom Wünschenswerten (Erwartungen an ihre Kinder) ihre kognitiven oder intentionalen Problem- und Konfliktlösungsstrategien verwenden. Statt dieser Perspektive soll

untersucht werden, *inwieweit in den alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen intentionale, nicht-intentionale und diskrepante Erziehungspraktiken entstehen*. Zu diesem Zweck bezieht sich mein Versuch darauf, dass die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen eher mit der Soziallage einer Familie als mit den elterlichen Erziehungszielen zusammenhängen.

Viertens hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung die aktive Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise des Kindes als Folge der familialen Sozialisation vernachlässigt. Kinder bilden durch ihre aktiven Bewältigungsversuche in ihren jeweiligen Sozialisationsbedingungen Gefüge von Merkmalen, Eigenschaften, Einstellungen und Handlungskompetenz aus. Um diese zu berücksichtigen, geht mein Versuch davon aus, dass die kindliche Entwicklung durchaus mit der Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungserfahrungen zusammenhängt. Die dadurch erworbene Grundkompetenz des Kindes wirkt auf sein aktives Bewältigungsverhalten gegenüber seinen Entwicklungsaufgaben. In diesem Sinne stehen Soziallage und Sozialisationsmilieu der Eltern in engem Zusammenhang mit der aktiven Bewältigung des Kindes.

Fünftens soll hier eine Alternative zur Methode der Sozialisationsforschung vorgeschlagen werden. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat sich auf quantitative Methoden gestützt. Daher hat sie sich auf die statistisch erfassbaren Eltern-Kind-Beziehungen beschränkt. Damit könnte die quantitative Methode für die Erklärung der alltäglich praktischen Eltern-Kind-Beziehungen einige Probleme haben, weil sie sich nur auf die statistischen Eltern-Kind-Beziehungen bezieht. Zur praktischen Beobachtung der alltäglich situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungserfahrungen könnte eine Änderung der empirischen Methode in Frage kommen. So konzentriert sich mein Versuch auf die Kombination des quantitativen mit dem qualitativen Verfahren, um die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen realitätsangemessen zu untersuchen.

Mein Versuch zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung basiert auf Grund der vorgebrachten Kritik auf folgenden Überlegungen: (1) Ich muss die Ursachen der familialen Sozialisation neu berücksichtigen. Dafür konzentriere ich mich auf die sozialstrukturelle Differenzierung von Soziallage und Sozialisationsmilieu; (2) ich zielen statt der intentionalen elterlichen Erziehungspraktiken auf die Berücksichtigung der Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen; (3) ich muss die aktive Bewältigung des Kindes in seinem Sozialisationsmilieu behandeln und (4) entsprechende Alternativen in empirischen Fragen entwickeln.

Mit dieser Aufgabe wird sich meine Arbeit in den folgenden fünf Kapiteln befassen: In *Kapitel 1* fasse ich die schichtenspezifische Sozialisationsforschung als Vorstufe der auf die soziale Ungleichheit orientierten Sozialisationsforschung zusammen. In *Kapitel 2* fasse ich die theoretische und empirische Be-

mühung der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung zusammen. In *Kapitel 3* beziehe ich mich auf den Wandel in der deutschen Gesellschaft als einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft und auf die gegenwärtige Sozialisationsforschung. In *Kapitel 4* versuche ich, die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung durch Bezugnahme auf Sozillage, Sozialisationsmilieu, familiäre Sozialisation und kindliche Entwicklung weiter zu entwickeln. Und schließlich schlage ich in *Kapitel 5* eine methodische Alternative vor.

Kapitel 1:

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung war in der Soziologie eine wichtige Forschungsrichtung zur Erklärung der kindlichen Entwicklung. Sie begann theoretisch und empirisch im amerikanischen Raum und hat nach dem Weltkrieg im deutschen Sprachraum Fuß gefasst.

Sie basiert auf den drei zentralen Elementen soziale Schicht, elterlicher Erziehungsstil und kindliches Lernen, die im Folgenden eingeführt werden sollen:

- Welche Bedeutung hat der zentrale Begriff ‚soziale Schicht‘ in der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung?
- Wie stellt die schichtenspezifische Sozialisationsforschung den Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und elterlichen Erziehungsstilen her?
- Wie interpretiert die schichtenspezifische Sozialisationsforschung kindliches Lernen?

1.1 Schichtenspezifische Sozialisationsforschung in den USA

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung wurde seit den 1930er Jahren in den USA betrieben (vgl. Bronfenbrenner 1958, S. 402f.). Zu ihren herausragenden Arbeiten gehört „Social Class and Color Differences in Child Rearing“ von Davis and Havighurst aus dem Jahr 1946. Diese Arbeit wird häufig als *Chicago-Studie* bezeichnet. Die Autoren gehen davon aus, dass die soziale Schicht entscheidend die elterlichen Erziehungsstile und das kindliche Lernen beeinflusst.

1.1.1 Sozialprestige und soziale Schicht

Die Chicago-Studie untersuchte Sozialisationsprozesse in der amerikanischen Gesellschaft. In der amerikanischen Gesellschaft gab es zu dieser Zeit drei deutlich voneinander abgrenzbare kulturelle Systeme: (1) die allgemeine amerikanische Kultur. Diese besteht aus der Sprache und einigen weit verbreiteten Gemeinsamkeiten hinsichtlich Hygiene, Bekleidung, dem Leben in Häusern, dem Gebrauch von Geräten, dem Gebot der Monogamie und dem Verbot von Inzest und Mord sowie einigen demokratischen Idealen. Die beiden anderen wichtigen kulturellen Systeme sind (2) die Kultur sozialer Schichten und (3) die Kultur ethnischer Gruppen (vgl. Davis/Havighurst 1946, S. 699).

Die Chicago-Studie konzentriert sich auf die kulturelle Einfachstruktur der sozialen Schichtung innerhalb der amerikanischen Gesellschaft. So geht sie davon aus, dass die Stellung der Menschen innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie durch die von ihnen erreichte Berufsposition bestimmt wird. Anhand der Berufs-

position können die soziale Prestigegruppen unterschieden werden, die in höhere und niedrigere Ränge gegliedert ist. Nach dieser Vorstellung kommt es der Chicago-Studie vor allem auf die homogenen sozialen Gruppen vom sozialen Oben bis Unten an: „So powerful are the social-class cultures that they tend to influence all the *general American cultural behaviors*. It is a fact that the specific form of the American language used, or of clothes, or of food, or of house, or even the social definition of a monogamous relationship varies by social class“ (Davis/Havighurst 1946, S. 699f.). Daher geht die Chicago-Studie davon aus, dass die Berufsposition eine wichtige Dimension für die Zuweisung eines höheren oder tieferen Ranges im System der sozialen Unterschiede darstellt.

Die Chicago-Studie baut empirisch entscheidend auf den von Warner entwickelten zwei Verfahrensweisen, der Methode der „Evaluated Participation“ (E.P.) und dem „Index of Status Characteristics“ (I.S.C.) auf. Die Methode der E.P. misst die Rangordnung in der amerikanischen Gesellschaft, in der die Mitglieder nach ihrer anerkannten Bewertung eingestuft werden¹. In der tatsächlichen Untersuchung werden die Unterschiede der sozialen Schicht (I.S.C.) ausschließlich anhand der beruflichen Stellung des Vaters identifiziert. So geht die Chicago-Studie theoretisch und empirisch davon aus, dass die Verteilung nach höherem oder niedrigerem Sozialprestige (Rangsysteme) tatsächlich notwendig mit dem sozialen Schichtgefüge zusammenhängt. Die Chicago-Studie setzt weiter voraus, dass es in der amerikanischen Gesellschaft keine exakte Anzahl sozialer Schichten gibt. Dennoch geht sie davon aus, dass sich auch in einer amerikanischen Gesellschaft Ober-, Mittel- und Unterschicht identifizieren lassen (vgl. Davis 1948, S. 9)².

Vor diesem Hintergrund konzentriert sich die Chicago-Studie auf die Unterschiede zwischen den elterlichen Erziehungsstilen. Sie fragt danach, „(1) what are the training demands exerted upon the White and Negro child in lower class and middle class in Chicago, and (2) what is the extent of the difference in the other conditions surrounding the training?“ (Davis/Havighurst 1946, S. 700).

1.1.2 Unterschiede in den elterlichen Erziehungsstilen

Davis/Havighurst interviewten in ihrer Studie zunächst 100 weiße und 100 schwarze Mütter von Vorschulkindern. Jede Familie wurde anhand der I.S.C.-Skala von Warner entweder der Mittelschicht (48 Weiße; 50 Schwarze) oder der

1 Die Methode der E.P. ermittelt die subjektive Vorstellung der Befragten. Durch einen Vergleich von Selbsteinschätzung und Fremdeinschätzung ergibt sich das jeweilige Sozialprestige einer Person oder Familie.

2 Wenn ein Individuum in einer Gesellschaft den Beruf mit dem höchsten Prestige (wie Arzt, Anwalt, Besitzer und Manager von Großunternehmer) innehat, wird ihr in dieser Untersuchung Stufe „1“ zugewiesen. Dagegen werden Inhaber ungelerner Berufe Stufe „7“ zugeschlagen. Da diese Studie eine Zwei-Schichten-Einteilung (Mittel- und Unterschicht) vornimmt, ordnet sie die Gruppen „1“ bis „3“ der Mittelschicht, die Stufen „4“ bis „7“ der Unterschicht zu (vgl. Havighurst/Davis 1955, S. 439).

Unterschicht (52 Weiße; 50 Schwarze) zugeordnet. Damit zielt die Chicago-Studie darauf ab zu zeigen, dass Mütter aus unterschiedlichen Schichten unterschiedliche Erziehungsstile anwenden, dass diese schichtenspezifischen Unterschiede zwischen den elterlichen Erziehungsstilen größere Bedeutung haben als die ethnischen Unterschiede (Weiße vs. Schwarze), und schließlich dass die soziokulturelle Rangordnung nach der sozialen Schicht auch das kindliche Lernen beeinflusst.

Fast alle Dimensionen des kleinkindlichen Lernens stehen in einem engen Zusammenhang mit den mütterlichen Erziehungsstilen. Davis/Havighurst vermuten, dass das kleinkindliche Lernen überhaupt in wesentlichen Teilen von den mütterlichen Aktivitäten geprägt ist. Diese umfassen Stillen, Reinigung sowie die Reaktion auf aggressives und sexuelles Verhalten usw.

Davis/Havighurst teilen die wichtigsten Ergebnisse ihrer Studie nach schichtspezifischen und ethnischen Unterschieden auf und fassen sie folgendermaßen zusammen (Davis/Havighurst 1946, S. 710; Davis 1948, S. 13):

- (1) Es gibt tatsächliche Unterschiede in den Erziehungsstilen zwischen beiden Schichten: Die Mütter der Unterschicht stillen häufiger, nähren mehr auf Verlangen ihres Kleinkindes, lassen den Säugling an Brust und Flasche länger als zwölf Monate trinken, entwöhnen ihn also später von Brust und Flasche, und erlauben den Kindern, länger auf der Straße zu bleiben sowie häufiger ins Kino zu gehen. Demgegenüber beginnen die Mütter aus der Mittelschicht früher mit der Reinlichkeitserziehung, sind strenger beim Stillen und erwarten von ihren Kindern sowohl früher Verantwortung als auch Hilfe im Haushalt. Die Mütter aus der Mittelschicht sind auch in ihrer kleinkindlichen Erziehung gegenüber aggressivem und sexuellem Verhalten und in Bezug auf Leistungsdruck fordernder als diejenigen aus der Unterschicht.
- (2) Es gibt auch Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen in der Erziehung ihrer Kleinkinder. Schwarze sind freizügiger als Weiße bei Stillen und Entwöhnung, aber sie sind strenger in der Reinlichkeitserziehung.

Insgesamt erscheinen aber die herausgefundenen Unterschiede zwischen den elterlichen Erziehungsstilen deutlich schichtenspezifisch.

1.1.3 Kindliches Lernen

Weiter fragt die Chicago-Studie danach, in welcher Art und Weise die soziale Schichtzugehörigkeit das kindliche Lernen beeinflusst. Sie konzentriert sich auf die Erklärung der kulturellen Internalisierung des Kindes durch das Reiz-Reaktion-Lernen. Kinder lernen komplexe Verhaltensweisen mit Hilfe schichtenspezifischer Erziehungspraktiken (Strafe und Belohnung). Eltern strafen ihre Kinder für unerwünschte und belohnen sie für erwünschte Handlungen. In solchen Prozessen erwerben Kinder grundlegende Handlungsdispositionen. Im Zusam-

menhang mit der Handlungsmotivation baut die Chicago-Studie auf den psychoanalytischen Dimensionen ‚Angst‘, ‚Schuldgefühle‘ usw. auf. Als Beispiele behandelt sie das sexuelle Verhalten und die physische Aggression. Die Kultur der Mittelschicht lehrt Individuen von Kindheit an, dass sexuelle Handlungen und physische Aggression, mehr als andere Verhaltensweisen, entweder verhindert oder kontrolliert werden müssen: „Sex and aggression (including stealing) become, if not ‚properly‘ controlled and guided according to the middle-class cultural standard, the most dangerous forms of behavior to a person of middle-class status. The middle-class child is taught his lesson by precept and example. For a large proportion of middle-class people, therefore, sex has been stamped as ‚dirty‘, or ‚unimportant‘, and filled with anxiety, because in both their childhood and adolescence their own sexual responses were made to appear too dangerous socially by their parents and teachers“ (Davis 1948, S. 31f.). Der den Handlungen innewohnende relevante Grad an Angst, Schuldgefühlen oder Frustration ist durchaus je nach Schicht unterschiedlich. Im Fall der Kinder aus der Mittelschicht fanden die Forscher ein hohes Maß an Angst und Schuldgefühl in Bezug auf physische Aggression und sexuelles Verhalten heraus. Im Fall der Kinder aus der Unterschicht waren solche Gefühle schwächer ausgeprägt (vgl. Davis 1948, S. 37).

Die schichtenspezifische Erziehung gibt den Kindern den Anstoß, sich entweder selbst um angepasste Handlungen zu bemühen oder drohenden Strafen der Eltern auszuweichen. Je höher die soziale Schicht der Eltern, desto eher sind die Kinder anpassungsbereit: Kinder aus der Mittelschicht erlernen die soziokulturell geprägten Charakterzüge ihrer Eltern *durch deren strenge Kontrolle*. Im Unterschied dazu erwerben Kinder der Unterschicht *durch den permissiven Erziehungsstil* ihrer Eltern ihren schichtenspezifischen Charakter. So hat die Chicago-Studie als erste darauf hingewiesen, dass das kindliche Lernen die kulturelle Internalisierung der schichtenspezifisch differenzierten Charakterzüge bedeutet. Die sozialen Rangordnungen wirken sich insbesondere auf die Bedingungen des kindlichen Lernens aus. Wenn Personen keine freien Kontakte zu unterschiedlichen Schichtkulturen haben, können sie nichts von deren spezifischen Formen der gesellschaftlichen Kultur wie Sprache, Methode der elterlichen Erziehungsstile, Moral und soziale und psychologische Ziele lernen (vgl. Davis 1948, S. 7). „A child cannot learn his mores, social drives, and values – his basic culture – from books. He can learn a particular culture and a particular moral system only from those people who know this behavior“ (Davis 1948, S. 10). „The child’s social learning takes place chiefly in the environments of his family and its friends, and of his own play-group. All these groups, we now know, are restricted in the range of their social and cultural participation by social-class barriers. Thus the culture of both the child’s family and his play-group become class-typed. This social class patterning of the child’s learning ... extends from control of the types of food he eats and of the way he eats it to the kinds of sexual, aggressive, and educational train-

ing he receives“ (Davis 1948, S. 12). Damit betont die Chicago-Studie, dass die soziale Schichtzugehörigkeit direkt das kindliche Lernen beeinflusst.

Die Chicago-Studie lässt sich wie folgt zusammenfassen: (1) Sie geht davon aus, dass das Gefüge soziales Prestiges sich in Unterschiede der sozialen Schicht ausdrückt, welche durch die väterliche Berufsposition bestimmt sind. (2) Die soziale Schichtzugehörigkeit bewirkt Unterschiede in den elterlichen Erziehungsstilen. Die von Müttern der Mittelschicht ausgeübte Kontrolle ist strenger in der Erziehung ihres Kindes bei Fütterung, Abstillen, Reinlichkeitserziehung usw. Im Unterschied zu ihnen sind die Mütter der Unterschicht im Allgemeinen permissiver. (3) Die Chicago-Studie kommt also zu dem Ergebnis, dass es entscheidende Unterschiede in den Erziehungsstilen zwischen Mittel- und Unterschichten gibt, obwohl auch einige ethnische Unterschiede zwischen Weißen und Schwarzen existieren. (4) Die soziale Schicht wirkt sich auch auf die kindliche Internalisierung eigener schichtenspezifischen Charakterzüge aus.

1.2 Weiterentwicklung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung in den USA

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung in den USA legte in 1950er Jahre drei bedeutsame Untersuchungsergebnisse vor: Bronfenbrenner (1958) hat in einer Sekundäranalyse der US-amerikanischen Forschungsergebnisse seit den 1930er Jahren (1) die Veränderung der elterlichen Erziehungsstile bestätigt; (2) Littman et al (1957) haben auf Grund ihrer Untersuchungsergebnisse festgestellt, dass es keine bemerkenswerten schichtenspezifischen Unterschiede zwischen den elterlichen Erziehungsstilen gibt und schließlich haben Miller/Swanson (1958) festgestellt, dass (3) die Unterschiede in den elterlichen Erziehungseinstellungen und -stilen vielmehr durch das Integrationssetting erklärt werden können. Diese Untersuchungsergebnisse spielt für den Entwurf der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung eine wichtige Rolle.

1.2.1 Veränderung elterlicher Erziehungsstile

Bronfenbrenner hat 1958 „Socialization and Social Class Through Time and Space“ veröffentlicht. Er versucht hier, die Untersuchungen (vgl. Tab. 1, S. 402f.) zu vergleichen, die während der vorausgegangenen 25 Jahre (1930-1955) in den USA durchgeführt worden sind. In seiner Sekundäranalyse kommt er zu dem Schluss, *dass während 25 Jahren sich die schichtenspezifischen Erziehungsstile der Eltern verändert haben, so dass Ergebnisse älterer Untersuchungen entsprechend diesem Wandel an Aussagekraft verloren haben.* Er geht zwei Fragestellungen nach: (1) Auf welche Art und Weise wurde die ‚soziale Schicht‘ in den vorangegangenen Untersuchungen bestimmt? (2) Wie haben sich die schichtenspezi-

fischen Unterschiede der elterlichen Erziehungsstile in der Pflege von Kleinkindern verändert?

Bronfenbrenner weist zunächst darauf hin, dass in den meisten Forschungen die Schichtverteilung auf dem „sozioökonomischen Status (SES)“ basiert und es nach Havighurst und Davis ein dichotomes, aus Mittel- und Unterschicht (Arbeiterklasse) bestehendes Schichtengefüge gibt (vgl. Bronfenbrenner 1958, S. 404).

Danach betrachtet er, wie sich die schichtenspezifischen Unterschiede zwischen den elterlichen Erziehungsstilen in der Pflege von Kleinkindern (z.B. Abstillen, Entwöhnung, Reinlichkeit) zwischen 1930 und 1955 in den USA verändert haben. Zunächst hat er durch einen Vergleich herausgefunden, dass die amerikanischen Mütter in der Pflege zweijähriger Kinder immer permissiver geworden sind und dass es dennoch konsistent schichtenspezifische Unterschiede in den elterlichen Erziehungsstilen gibt. Um diese Veränderung der elterlichen Erziehungsstile zu erklären, konzentriert er (1958, S. 407) sich auf die Häufigkeit des Bruststillens und die zeitliche Planmäßigkeit des Stillens. Unabhängig von der Schichtzugehörigkeit der Mutter wandelt sich der Erziehungsstil vom planmäßigen Stillen in der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg immer stärker zum Stillen auf Verlangen des Kindes. Besonders Eltern aus der Mittelschicht sind vom planmäßigen Stillen abgerückt, das früher befürwortet worden war. Früher waren beide Erziehungsstile – Bruststillen und Stillen auf Verlangen des Kindes – in der Mittelschicht weniger verbreitet als in der Unterschicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg findet jedoch eine deutliche Umkehr dieser Tendenz statt. Ferner zeigen andere Erziehungsstile – Entwöhnung und Reinlichkeitserziehung – eine schichtübergreifend sehr ähnliche Tendenz. „There is a general tendency in both social classes to wean the child earlier from the breast but, apparently, to allow him to suck from a bottle till a somewhat later age. (...) In the earlier period, middle-class mothers were exerting more pressure; they weaned their children from the breast and bottle and carried out bowel and bladder training before their working-class counterparts. But in the last ten years the trend has been reversed – it is now the middle-class mother who trains later“ (Bronfenbrenner 1958, S. 409).

Bronfenbrenner hat also eine Veränderung in der Pflege von Kleinkindern beobachtet. Dabei hat bei den meisten Müttern die Bereitschaft zugenommen, den Rat unmittelbar erreichbarer Medien (z.B. Bücher, Zeitschriften) und Experten (Ärzte und Berater) anzunehmen. Eine besonders wichtige Beobachtung Bronfenbrenners liegt darin, dass trotz der allgemein erhöhten Bereitschaft die Mütter der Mittelschicht eher als die der Unterschicht allgemeine Informationen zur Pflege von Kleinkindern einholen. „Middle-class mothers are much more likely than those in the working class to read Spock’s best-seller, *Baby and Child Care* and similar publications“ (Bronfenbrenner 1958, S. 411). Er weist also darauf hin, dass diese Veränderungen in der Pflege von Kleinkindern – vor allem seitens der Mütter der

Mittelschicht – einem Wandel der Anschauungen entsprechen (Bronfenbrenner 1958, S. 424).

Bronfenbrenner geht weiter davon aus, dass Eltern der Mittelschicht permissiver, toleranter, liebe-orientierter und emotional wärmer sind als Eltern der Unterschicht. Das findet seinen Ausdruck in der elterlichen Haltung gegenüber den Bedürfnissen und Wünschen ihrer Kinder, der Beurteilung der Schulleistungen, der elterlichen Bestrafungstechnik und in den alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen. Die elterlichen Erziehungsstile der Mittelschicht sind auf vielen Gebieten permissiver geworden. Als neuer Trend zeichnet sich hier ab, die Bewegungsfreiheit der Kinder außerhalb des Hauses streng zu handhaben (Bronfenbrenner 1958, S. 414). Dieser Zunahme an Permissivität stehen im Vergleich zur Unterschicht höhere Erwartungen gegenüber. Eltern der Mittelschicht erwarten, dass ihre Kinder früher unabhängig, verantwortlich im Haus und leistungsfähig in der Schule sind. „More middle-class mothers expected their children to go to college, but they were less likely to say that it was important for their child to do well in school“ (Bronfenbrenner 1958, S. 415). Eltern der Unterschicht strafen eher körperlich als diejenigen der Mittelschicht, während die Eltern der Mittelschicht mehr auf psychologische Methoden wie Appell an die Vernunft, Isolierung, Appell an das Schuldgefühl sowie auf die Drohung mit Liebesentzug bauen. Diese Befunde bedeuten, dass Eltern aus der Mittelschicht zwar in gewisser Hinsicht bei der Bestrafung der Kinder nachsichtiger sind, dafür aber Methoden verwenden, die faktisch zwingender sind. Die Mittelschicht verstärkt das Moment des Zwanges noch durch die Anwendung der psychologischen Erziehungsmethoden, die dem Kind als Strafe die elterliche Liebe entziehen. „Middle-class parents are in fact using techniques of discipline which are likely to be effective in evoking the behavior desired in the child“ (Bronfenbrenner 1958, S. 419). Während der 25 Jahre, die Bronfenbrenner ausgewertet hat, waren die elterlichen Erziehungsstile in der Mittelschicht emotional wärmer geworden (vgl. Bronfenbrenner 1958, S. 420); hinzu kommt, dass die Mittelschicht komplexere Erziehungsmethoden als die Unterschicht verwendet.

Durch die vergleichende Analyse vieler Untersuchungen hat Bronfenbrenner herausgefunden, dass sich die Kindererziehung in den USA im Lauf der von ihm untersuchten 25 Jahre beträchtlich verändert hat. Eltern der beiden Schichten sind allgemein von der strengen Erziehungsart abgerückt, die in den frühen dreißiger Jahren befürwortet wurde. Besonders Eltern der Mittelschicht haben sich pädagogischen Formen zugewandt, die größere Toleranz gegenüber den Regungen und Wünschen des Kindes, freiere Äußerung liebevoller Zuneigung und vermehrtes Vertrauen in psychologische Bestrafungsmethoden beinhalten. Sie bevorzugen Methoden wie vernünftiges Zureden und den Appell an das Gewissen statt direkter Arten der körperlichen Strafe. So scheinen im Lauf der Zeit die Unterschiede zwischen den Erziehungsstilen der Mittel- und der Unterschicht klarer und konsis-

tenter zu werden. Außerdem macht Bronfenbrenner darauf aufmerksam, dass die Massenmedien sowie die von staatlichen und kommunalen Behörden und Experten veröffentlichten Publikationen bei den Veränderungen elterlicher Werte und Verhaltensweisen eine Rolle bedeutende spielen.

1.2.2 Keine bemerkenswerten schichtenspezifischen Unterschiede zwischen den elterlichen Erziehungsstilen

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung hat sich bis zur Mitte der 1950er Jahre nicht nur auf die Unterschiede in den elterlichen Erziehungsstilen zwischen den sozialen Schichten bezogen, sondern auch auf die Rolle der Mutter als zentraler Agentur der kindlichen Erziehung. Littman/Moore/Pierce-Jones (1957) setzen sich mit dieser Perspektive auseinander. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass sich nicht nur keine bemerkenswerten schichtenspezifischen Unterschiede zwischen elterlichen Sozialisationspraktiken beobachten lassen, sondern auch, dass die Sozialisationsforschung bis dahin die Rolle des Vaters im Sozialisationsprozess vernachlässigt hat. Somit legen sie ein Resultat vor, das für die Weiterentwicklung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung von großer Bedeutung ist.

Littman/Moore/Pierce-Jones haben in Eugene, Oregon, die elterlichen Erziehungspraktiken der Mittel- und der Unterschicht untersucht. Mit ihren Untersuchungsergebnissen belegen sie detailliert, dass die von ihnen untersuchten Personen kaum bedeutsame schichtenspezifische Unterschiede hinsichtlich der elterlichen Erziehungsstile für die Kleinkinder wie Abstillen und Entwöhnung, Reinlichkeitserziehung, Aggressionskontrolle, Mithilfe der Kinder im Haushalt, Strafe usw. zeigen. Die Eugene-Studie stellt eine seriöse Widerlegung der bis dahin veröffentlichten Studien über den Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und elterlichen Erziehungsstilen dar. Sie kommt zu dem Schluss, dass es keine allgemeinen und tief greifenden Unterschiede zwischen den elterlichen Erziehungsstilen auf Grund der sozialen Schichtzugehörigkeit gibt (Littman et al. 1957, S. 701f.), während die Chicago-Studie klare schichtenspezifische Unterschiede der elterlichen Sozialisationspraktiken herausgearbeitet hatte.

Unter anderem hat die Eugene-Studie auf die Rolle des Vaters im Rahmen der familialen Sozialisation hingewiesen. Obwohl sie in den elterlichen Erziehungsstilen keine Unterschiede zwischen den sozialen Schichten findet, findet die Studie in der Anwendung der Bestrafungstechniken Unterschiede zwischen Vätern und Müttern heraus. Die Technik der Isolation wenden Mütter viel eher an als Väter (Littman, u.a. 1957, S. 700). Auch fand diese Untersuchung sehr viel häufiger intensive Vater-Kind-Beziehungen als nach den vorangegangenen Studien zu erwarten gewesen wäre. Ihr Verdienst liegt darin, dass sie (1) auf die Bedeutung der Rolle des Vaters für die kindliche Entwicklung hingewiesen und (2) der elterlichen und sozialen Werte herausgearbeitet hat. So kamen Littman et al. (1957, S.

703) auf Grund ihrer Ergebnisse zur Berücksichtigung der elterlichen oder sozialen Werte: „A socialization practice may be considered in the light of a set of parental or societal values“. Somit kommt die Eugene-Studie zu dem Schluss, dass es keine schichtenspezifischen Unterschiede in den elterlichen Erziehungsstilen gab, dass daher eine Weiterentwicklung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung unter Einschluss anderer Grundannahmen notwendig ist, und schließlich dass die zukünftige Sozialisationsforschung die von Vater verinnerlichten sozialen Werte berücksichtigen muss, um die fundamentale Bedeutung der schichtenspezifischen familialen Sozialisation zu erkennen.

1.2.3 Das Integrationssetting

Eine andere bedeutende Untersuchung wurde von Miller/Swanson (1958) in Detroit angestellt. Die Detroit-Studie geht zunächst davon aus, dass der sozialstrukturelle Wandel der Stadt die familiäre Sozialisation beeinflusst. Die Autoren brachten das Argument vor, dass die Urbanisierung den wirtschaftlichen und demographischen Wandel herbeiführe. Auf Grund von Produktionsfortschritten werden in der Landwirtschaft Arbeitskräfte freigesetzt. Es entsteht Landflucht. Die daraus resultierende Stadtentwicklung ist eng mit der neuen städtischen Sozialstruktur verbunden. Auf Grund der Veränderung der Bevölkerungs- und Arbeitsteilungsstruktur in der Stadt haben die Autoren der Detroit-Studie die Frage gestellt, wie der Zusammenhang zwischen dem neuen Wandel der städtischen Sozialstruktur sowie entsprechender Werte und Verhaltensweisen auf der einen und der Pflege von Kleinkindern auf der anderen Seite erklärt werden kann.

In diesem Sinne bestreiten Miller/Swanson den engen Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit einerseits und Wertvorstellungen und Verhaltensweisen andererseits. Die Homogenität der alten oder neuen Lebensstile wird durch den Wandel der Berufsstruktur und die entsprechenden Erfahrungen in der Stadt differenziert. *Diese Lebensstile haben sich allmählich nicht im Rahmen einer sozialen Schicht³, sondern auf Grund eines „Integrationssettings“ herausgebildet*, welches sich quer zu den Schichtgrenzen durch die Gesellschaft zieht. Mit dem Konzept des Integrationssettings kann man zwischen den Lebensstilen einer „alten“ und einer „neuen“ Mittelschicht unterscheiden. Diese Unterscheidung erfolgt unter anderem anhand der „Berufserfahrungen“: Während der Lebensstil der alten Mittelschicht seine Grundlage in der Unternehmenstätigkeit hat, geht der Lebensstil der neuen Mittelschicht aus der Dienstleistungstätigkeit hervor. So gibt es innerhalb der Mittelschicht das unternehmerische und das bürokratische Integrationssetting. Die Zugehörigkeit zum unternehmerischen Integrationssetting lässt

3 Die Autoren erklären die Schichteinteilung wie folgt: „The social class placement of the families began with the assignment of the occupation of the husband to one of the U.S. Bureau of the Census. This code provides a set of broad labels under which more special job titles can be arranged“ (Miller/Swanson 1958, S. 81).

sich durch die Beteiligung an einer ökonomischen Organisation charakterisieren, die folgende Merkmale aufweist: geringe Größe, einfache Arbeitsteilung, relativ geringe Kapitalbildung und fluktuierendes Einkommen durch Risikoübernahme und Wettbewerb. Kinder, die in einem unternehmerischen Zuhause aufwachsen, werden angehalten, in hohem Maß rational zu sein, starke Selbstkontrolle zu üben, voller Selbstvertrauen zu sein und eine aktive, einflussreiche Stellung gegenüber ihrer Umwelt einzunehmen.

Im Vergleich dazu ist das Integrationssetting der bürokratischen Mittelschicht durch eine hoch spezialisierte Arbeitsteilung strukturiert. Hier gestaltet sich das Einkommen als Lohn oder Gehalt, und Bewegungen im Einkommen ergeben sich aus spezialisierter Ausbildung und nicht so sehr durch Erfolg in der Risikoübernahme. Den Familien dieses Integrationssettings steht im Fall persönlicher Notlagen staatliche Hilfe zu. Arbeitsplatz und Einkommen sind sicher. Kinder, die in einem Zuhause der bürokratischen Mittelschicht aufwachsen, werden dazu angehalten, sich anzupassen, ihre Impulse bisweilen spontan zum Ausdruck zu bringen und ihre Verhaltensrichtlinien aus den Organisationsprogrammen zu beziehen, an denen sie teilhaben (Miller/Swanson 1958, S. 57f.).

Auch in der Unterschicht untersuchen Miller/Swanson die beiden Integrationssettings. Sie zeigen aber, dass es fast keine Unterschiede zwischen dem Setting der unternehmerischen und dem der bürokratischen Unterschicht gibt. Unterschichtangehörige leiden im Allgemeinen unter der Ungewissheit hinsichtlich der Höhe und der Sicherheit des familialen Unterhalts, weil die Zugehörigkeit zur Unterschicht eng mit relativ knappen Ressourcen zusammenhängt. Sie sind meistens ungelernete Arbeiter oder sind gerade aus dem Ausland eingewandert. Daher bietet sich ihnen nur die radikale Anpassung an ihre Umwelt, wenn sie ihre materiellen Bedürfnisse decken wollen. Sie haben keine Pläne für ihre Zukunft und reagieren nur mittelbar auf die aktuellen Probleme. Daher können Eltern der unternehmerischen oder bürokratischen Unterschicht kaum erwarten, dass ihre Kinder sich in Selbstkontrolle und Selbstvertrauen üben oder eine aktive und Einfluss nehmende Haltung gegenüber ihrer Umwelt aneignen.

Ein bedeutsames Ergebnis dieser Studie besteht in der Herausarbeitung der Erziehungsstile der bürokratischen Mittelschichteltern. Trotz sich verbessernder ökonomischer Bedingungen und beruflicher Sicherheit erziehen die bürokratischen Mittelschichteltern ihre Kinder zur Anpassung an ihre Umwelt. So ähneln die elterliche Erziehungsstile der bürokratischen Mittelschicht sehr denjenigen der beiden Integrationssettings in der Unterschicht: „We anticipated that Detroit area mothers in the older middle classes would be more likely than lower-class mothers to train their children in an active and manipulative view of the world and to stress responsibility and independence. No such differences appeared between these classes. A comparison of middle- and lower-class mothers classified as bureaucratic showed that there were an insignificant number of differences between

them in the way they trained their youngsters. Similarly, entrepreneurial and bureaucratic lower-class mothers did not differ in methods of child rearing to any notable extent“ (Miller/Swanson 1958, S. 144).

Zusammenfassend liegt das Verdienst der Detroit-Studie in der Entdeckung der verschiedenen Integrationssettings, die auf Unterschieden in den väterlichen Berufserfahrungen (bürokratisch oder unternehmerisch) basieren. Die Detroit-Studie gelangt daher zu der Erklärung, dass nicht die soziale Schicht, sondern das schichtenspezifische Integrationssetting die Unterschiede der elterlichen Erziehungsstile entscheidend beeinflusst.

1.2.4 Zusammenfassung

Die theoretische und empirische Weiterentwicklung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung in den USA liegt (1) in der Erfassung der Veränderung elterlicher Erziehungsstile durch den sozialen Wandel (Bronfenbrenner 1958), (2) in der Feststellung, dass es keine bemerkenswerten schichtenspezifischen Unterschiede in den Erziehungspraktiken der Eltern gibt (Littman et al. 1957) und (3) schließlich in der Aufdeckung des Zusammenhangs zwischen den schichtenspezifischen Integrationssettings (Subkulturen) und den elterlichen Erziehungsstilen (Miller/Swanson 1958).

Sewell (1963) hat sich folgendermaßen zu Gunsten der Fortführung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung geäußert: „Studies of social class and socialization indicate that the earlier emphasis on social-class differences was mainly on specific child-rearing practices. All of these studies emphasized social-class differences in toilet-training and weaning and a limited number of other specific infant-care techniques. (...) During the past five years, studies of social class and socialization have had, for the most part, a different emphasis. They have been concerned with such things a differences in the quality of family relationships, patterns of affection and authority, conceptions of parenthood, parents' expectations for the child, and other aspects of parent-child relationships. Kohn's studies of social class in relation to parental values, authority, and the allocation of parental responsibilities are good illustrations of the trend“ (Sewell 1970, S. 572).

1.3 Schichtenspezifische Sozialisationsforschung in der BRD

In Deutschland hat die soziologische Sozialisationsforschung früher als in den USA angefangen. Schon in den 1930er Jahren hat das von Horkheimer geleitete „Institut für Sozialforschung“ eine Untersuchung begonnen, die sich auf den Pro-

zess der kulturellen Persönlichkeitsformung bezogen hat⁴. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat sich in der Bundesrepublik ein starker gesellschaftlicher Wandel vollzogen. Vor diesem Hintergrund haben die Autoren der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung in der BRD mit der Rezeption des theoretischen und empirischen Modells der USA die Analyse der familialen Sozialisation versucht. Später hat sich die schichtenspezifische Sozialisationsforschung im Rahmen der bildungspolitischen Diskussionen der BRD weiter entwickelt.

1.3.1 Der Anfang der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung in der BRD

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung in der BRD begann mit der Rezeption der amerikanischen Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und elterlichem Erziehungsstil. Die ersten Untersuchungen wurden von Baumert in Darmstadt (1952, 1954) und von König in Köln (1957) geleitet.

Ihr ursprüngliches Vorbild suchten sie in den Studien zum Erziehungsstil in den stadtsoziologischen und anthropologischen Untersuchungen in den USA, die vor allem von Lynd („Middletown“) und Warner („Yankee City“) repräsentiert wurden. Zur Schichteinteilung verwendeten Baumert und König den *sozioeconomic Index (SES)* oder *Index of Status Characteristics (I.S.C.)*. Aber im Unterschied zur amerikanischen schichtenspezifischen Sozialisationsforschung, die sich auf die mütterlichen Erziehungsstile bezieht, richtet sich ihr Forschungsfokus primär auf den elterlichen Erziehungsstil – vor allem „Autorität“ – in der Familienstruktur. Die Ergebnisse der beiden Untersuchungen bestätigten, dass die Ausübung der väterlichen Autorität im hohem Maße schichtabhängig ist: Baumert (1954, S. 150) wies darauf hin, dass „je mehr das Einkommen den notwendigen Betrag zur Haushaltsführung übersteigt, desto stärker die Stellung des Vaters und desto größer damit auch die Möglichkeit seiner Autoritätsausübung wird“. König (1957, S. 125) hat auch nachgewiesen, dass „paternal authority continually rises with the higher ranks in occupation (from 12% in the group of unskilled and semi-skilled workers to 50% in the group of professional workers and independent entrepreneurs), whereas preponderance of the wives decreases in nearly the same proportion (from 51% to 25%)“.

Neben dieser Richtung fand eine weitere Forschungsrichtung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung ebenfalls in enger Anlehnung an die amerikanische Diskussion ihren Platz, die den Zusammenhang zwischen sozialer Schicht

⁴ Das 1924 gegründete Institut für Sozialforschung hat im Jahr 1936 das Buch „Studien über Autorität und Familie“ veröffentlicht. Es hat die zeitgenössische Gefahr des heraufziehenden Nationalsozialismus, des Niedergangs der Arbeiterbewegung und nicht zuletzt die mögliche Faschisierung der Arbeiterklasse thematisiert. Damit ist es der Frage nachgegangen, welchen Einfluss die autoritäre Gesellschaft auf die menschliche Persönlichkeitsentwicklung ausübt.

und elterlichen *Erziehungsstilen* aufgriff. Diese Richtung arbeitete vorwiegend mit der Methode des Vergleichs. Eine Studie von Rapp (1961) ergab, dass „deutsche Eltern in allen Schichten mehr Kontrolle ausüben als die amerikanischen; dabei kontrollieren in beiden Ländern die unteren Sozialschichten mehr als die höheren, wobei aber die deutschen Eltern mit dem höchsten Sozialstatus die amerikanischen mit dem niedrigsten noch im Ausmaß der Kontrolle übertreffen“ (nach Redaktionsgruppe 1971, S. 112). Devereux et al. (1962) haben auch gezeigt: „sowohl in Amerika als auch in Deutschland verhalten sich Eltern in oberen sozioökonomischen Schichten anders als in unteren, in großen Familien anders als in kleinen und so fort“ (Devereux et al. 1976, S. 339). Darüber hinaus fand diese Gruppe heraus, dass „deutsche Kinder beträchtlich mehr liebevoller Zuneigung und disziplinierterer Kontrolle ausgesetzt sind als ihre amerikanischen Altersgenossen“ (Devereux et al. 1976, S. 353). Diese Vergleichsstudie hat die Erkenntnis erbracht, dass es auch schichtenspezifische Unterschiede in den elterlichen Erziehungsstilen in BRD gibt.

Zusammenfassend ergaben die beiden von amerikanischen Vorbildern inspirierten Forschungsrichtungen, dass die Erziehungsstile der Eltern auch in der BRD schichtenspezifisch differieren.

1.3.2 Soziale Schicht und soziale Werte

Neidhardt (1965, S. 339) arbeitet vor allem heraus, dass „Kinder der verschiedenen sozialen Schichten mit sehr unterschiedlichem Erfolg sozialisiert und platziert werden. (...) Die Kinder aus Unterschichten erreichen relativ selten höhere Schichten“. Damit stellt er die Fragen, (1) auf welche Weise der Begriff „soziale Schicht“ bestimmt werden kann, (2) wie die soziale Schicht die Wertausprägung der Eltern – „familistische“ oder „öffentliche“ – beeinflusst und schließlich (3) wie diese Werte durch die Autoritätsausübung des Vaters in der Kindererziehung realisiert werden.

Neidhardt (1967, S. 7) definiert: „Soziale Schichtung bezeichnet ein Phänomen gesellschaftlicher Ungleichheit: einige Menschen gelten mehr als andere (Prestige), haben mehr zu sagen (Macht) und können sich mehr leisten (Einkommen und Besitz). (...) Die Merkmale sind gute Indikatoren für die Maßstäbe, nach denen die Menschen sich selbst und andere einschätzen. Sie sagen etwas aus über den Einfluss, den jemand im Beruf, aber auch im Verein, in der Kirche und im ‚öffentlichen Leben‘ schlechthin zur Geltung bringen kann; über Kenntnisse und Fähigkeiten, die jemand mit einer bestimmten Schulbildung gewonnen hat; über Konsumchancen und Lebensstil, die sich mit einem bestimmten Einkommen verwirklichen lassen“. Anders als die vorläufige eindimensionale Messung der sozialen Schicht schlägt Neidhardt die *mehrdimensionale* Schichtverteilung vor. So betont er auch, dass die Phänomene der Ungleichheit sich „heute in unserer Gesellschaft

am sichersten durch die Berufsstellung erfassen lassen, genauer noch mit einem multiplen Index, der neben dem Beruf auch das Einkommen und die Schulbildung des einzelnen umfasst“ (Neidhardt 1967, S. 7). Unter dieser Voraussetzung nimmt Neidhardt eine Zusammensetzung des sozialen Gefüges aus zwei Schichten (Mittel- und Unterschicht) an. „Dabei rechnen wir zur Unterschicht die Mehrheit der Arbeiter, genauer: alle Un- und Angelernten sowie die Masse der gelernten Arbeiter (insgesamt etwa 45% der Bevölkerung); zur Mittelschicht die Angestellten und Beamten, die Selbstständigen und die freien Berufe (insgesamt etwa 50% der Bevölkerung)“ (Neidhardt 1967, S. 8f.).

Somit betrachtet Neidhardt die allgemeinen durchschnittlichen sozialen Verhaltensweisen von Mittel- und Unterschicht: „(1) Mitglieder der Unterschichten neigen relativ häufig zu autoritären Formen des Verhaltens. (2) Direktheit und Emotionalität drücken sich in Unterschichten u.a. in einem gewissen Mangel an rationaler Planung aus. Eine starke Bindung an das momentan und handfest Verfügbare ist beobachtbar. (3) Vergleichsweise schwache Zukunftsorientierung geht in Unterschichten relativ häufig mit der Neigung zu einem gesellschaftlichen Fatalismus einher. (4) Eine aktive Interessenvertretung der Unterschichten ist im öffentlichen Raum relativ wenig ausgeprägt. (5) Der Mangel an ‚öffentlichen‘ Kontakten und Engagements wird offensichtlich durch relativ starke Bindung an kleine Primärgruppen kompensiert. (6) Diese Verhaltensbesonderheiten der Unterschichten scheinen heute nicht auf stabile und in jedem Fall konsistente Wertorientierungen zurückzugehen, die andere Haltungen ganz und gar ausschließen würden“ (Neidhardt 1967, S. 9f.). Neidhardt stellt fest, dass die durch die alltägliche Lebensführung verinnerlichten *sozialen Werte* schichtenspezifisch verteilt sind. Er gliedert diese sozialen Werte in „öffentliche“ und „familistische Werte“: *Öffentliche Werte* strukturieren die sozialen Beziehungen zwischen den Einzelnen relativ eng begrenzt (spezifisch), zweckbestimmt (instrumentell) und unpersönlich-neutral (universalistisch); *familistische Werte* dagegen strukturieren die sozialen Beziehungen zwischen den Einzelnen weit gestreut und umfassend (diffus), relativ gefühlvoll (emotional und affektiv) und gegenüber Außenstehenden abgegrenzt (partikularistisch). Er stellt fest, dass je höher die Berufsstellung einer Person ist, diese um so mehr „öffentliche Werte“ besitzt. Dagegen ist in der Unterschicht die Wahrscheinlichkeit höher, „familistische Werte“ zu besitzen (vgl. Neidhardt 1965, S. 339f.).

Danach betrachtet Neidhardt den Zusammenhang zwischen schichtenspezifischen Wertvorstellungen und familialer Sozialisation. Unter familialer Sozialisation versteht er (1965, S. 339) den Prozess in der Familie, durch den „die gesellschaftlichen Werte, Normen und Techniken dem Einzelnen – vor allem in seiner Kindheit und Jugend – vermittelt und verbindlich gemacht werden“. Hier kon-

zentriert er sich auf die Ausübung der „Autorität“⁵, die die „innerfamiliären Machtverhältnisse und Elterntoleranz“ (Neidhardt 1970, S. 164) wesentlich strukturiert. Dafür berücksichtigt er zunächst die innerfamiliäre Rollenverteilung: „Es handelt sich hierbei um Positionen im ‚äußeren System‘; sie erscheinen vornehmlich instrumental bestimmt und zweckrationalem Verhalten verpflichtet. Demgegenüber entstehen andererseits Positionen im ‚inneren System‘ mit vorwiegend ‚expressiven Funktionen‘. (...) In fast allen beobachteten Kulturen waren die emotionale Führerschaft der Frau im inneren System der Familie und die instrumentale Führerschaft des Mannes in ihrem äußeren System gegeben“ (Neidhardt 1965, S. 341). Danach betont er insbesondere, dass die innerfamiliäre Macht des Mannes gegenüber Frau und Kindern eng mit seiner beruflichen Stellung zusammenhängt. So formuliert er (1965, S. 343) seine Hypothese: „Je geringer der soziale Status eines verheirateten Mannes im System sozialer Schichtung ist, desto geringer ist seine Chance, innerhalb seiner Familie das höchste Prestige und die dominierende Autorität zu besitzen. Anders formuliert: In den oberen Schichten ist eine Vaterdominanz in den Familien verbreiteter als in den unteren Schichten; es gibt eine Art Unterschichtenmatriarchat“.

Neidhardt macht deutlich, dass die ungleich verteilten sozialen Werte mit der Ausübung der innerfamiliären Autorität zusammenhängen und dass darüber hinaus der Grad der väterlichen Autoritätsausübung sich gerade auf die familiäre Sozialisation bezieht. Er (1965, S. 346) schreibt in Bezug auf die komplexe Darstellung der familiären Sozialisation, dass „bei dem relativ geringen Außenkontakt der Unterschichtenfamilien der Verwandtenverkehr eine verhältnismäßig große Rolle spielt⁶. Verwandtenbeziehungen sind in ihrer familistischen Orientierung eine soziale Kompensation für das Ausbleiben freier Interessen- und Freundschaftsbeziehungen im mehr öffentlichen Raum. Sie sind in Unterschichten vor allem durch die Frauen und Mütter bestimmt“. Da sich die Sozialisation in der Unterschicht an den familistischen Werten orientiert, führt sie die Kinder der Unterschicht zu „einer relativ starken sozialen Isolierung von der Pluralität der gesellschaftlichen Gruppen im außerfamiliären Bereich“ (Neidhardt 1965, S. 347).

In diesem Sinne betont Neidhardt die Zirkularität der sozialen Schichtzugehörigkeit: „Unterschichtenkinder bleiben in sehr hohem Maße Unterschichtenmitglieder, Oberschichtenkinder haben große Chancen, sich den ‚Platz an der Sonne‘ zu erhalten. Dabei geht der staturerhaltende Platzierungseinfluss der Familie in unserer Gesellschaft nicht in erster Linie darauf zurück, dass die Positions- und

5 Neidhardt (1965, S. 343) definiert „Autorität“ im Sinne Webers: „Die Autorität ist also nicht etwa die Wirkung roher Gewalt, sondern sie entspricht einer anerkannten und gebilligten Geltung einer Person.“

6 Neidhardt lehnt sich an das Untersuchungsergebnis von Mayntz (1958, Tab. 50, S. 224) an. Die Tatsache, „dass ein solcher Familismus mit einem geringen Maß an Außenkontakten einhergeht“, wird damit belegt, „dass 47% der ungelerten Arbeiter gegenüber nur etwa 20% der Familien der obersten Berufsgruppen ohne jeden privaten gesellschaftlichen Verkehr waren“ (Neidhardt 1965, S. 346).

Statusverteilung unmittelbar und offiziell nach Herkunftskriterien durch ‚Zuschreibung‘ (ascription) entschieden wird“ (Neidhardt 1965, S. 347). Solche sozialen Diskriminierungen werden in einer Leistungsgesellschaft im wesentlichen durch den familialen Sozialisationsprozess vermittelt. „Den Kindern der verschiedenen Schichten werden von ihren Eltern in unterschiedlichem Maße die Wertorientierungen und Motivationen eingepflanzt, die in den öffentlichen Funktionsbereichen der Gesellschaft Erfolg, Ansehen und Privilegien versprechen“. Dabei ist die väterliche Berufsstellung von besonderer Bedeutung. „Je höher seine gesellschaftliche Schichtlage und je höher sein davon abhängiger Prestige- und Autoritätsstatus in der Familie, um so stärker sind die Sozialisationshilfen, die er durch Vorbildleistung und Normsetzung seinen Kindern – vor allem: seinen Söhnen – gibt. Auf diese Weise schließt sich der Kreis, in dem der gesellschaftliche Status und die damit zusammenhängenden Lebenschancen zwischen den Generationen vererbt werden. Die Familie prädestiniert ihre Kinder für die Schicht, in der sie selbst steht“ (Neidhardt 1965, S. 348). Neidhardts Argument weist darauf hin, dass die familiäre Sozialisation „schichtbedingt ist, schichterhaltend wirkt“ und dass diese Tatsache „für unsere Gesellschaft häufig belegt worden ist“ (Neidhardt 1965, S. 339).

Zusammengefasst liegt Neidhardts Verdienst darin, die Tatsache entdeckt zu haben, dass *erstens* die sozialen Werte als Brücke zwischen sozialer Schicht und familialer Sozialisation von Bedeutung sind, dass *zweitens* solche Werte in der innerfamilialen Rollen- und Autoritätsausübung transformiert werden und dass er *drittens* viele Belege dafür angeführt hat, dass die kindliche Entwicklung dazu prädestiniert ist, eine Funktion der sozialen Schicht zu sein.

1.4 Die Defizit- und die Kompensationsthese

Zwischen dem Ende der 1960er und der Mitte der 1970er Jahre hat die Diskussion über die schichtenspezifische Sozialisationsforschung in Deutschland ihren Höhepunkt erreicht. Im Rahmen der damaligen bildungspolitischen Debatte hat sie die Frage aufgeworfen, welche Bedeutung die Herkunftsfamilie für den schulischen Erfolg eines Kindes hat. Somit stellt diese Diskussion die Frage, welcher Zusammenhang zwischen der sozialen Schicht und dem kindlichen Schulerfolg besteht.

Um diese sozialen Vorgänge zu erklären, vertraten die Autoren die Vorstellung, dass der schichtenspezifische Sprachkode einen bedeutsamen Schlüssel für das Verständnis des kindlichen Schulerfolges darstellt. Der schichtenspezifische Sprachkode, der die familiäre Sprechweise wesentlich strukturiert, stellt eine bedeutende Brücke zwischen der sozialen Schicht und der familialen Sozialisation dar. Aus diesem Grund besteht der Erkenntnisfortschritt, der aus der soziolinguistischen Wende in die schichtenspezifische Sozialisationsforschung einfließt, *erstens* in der Herausarbeitung des Zusammenhangs zwischen familialer Umwelt und

sozialer Schicht, *zweitens* in der Ausarbeitung des Brückenkonzepts zwischen sozialer Schicht und elterlicher Erziehung und *drittens* in der Diskussion des kindlichen Schulerfolgs. In Bezug auf die bildungspolitische Debatte hat diese soziolinguistische Sozialisationsforschung aber zwei Ansätze hervorgebracht, die beide zur Spaltung der Forschungsrichtung führten: Die Defizitthese von Bernstein und die Kompensationsthese von Oevermann.

1.4.1 Die Defizitthese von Bernstein

Bernstein hat 1971 seine Defizitthese vorgelegt, in der er die Grundannahmen der kompensatorischen Erziehung als Missverständnisse und Fehlinterpretationen kritisiert. Ihm geht es darum, dass sich unter ‚kulturell deprivierten‘ Umständen keine zufriedenstellenden Beziehungen zwischen Elternhaus und Schule entwickeln können. Das bedeutet, dass der Erfahrungsbereich des Kindes in seiner Familie und Umgebung mehr als die schulischen Lernstoffe berücksichtigt werden sollte (vgl. Bernstein 1971, S. 25). So stellt er fest, dass der kompensatorischen Erziehung, die eigentlich auf die pädagogische Korrektur der restriktiven Sozialisationsbedingungen hinwirken soll, die Überwindung defizitärer Persönlichkeitsentwicklung kaum gelingt. Um diese sozialen Vorgänge zu erklären, macht Bernstein auf den Zusammenhang zwischen sozialer Schicht, soziolinguistischem Kode und schichtenspezifischen Sprechweisen aufmerksam.

1.4.1.1 Sozialer Struktur, soziolinguistischer Kode und schichtenspezifische Sprechweise

Bernstein geht zunächst davon aus, dass bestimmte Umwelten Auswirkungen auf sprachliche Fähigkeiten des Kindes haben. Diese Argument impliziert, dass mehrere Dimensionen der Herkunftsfamilie die sprachlichen Fähigkeiten des Kindes beeinflussen. Aber in Anlehnung an die Untersuchungen von Hurrell (1957) und Irwin (1948)⁷ stellt er (1972, S. 108) vor allem fest, dass sich „soziale Schichten durch ihre Sprechweisen (forms of speech) unterscheiden. Dieser Unterschied ist dort besonders auffällig, wo der Abstand zwischen den sozioökonomischen Lebenslagen sehr groß ist“. Daher ist bei ihm die sozioökonomische Dimension von vorrangiger Bedeutung. So teilt er die Sozialstruktur in die zwei Schichten der Mittel- und Arbeiterschicht ein, die ihren je eigenen Sprachgebrauch pflegen: Jede soziale Schicht hat ihre eigenen exklusiven Verhaltensweisen. Eine dieser Verhaltensweisen ist die Sprechweise: „Die soziale Struktur der Mittel- und der Arbei-

7 Hurrell (1957) fand in seiner Untersuchung eine signifikante Korrelation zwischen der Zahl von Nebensätzen und dem beruflichen Status des Vaters. Irwin (1948a, b) fand, dass sich die Beherrschung der Sprachlaute bei den Gruppen mit niedrigerem und denjenigen mit hohem Status mit unterschiedlicher Geschwindigkeit entwickelte (Bernstein 1972, S. 117f.).

terklasse ist so beschaffen, dass die Betonung auf verschiedenartige Möglichkeiten der Sprache gelegt wird, so dass sich daraus zwei verschiedene Typen des Sprachgebrauchs ergeben, welche die Sprechenden auf verschiedene Arten von Beziehungen zu Objekten und Personen verweisen“ (Bernstein 1970, S. 20f.). Die jeweilige Sprechweise ist also nicht zufällig, sondern besonders von sozioökonomischen Bedingungen abhängig. Aber in Bernsteins Perspektive wird die Sprechweise nicht direkt durch die soziale Schicht übertragen, sondern indirekt durch den soziolinguistischen Kode vermittelt. Daher ist es notwendig zu zeigen, in welchem Zusammenhang Sozialstruktur, soziolinguistischer Kode und schichtenspezifische Sprechweise zueinander stehen: „Nachdem wir die Mikroaspekte spezifischer Sprachdifferenzen betrachtet haben, wollen wir uns nun dem Makroaspekt der sprachlichen Form zuwenden“ (Bernstein 1970, S. 20).

Den soziolinguistischen Kode hat Bernstein als „symbolische Transformation der Sozialbeziehungen“ bezeichnet (Bernstein 1972, S. 256). Er unterscheidet zwei soziolinguistische Kodes: „restringierter“ oder „elaborierter Kode“. Um beide Kodes zu erklären, bezieht er sich hauptsächlich auf die schichtenspezifischen Sozialbeziehungen. In Anlehnung an Durkheim entsprechen dem „restringierten Kode“ die nach dem Modell der „mechanischen Solidarität“ bestimmten Sozialbeziehungen, die nach traditionalistischen Normen kontrolliert werden und stark ritualisiert sind. Die Rollenerwartungen können hier individuell nicht modifiziert werden. Ihre Identität ist durch die Gruppenzugehörigkeit und durch den Druck zur Konformität mit den Gruppennormen vollständig bestimmt. Demgegenüber ermöglichen die dem „elaborierten Kode“ entsprechenden Sozialbeziehungen einen hohen Grad von Rollendistanz und individueller Ausgestaltung der Rollenerwartungen an andere. Diese Sozialbeziehungen orientieren sich an der Person des Beteiligten. Diese Beziehungsstruktur entspricht mehr dem Modell der „organischen Solidarität“ (vgl. Bernstein 1972, S. 206): „So erscheint ein restringierter Kode, wo die Kultur oder Subkultur das ‚Wir‘ über das ‚Ich‘ erhebt. Solche Kodes treten in Erscheinung als Kontrollen wie auch als Übermittler der Kultur in solch verschiedenen Gruppierungen wie bei Gefangenen, den Altersgruppen Heranwachsender, in der Armee, unter langjährigen Freunden, zwischen Ehegatten. (...) Ein elaborierter Kode wird dagegen entstehen, wo immer die Kultur oder Subkultur das ‚Ich‘ vor dem ‚Wir‘ betont. Er wird entstehen, wo immer die Absicht der andern Person nicht als gegeben vorausgesetzt werden kann“ (Bernstein 1972, S. 205f.). Bernstein stellt daher die Unterschiede zwischen beiden Kodes dahingehend dar, dass „restringierte Kodes als Status- oder positionale Kodes angesehen werden können, während elaborierte Kodes auf Personen hin orientiert sind“ (Bernstein 1972, S. 207).

Diese beiden Kodes weisen eine auffällige Übereinstimmung mit den schichtenspezifischen Sprechweisen auf. Bernstein sagt, dass die Sprache der Mittelschicht in dem Sinne universale Bedeutungen hervorbringt, dass die Bedeutungen

von ihrem Ursprungszusammenhang befreit und so für jeden verständlich sind; die Sprache der Unterschicht schafft dagegen partikulare Bedeutungen in dem Sinne, dass die Bedeutungen eng an ihren Ursprungskontext gebunden sind und nur durch dessen Kenntnis für andere voll verständlich seien. So sind universale Bedeutungen weniger an einen gegebenen Kontext gebunden, während partikulare Bedeutungen streng kontextgebunden sind (vgl. Bernstein 1971, S. 29). Dadurch ist restringierter Kode und Sprachgebrauch der Unterschicht mit ihrer partikularistischen, kontextabhängigen Bedeutungszuordnung vom elaborierten Kode und Sprachgebrauch der Mittelschicht zu unterscheiden, der eine universalistische, kontextunabhängige Bedeutungszuordnung aufweist. Mit diesem Verständnis fragt er weiter danach, wie die beiden Kodes im familialen Sozialisationsprozess wirken.

1.4.1.2 Offene oder geschlossene Kommunikation

In Bezug auf die familiäre Sozialisation stellt Bernstein den Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und familialer Kommunikation in Frage, in der die Prinzipien versteckt werden, die in jeder Familie die Entscheidungsverteilung auf Ausmaß und Art der Interaktionen zwischen Familienmitgliedern bestimmen. Dafür konzentriert er sich zunächst auf zwei Familientypen: die positionale und die personale Familie. „Wenn der Entscheidungsbereich zum formalen ‚Status‘ der Familienmitglieder (Vater, Mutter, Großvater, Großmutter, Alter oder Geschlecht des Kindes) gehört, nennen wir diesen Familientyp ‚positional‘. In solchen Familien gibt es eine klare Rollentrennung“ (Bernstein 1972, S. 213). Da dieser Familientyp durch enge Beziehungen und Interaktionen gekennzeichnet ist, bringen „positionale Familien ein *geschlossenes* Kommunikationssystem hervor“ (Bernstein 1972, S. 214). Die Kommunikationsregel zwischen Familienmitgliedern ist daher streng. In einer solchen Familie übernimmt das Kind seine zugeschriebene (vorgeprägte) Rolle, reagiert auf Staturerfordernisse und lernt hier, was man gemeinschaftliche Werte nennen kann. Darüber hinausgehende Handlungsalternativen der Kinder bleiben relativ eng begrenzt. Die Kinder beziehen ihre Zufriedenheit eher aus Beziehungen zu ihren Altersgenossen als aus der Beziehung zu ihren Eltern.

Demgegenüber steht „ein Familientyp, bei dem der Bereich der Entscheidungen und Beurteilungen eher eine Funktion der psychischen Qualitäten einer Person als eine Funktion ihres formalen Status ist. Auch in solchen Familien gibt es sicherlich für Interaktionen eine Grenze, die durch Alter und Statuszuweisung gesetzt wird. Im Vergleich zu positionalen Familien jedoch ist die Statuszuweisung weniger häufig (Alter, Geschlecht). Anders als bei positionalen Familien wird hier die Entwicklung der Kinder niemals der Bezugsgruppe Gleichaltriger

überlassen. Das kindliche Verhalten in der Peer-Gruppe wird zum Gegenstand der Diskussion mit den Eltern. So bringen personale Familien ein ‚offenes‘ Kommunikationssystem hervor“ (Bernstein 1972, S. 214). In diesem Familientyp ist es möglich, dass Eltern und Kinder in verschiedenen sozialen Situationen über ein breiteres Spektrum an Handlungsalternativen verfügen. Insofern gewährt das offene Kommunikationssystem individuelle Wahlen.

Bernstein kommt weiter zum Zusammenhang zwischen den schichtenspezifischen Sprechweisen und den beiden Familientypen. In personalen Familien wird die Kontrolle in innerfamiliären Beziehungen wahrscheinlich durch verbal elaborierte Mittel realisiert, die an der Person orientiert sind, während die Kontrolle in positionalen Familien wahrscheinlich durch weniger entwickelte verbale Mittel verwirklicht wird, die weniger an der Person als am formalen Status des Regulierten (Kindes) orientiert sind. Unter dieser Voraussetzung unterscheidet Bernstein die Form der „imperativen Kontrolle“ von der einer Kontrolle, die auf Appellen beruht. „Die imperative Form wird mittels eines restringierten Kodes verwirklicht: »Halts Maul!«, »Lass ihn allein!«, »Hau ab!« oder extra-verbal durch physischen Zwang“ (Bernstein 1972, S. 218). Dagegen kann die Kontrolle in Form von Appellen in innerfamiliären Beziehungen grob in zwei Typen unterteilt werden: die positionalen und personalen Appelle. Positionale Appelle verbinden das Verhalten des Kindes mit den Regeln oder Normen. „Es folgen einige Beispiele: »Du sollst das in deinem Alter jetzt können« (Alters-Status-Regel). »Kleine Jungen weinen nicht« (Geschlechts-Status-Regel). »Leute wie wir benehmen sich nicht so« (Subkultur-Regel). »Vati wünscht nicht, dass man so mit ihm spricht« (Regel für Beziehungen zwischen verschiedenen Altersstufen)“ (Bernstein 1972, S. 219). Durch die normbezogene Kommunikation wird das Kind daran erinnert, was es mit anderen gemeinsam hat. Deshalb ist das »Ich« dem »Wir« untergeordnet. Durch diese Kontrolle entwickelt das Kind Gefühle von Scham und Schuld. „Persönliche Appelle ziehen interpersonale oder intrapersonale Komponenten sozialer Beziehung in Betracht. Sie bewegen sich häufig auf der Ebene individueller Absicht, Motive und Dispositionen“ (Bernstein 1972, S. 220). Dadurch wird das Kind die Regel des individualisierten, interpersonalen Zusammenhangs erlernen. „In diesem Fall werden die Rechte des Kontrollierenden oder Elternteils, die sich aus seinem formalen Status ableiten, mit geringerer Wahrscheinlichkeit angegriffen als im Falle des positionalen Appells. So können persönliche Appelle zum Schutz der normativen Ordnung dienen, aus denen der Kontrollierende seine Rechte ableitet. Denn hier besteht eine Abschwächung der Beziehung zwischen der Macht und dem Regelsystem. Bei personaler Kontrolle liegt ferner die Grundlage der Kontrolle in sprachlich ausgearbeiteten, individualisierten Bedeutungen. Das kann zu einer Situation führen, in der das Kind Autonomie erreicht, obwohl sein Gefühl für soziale Identität noch geschwächt ist“ (Bernstein 1972, S. 221).

Bernstein hat die Erklärung der familialen Sozialisation prinzipiell in den Zusammenhang zwischen schichtenspezifischem Sprachkode und Eltern-Kind-Kommunikationsweise gestellt. So hat er die Familien in der Unterschicht als *positionale Familien mit geschlossenen Kommunikationssystemen* bezeichnet, in denen Eltern mit *restriktivem Sprachkode* die imperative Kontrollform anwenden. Und er hat die Familien der Mittelschicht als *personale Familien mit offenen Kommunikationssystemen* bezeichnet, in denen Eltern mit *elaboriertem Sprachkode* die Kontrollform von Appellen anwenden. Sein Begriff ‚soziale Schicht‘ unterscheidet sich von den bisher vorgestellten Schichtbegriffen. Sein Begriff hat die ‚schichtenspezifische Subkultur‘ mit ähnlichen Kommunikationszusammenhängen zum Inhalt, nicht die soziale Schicht nach SES oder I.S.C.

1.4.1.3 Der Einfluss der Herkunftsfamilie auf den Schulerfolg der Kinder

Indem das Kind seinen spezifischen Sprachkode erlernt, der seine verbalen Äußerungen reguliert, lernt es die Anforderungen seiner sozialen Umwelt kennen. Jede Schicht ist durch ein besonderes kommunikatives Binnenverhältnis innerhalb der Familie gekennzeichnet. Viele Mütter der Mittelschicht legen im Vergleich zu denen der Unterschicht bei der Erziehung des Kindes, bei seiner Disziplinierung und bei der Anerkennung seiner Gefühle größeren Wert auf den Sprachgebrauch. Das heißt nicht, dass Mütter aus der Unterschicht mit ihren Kindern nicht kommunizierten, sondern dass sie sich von den Müttern aus der Mittelschicht dadurch unterscheiden, dass für sie partikulare Bedeutungen in vielen Zusammenhängen entstehen. Hinzu kommt, dass die Sprechweisen in innerfamilialen Beziehungen durch Lernvorgänge transformiert werden, die das Kind durch seine eigenen, offensichtlich sprachlichen Regeln bewirkt. Die Sozialstruktur wird im Wesentlichen durch die Konsequenzen der innerfamilialen Sprechweisen zur Grundlage kindlicher Erfahrungen. Deswegen werden Kinder aus der Unterschicht durch die Prozesse ihrer Entwicklung dazu gebracht, partikulare Bedeutungen in bestimmten Zusammenhängen zu erfassen und herzustellen, während andere Kindergruppen an universalen Bedeutungen orientiert sind (vgl. Bernstein 1971, S. 30).

Aus diesem Grund teilt Bernstein die Kinder in Bezug auf den Schulerfolg in zwei Gruppen ein: „Das eine Kind ist für die auf der Schule vermittelten symbolischen Inhalte schon empfänglich, während das zweite Kind gegenüber dem universalen Bedeutungssystem sehr viel weniger empfänglich ist“ (Bernstein 1971, S. 32). Die Schule versucht, gesellschaftlich anerkanntes (universales) Wissen zu vermitteln, das über den gesunden Menschenverstand hinausgeht. Unterschichtkinder befinden sich hier in einem beträchtlichen Nachteil. Sichtbar wird dies vor allem an der Auswahl der Unterrichtsmaterialien durch den Lehrer und an den Beispielen und Analogien, die er gebraucht, um den Schülern den Zugang zum ‚all-

gemeinen' Wissen (zu universalen Bedeutungen) zu erleichtern. Diese ganze Schulkultur ist nicht für das Kind der Unterschicht gemacht (vgl. Bernstein 1971, S. 32). So stellt Bernstein schließlich fest, dass zwar die Funktion der kompensatorischen Erziehung in der pädagogischen „Korrektur“ der restriktiven Sozialisationsbedingungen besteht, die Schule in der Praxis aber kaum zur Überwindung einer „defizitären“ Persönlichkeitsentwicklung des Unterschichtkindes kommt.

1.4.2 Die Kompensationsthese von Oevermann

Ein anderer bedeutender Versuch wurde von Oevermann (1972) angestellt. Er hat ausschlaggebend die Milieudistanz zwischen Elternhaus und Schule thematisiert. Oevermann geht hier davon aus, dass die Defizite kulturell depriverter Kinder entweder vom Lehrer im Schulsystem oder von den Eltern in der Familie nach ihrem jeweiligen Erziehungsprogramm kompensiert werden können. Um dies zu erklären, betrachtet er das subkulturelle Milieu und der Sprachkode, das schichtenspezifische Sprachverhalten in innerfamilialen Beziehungen und den Schulerfolg des Kindes.

1.4.2.1 Subkulturelles Milieu und der linguistische Kode

Auch Oevermann bezieht sich zunächst auf den Begriff ‚soziale Schicht‘. Er wendet sich aber gegen sozioökonomisch geprägten Begriff ‚soziale Schicht‘. Für das Verstehen des schichtenspezifischen *Sprachverhaltens* hält er einen *sozioökonomischen* Schichtbegriff für ungeeignet. Deshalb kritisiert er auch die Skala des sozioökonomischen Status als empirisches Maß. Oevermann (1969, S. 303) warnt davor, dass die Schichteneinteilung anhand der Skala des sozioökonomischen Status vor einem großen Problem steht, denn sie ignoriert „ein sehr komplexes Maß sozialstatistischer Indikatoren, die nicht mit direkten Verhaltensmessungen gleichgesetzt werden dürfen“. Deswegen ergibt sich die Sozialisationsforschung nach dieser Messung aus schwachen Korrelationen zwischen sozialer Schicht und elterlichem Erziehungsverhalten. So stellt Oevermann fest, dass mit der Schichteneinteilung nach dem sozioökonomischen Status kaum spezifische Kommunikationszusammenhänge innerhalb der Familie erklärt werden können.

Er fordert, die schichtenspezifische Richtung entsprechend umzuformen und schlägt vor, „die subkulturell variierenden, schichtenspezifischen Verhaltensformen abzuleiten, die ihrerseits auf die Sozialisation des Kindes einwirken“ (Oevermann 1969, S. 303). So führt er seinen Terminus „subkulturelles Milieu“ ein. Dieses kann nicht als „das Modell einer nach dem Prestige kontinuierlich abgestuften Gesellschaft gelten und damit weder den objektiven Ungleichheiten in der Partizipation an sozialer Macht noch den objektiven Konfliktgrenzen Rechnung

tragen“ (Oevermann 1969, S. 303). Trotzdem stellt er weiter dar, dass „jede Subkultur sich durch spezifische Verhaltensnormen und Lebensgewohnheiten auszeichnet, ihren Mitgliedern Deutungssysteme und Interpretationsschemata gemeinsam sind, sie eine spezifische Sprache sprechen, und Geschmacksvorstellungen, Vorstellungen von Gut und Böse, Richtigkeit und Falsch teilen“ (Oevermann 1966, S. 169).

Bei Oevermann ist das subkulturelle Milieu ein Instrument, das die komplexen Kommunikationszusammenhänge erklären soll. Wie Bernstein geht er davon aus, dass diese Sozialbeziehungen eng mit der schichtenspezifischen Sprechweise zusammenhängen. Daraufhin hat Oevermann geplant, die spezifischen Aspekte der sozialen Schichtenlage zu prüfen, die vornehmlich die sozialen Beziehungen bedingen und dementsprechend zu schichtenspezifischen Kommunikationsunterschieden führen. Unter dieser Voraussetzung stimmt der soziolinguistische Versuch Oevermanns mit dem Versuch von Bernstein überein. Oevermann kritisiert aber auch Bernsteins Ansatz, in dem dieser sich in Anlehnung an Chomsky nur auf die abstrakte Regel des soziolinguistischen Kodes bezogen hat: „Chomsky differenziert zwischen der ‚grammatical competence‘, womit er das abstrakte linguistische Regelsystem meint, das einem Sprecher als endogenes Programm zur Verfügung steht, das gleichsam die Bedingung der Möglichkeit des Sprachverständnisses bildet, und der ‚grammatical performance‘, womit der beobachtbare, konkrete Sprachgebrauch gemeint ist, der nur selten in reiner Form das abstrakte Regelsystem abbildet, sondern zumindest eine Mischung dieser Regeln und anderer Determinanten darstellt. Chomsky interessiert sich als Linguist nur für das abstrakte Regelsystem“ (Oevermann 1969, S. 330). Oevermann schließt daraus, dass Bernsteins Modell mit dem linguistischen Versuch Chomskys identisch sei. Dagegen stellt Oevermann fest, dass zwar der Vorteil dieser Regeltheorie darin besteht, ohne große Schwierigkeiten die Prozesse des *Spracherwerbs*, des *Sprachverständnisses* und der *Sprachproduktion* zu beschreiben, dass aber eine solche Theorie den konkreten *Sprachgebrauch* und eine Mischung der Regeln und anderer Determinanten kaum berücksichtigen kann.

Oevermann geht daher davon aus, dass der soziolinguistische Kodebegriff, der von Bernstein vorgelegt wird, als Vorstufe einer Mischung der Regel und anderer Determinanten gelten könnte und dass ferner die linguistischen Kodes ihre Entstehung und Wirkung auf soziale Regel und zugleich ihren aktiven Träger in der kulturellen Tradition implizieren. Bernsteins Kodebegriff impliziert dagegen nur, dass die in objektive Bedingungen eingebetteten Sozialbeziehungen bestimmte Formen des Sprachgebrauchs als ‚*Mechanismen der Übersetzung*‘ zur Folge haben. Oevermann hat diese Übersetzung für *naiv* gehalten und in Frage gestellt. Er berücksichtigt daher ein Regelsystem in Form eines linguistischen Kodes, das „einerseits soziologisch – vermittelt über die Analyse der Struktur von Sozialbeziehungen in einem Rollengefüge – aus den objektiven Strukturbedingungen ab-

leitbar ist, andererseits aber dem Individuum – wie Wertstandards und Rollennormen – als zu erlernendes Regelsystem sozial vorgegeben ist, im Sozialisationsprozess erworben wird und situativ das Sozialverhalten steuert“ (Oevermann 1972, S. 338).

Dieser linguistische Kode, der als Bestandteil sozialer Regeln und kultureller Träger aufgefasst wird, verbindet sich mit dem Begriff des subkulturellen Milieus. Aus diesem Grund soll das subkulturelle Milieu als Resultante objektiver Bedingungen der Sozialstruktur einerseits (1) und kultureller Traditionen andererseits (2) verstanden werden. Oevermann stellt als Beispiel das subkulturelle Milieu der Unterschicht dar.

(Zu 1) Das tatsächliche Verhalten von Mitgliedern wird merkwürdig durch die der Arbeitswelt entsprechenden Werte und Rollennormen verfestigt. Oevermann fasst zunächst den Zusammenhang zwischen den mit „der Stellung im Produktionsprozess“ verbundenen objektiven Lebensbedingungen und dementsprechenden Sozialbeziehungen ins Auge. „Für den manuell arbeitenden Angehörigen der Unterschicht sind mit dem Arbeitsplatz die einzigen wesentlichen Sozialkontakte außerhalb der primären Sozialbeziehungen in Familie und Nachbarschaft verbunden. Seine Arbeitssituation, in der er sich starken institutionellen und informellen Kontrollen gegenüber sieht, ist durch ein hohes Maß an Abhängigkeit und Unterordnung geprägt. Weder kann er autonom über seine Arbeitseinteilung entscheiden oder wesentlichen Einfluss auf die von oben organisierten Arbeitsvorgänge ausüben, noch hat er die Möglichkeit, sich die Struktur des Produktionsvorgangs rational transparent zu machen. Vielmehr muss er sich den technischen und sozialen Bedingungen des Arbeitsplatzes widerstandslos fügen. Der Arbeitsvollzug selbst ist häufig durch einen monoton ablaufenden Umgang mit Sachen gekennzeichnet, Kommunikationen finden weniger in differenzierten Formen der Symbolorganisation, sondern eher im Medium kollektiv standardisierter, häufig extravverbaler Signale statt“ (Oevermann 1969, S. 304). Oevermann sagt, dass die Angehörigen des subkulturellen Milieus der Unterschicht sich vor allem innerhalb der primären Sozialbeziehungen bewegen: „Die soziale Lebenswelt im subkulturellen Milieu der Unterschicht beschränkt sich im Wesentlichen auf das dichte Netz der Primärbeziehungen im erweiterten Verwandtschaftssystem, in der Nachbarschaft und zu wenigen ‚alten‘ Freunden. Aus diesem Netz tritt man nur ungern heraus, um etwa Kontakte mit Fremden aufzunehmen oder neue Bekanntschaften zu machen. Man sucht die enge, durch Solidarität geprägte, partikularistische Sozialbeziehung“ (Oevermann 1969, S. 305). Mit dieser Aussage bezieht Oevermann die soziale Regel auf die objektive Stellung im Produktionsprozess.

(Zu 2) Das Verhalten der Mitglieder wird außer durch ihre objektive Stellung im Produktionsprozess von anderen Determinanten beeinflusst. Oevermann (1969, S. 306) konzentriert sich weiter darauf, dass „eine klare Trennung von Gruppe und Selbst nicht stattfindet. Auf diesem Hintergrund wird verständlich,

warum der Angehörige der Unterschicht keine reflexive Einstellung im Handeln und keine Ich-Autonomie entwickeln kann“. Weiter schreibt er (1969, S. 307), dass „wir im subkulturellen Milieu der Unterschicht einen ausgeprägten Traditionalismus auf der einen und die unkritische Übernahme von Modeerscheinungen der Kulturindustrie auf der anderen Seite“ vorfinden. Angehörige dieses Milieus wehren sich gegen Veränderungen. In diesem Milieu „können die primären Sozialbeziehungen also nicht beliebig gestaltet werden, sondern sind an elementare, äußere Statusmerkmale gebunden“ (Oevermann 1969, S. 306). Weil der Prozess der (subkulturellen) Überlieferung langwierig ist, wird ein solches Milieu durch Veränderungen in den ökonomischen Lebensbedingungen wenig verändert. Es ist nicht verwunderlich, dass das autoritäre Einstellungssyndrom in der Unterschicht bekannt ist. Es liegt auf der Hand, dass die Erhaltung der primären Sozialbeziehungen eher durch personale Beziehungen als anhand abstrakter sozialer Regeln geschieht.

Zusammenfassend impliziert das subkulturelle Milieu im Sinne Oevermanns ebenso wie Bernsteins Versuch, die Gruppeneinteilung entlang ähnlicher Kommunikationszusammenhänge vorzunehmen, nicht die sozioökonomische Schichtverteilung. Die Sprechweise der Mitglieder eines subkulturellen Milieus wird durch den linguistischen Kode realisiert, der durch die komplexen Prozesse zwischen dem in objektive Bedingungen eingebetteten Regelsystem der linguistischen Kompetenz und den von der Person erfahrenen Sprachgebrauch gesteuert wird.

1.4.2.2 Schichtenspezifische Sprachverhalten des Kindes

Oevermann konzentriert sich darauf, wie das schichtenspezifische Sprachverhalten des Kindes im Rahmen der familialen Sozialisation erworben und gestaltet wird. Er macht zunächst in Anlehnung an die linguistische Intelligenzforschung darauf aufmerksam, dass üblicherweise die Korrelation zwischen dem sozioökonomischen Status und der verbalen Intelligenz höher ist als diejenige zwischen dem sozioökonomischen Status und der nonverbalen Intelligenz. Zwar haben frühere Untersuchungen eine hohe Korrelation zwischen sozialer Schicht und verbaler Intelligenz gezeigt, aber Oevermann (1969, S. 315) meint, dass sie nicht die „Analyse der syntaktischen Struktur zusammenhängender Sprachsequenzen“ berücksichtigt haben. Diese aber sei erforderlich, um „direkte Schlüsse auf die Sprachgewohnheiten und den sprachlichen Entwicklungsstand“ zu ziehen.

So kommt Oevermann zu dem Schluss, dass die Kinder aus der Unterschicht konsistent eine wenig differenzierte Sprechweise aufweisen. „Die Sprache der Unterschichtkinder besteht aus durchschnittlich kürzeren Sätzen. (...) Die Kinder der Unterschicht gebrauchen im vorschulischen Alter hauptsächlich ‚funktional vollständige‘, aber strukturell unvollständige Sätze, während die Kinder der Mit-

telschicht häufiger einfache Sätze mit Erweiterungen, parataktische und hypotaktische Satzgefüge und ‚elaborierte‘ Sätze mit mehreren koordinierten oder subordinierten Satzteilen verwendeten“ (Oevermann 1969, S. 315). Insgesamt wird diese wenig differenzierte Sprechweise der Unterschichtkinder nur durch ihr Verständnis der syntaktischen Struktur ermöglicht. Deswegen gebrauchen die Kinder der Unterschicht nämlich wahrscheinlich eine weniger abstrakte und differenzierte Sprechweise. Darauf aufbauend verdeutlicht Oevermann die Bedeutung des schichtenspezifischen Sprachgebrauchs: „In einem Slum-Viertel aufwachsende Kinder hatten ungewöhnliche Schwierigkeiten, so wenig abstrakte Wörter wie Verben zur Bezeichnung äußerer Tätigkeiten entsprechenden bildlichen Darstellungen korrekt zuzuordnen. Offensichtlich setzt die Stabilisierung dieser Wortbedeutungen eine konsistente Verwendung der entsprechenden Wörter durch die Erwachsenen in dialogischen Kommunikationen mit dem Kind und eine ständige Korrektur der Sprache des Kindes durch Erwachsene voraus, was beides im subkulturellen Milieu der Unterschicht nicht gegeben ist. Substantive mit konkretem, deskriptivem Bedeutungsgehalt können noch ohne ständige Anwendung im Dialog gelernt werden“ (Oevermann 1969, S. 316).

So hat sich Oevermann nicht auf den allgemeinen und regulativen Sprachgebrauch des Kindes in einer Gruppe beschränkt. Vielmehr betont er, dass das kindliche Sprachverhalten ohne das Verständnis der syntaktischen Struktur zusammenhängender Sprachsequenzen kaum erklärbar ist.

1.4.2.3 Familiäre Sozialisation

Die familiäre Sozialisation ist für Oevermann der entscheidende „Mechanismus der stellvertretenden Deutung“, wenn Kinder zu Partnern in der familialen Kommunikation werden. Dieser Mechanismus impliziert, dass der Erwachsene stellvertretend für das Kind Deutungen vornimmt. Die familiäre Sozialisation bezeichnet Oevermann dabei als Prozess, der naturwüchsig unter der Verantwortung der Eltern geschieht: „Die Eltern brauchen da gar nicht lange nachzudenken; es geschieht naturwüchsig, dass immer schon sehr viel mehr an Bedeutung fiktiv in das Handeln der Kinder hineingedeutet wird, als von der psychischen Struktur, von der inneren Realität der Kinder her tatsächlich dechiffrierbar oder auch produzierbar ist“ (Libau 1987, S. 125). Wenn die Eltern das Kind als Interaktionspartner akzeptieren, handeln sie, als ob das Kind schon eine kompetente Person wäre. Aber in diesem Prozess unterstellen die Eltern dem Handeln des Kindes mehr an Intention und Erwartung als von den Kindern tatsächlich realisiert wird. Das Handeln der Eltern richtet sich darauf, dass das Kind tatsächlich von sich aus noch nicht in der Lage zur kompetenten Interaktion ist. Deshalb bemühen die Eltern sich um die Kompensation dieses Defizits. Dafür unterstellen sie ihren Kin-

dem stellvertretend Motive und Intentionen. Damit steigt die aktuelle Interaktionskompetenz der Kinder, und so ermöglichen die Eltern auch die Entwicklung der kindlichen Interaktionskompetenz.

Aber Eltern aus der Unterschicht haben ein geringeres Interesse an einer weiterführenden Erziehung ihrer Kinder. Sie hoffen vielmehr eher auf ihr höheres Einkommen und berufliches Fortkommen als die kindliche Erziehung, dringen früher auf eine Berufswahl und fühlen sich überfordert, ihre Kinder zu einer weiterführenden Bildung zu ermutigen. Sie sind zudem weniger informiert über die Möglichkeiten, Bildungsangebote wahrzunehmen, können ihre Kinder in Konflikten mit Lehrern nicht unterstützen und akzeptieren unkritisch die Autorität des Lehrers. Sie sind weniger in der Lage, die Möglichkeiten ihrer Kinder im schulischen Lernen zu überblicken und die Fähigkeiten ihrer Kinder einzuschätzen. Deswegen werden retardierte Kinder aus der Unterschicht von ihren Eltern nicht kompensiert.

Oevermann präsentiert Belege für die Notwendigkeit einer kompensatorischen Erziehung durch Lehrer: „Die gemessene Intelligenz variiert positiv mit der sozialen Herkunft (Korrelationen zwischen .30 und .50) und ... der Schulerfolg und die Schulleistung sind schichtenspezifisch verteilt“ (Oevermann 1969, S. 298). Diesbezüglich betont er aber, dass die Kritik an der kompensatorischen Erziehung sehr gefährlich sei, weil die Erziehungsziele der Schule in solchen Überlegungen als ideologisch denunziert werden (Oevermann 1974, S. 548). Hier kommt Oevermann auch zu seinem „Prinzip der stellvertretenden Deutung“ durch den Lehrer: „Der Lehrer vermittelt Wissen und Normen mit Blick auf eine zukünftig unterstellte Autonomie, hat also gewissermaßen im Kind schon immer das zukünftig autonome Subjekt zu sehen. (...) Das Problem des Lehrers ist also, wie aus Abhängigkeit Unabhängigkeit werden kann. Die Lösung sieht Oevermann ... im ‚Prinzip der stellvertretenden Deutung‘“ (Libau 1987, S. 155). „Modelle eine bloßen Schulreform ‚von oben‘ sind unzureichend, ja falsch. Eine pädagogische Schulentwicklung setzt vielmehr voraus, dass die, die die Arbeit zu tun haben, die Lehrer, ihre eigenen Ideen sowohl bei der Gestaltung der Schule und des Unterrichts zur Geltung bringen können müssen, als auch, dabei und darin, ihre eigenen Fähigkeiten weiterentwickeln können müssen. Wenn die Haltung der stellvertretenden Wahrnehmung der Interessen der Kinder eine Chance haben soll, darf der Lehrer allerdings nicht nur die positive Entwicklung des Kindes in Richtung auf wachsende Autonomie im Auge haben, sondern er muss auch die zahlreichen heteronomen, für die Entwicklung des Kindes höchst fragwürdigen bis schädlichen Einwirkungen der Lebenswelten und gesellschaftlichen Bedingungen, in und unter denen das Kind aufwächst, beachten: Die Pädagogik hat nicht nur die Aufgabe der Förderung positiver Entwicklungen, sondern auch die Aufgabe der Gegenwirkung gegen negative, schädliche Entwicklungen“ (Libau 1987, S. 161)..

Aus diesem Grund hat Oevermann seine Kompensationsthese vorgelegt. Der Spracherwerb und die kognitiven Fähigkeiten des Kindes werden zwar von den objektiven Bedingungen der Schichtzugehörigkeit beeinflusst. Aber Eltern und Lehrer haben die Aufgabe, die auffällig retardierten Kinder der Unterschicht durch ihre stellvertretende Deutung zu kompensieren. Wenn Eltern in der familialen Sozialisation diese Aufgabe nicht erfüllen, bleibt zur Erfüllung dieser Aufgabe noch eine Chance in der Schule. Damit betont Oevermann schließlich die Milieudistanz zwischen Familie und Schule.

1.4.3 Zusammenfassung

In Bezug auf die bildungspolitische Diskussion beschäftigt sich die linguistisch orientierte Weiterentwicklung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung mit dem Zusammenhang von Sozialstruktur, Sprachverhalten und Schulerfolg des Kindes. Es geht vor allem darum, unter welchem Zusammenhang die schichtenspezifische Subkultur (v.a. Unterschichtkultur) und die innerfamilialen Sprechweisen (Sprachverhalten) entstehen. Während Bernstein sie als die durch soziale Beziehungen regulierte Ausdrucksform definiert hat (Defizitthese), betont Oevermann die Entwicklungsmöglichkeit dieser regulierten Sprachgewohnheiten durch alltägliche Sprachverwendung (Kompensationsthese).

Kapitel 2

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung

Seit Ende der 1970er Jahre änderte sich die soziologische Sozialisationsforschung in der BRD dahingehend, dass *erstens* die sozialisations-theoretische Fragestellung nicht mehr nach amerikanischem Vorbildern bearbeitet wurde, sondern sich verstärkt an der Situation in Deutschland orientierte, dass *zweitens* die empirische Forschung in Deutschland ausgebaut wurde und dass *drittens* als Ausgangspunkt der Sozialisationsforschung, anders als in der vorherigen schichtenspezifischen Sozialisationsforschung, die indirekte Vermittlung zwischen Sozialstruktur und kindlicher Entwicklung durch die familiäre Sozialisation angenommen wird. Um dieser komplexeren Ausgangslage gerecht zu werden, hat die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung das Verfahren der Mehrebenenanalyse übernommen.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung in der BRD beginnt damit, einige Mängel der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung zu korrigieren und wieder den Einfluss der sozialstrukturellen Lebensbedingungen auf die familiäre Sozialisation und die kindliche Entwicklung zu analysieren.

Die besonderen Merkmale der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung liegen also darin, (1) theoretisch und empirisch das Konzept des Mehrebenenmodells anzuwenden, (2) den Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und elterlicher Persönlichkeit in den Blick zu nehmen, (3) die familiäre Sozialisation, und schließlich (4) die kindliche Entwicklung zu berücksichtigen. Im Folgenden sollen zwei Arbeiten der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung wegen ihrer besonderen Bedeutung diskutiert werden. Da aber ihre sozialisations-theoretische Fragestellung ohne den Rückgriff auf die Kohnsche Arbeit (1969) schwer zu verstehen ist, soll diese zuvor diskutiert werden.

2.1 Melvin L. Kohns Verdienst

Melvin L. Kohn entwickelte die schichtenspezifische Sozialisationsforschung mit dem Ziel weiter, die Übertragung zwischen der Schichtzugehörigkeit und der elterlichen Wertvorstellung zu überbrücken. Seine Arbeit bildet den Übergang von der schichtenspezifischen zur neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung. Seine Darstellung beruht auf vier Punkten:

- Kohn konzentriert sich in der Schichtenverteilung auf den mehrdimensionalen Index (nach Hollingshead: *Beruf und Bildung*).
- Er konzentriert sich auf die schichtenspezifischen elterlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten: „Konformität und Autonomie“.

- Er betrachtet in Bezug auf die elterlichen Wertvorstellungen die Bedeutung objektiver Berufsbedingungen (the occupational conditions) und Arbeitserfahrungen der Väter.
- Er versucht schließlich, den Einfluss der schichtenspezifischen elterlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten auf die familiäre Sozialisation zu erklären.

2.1.1 Soziale Schicht

Kohn richtet seinen Blick auf den Einfluss der sozialen Schicht auf die elterlichen Wertvorstellungen. Dafür definiert zunächst „soziale Schichten“¹ als „Aggregate von Individuen, die weitgehend gleiche Positionen in der Prestigeskala einnehmen“ (Kohn 1969, S. 10). Aber er wendet sich von der eindimensionalen Messung der sozialen Schicht ab. Stattdessen betont er, dass die Messung der sozialen Schicht mehrdimensional erfolgen muss. Er stützt sich auf die beiden sozialen Dimensionen *Berufsposition* und *Bildung*. Dafür benutzt er den Hollingshead-Index (Berufsposition und Bildung) als mehrdimensionales Modell: Kohn (mit Carroll 1960, S. 374) beschreibt, dass „each family’s social class position was determined by the Hollingshead Index of Social Position, assigning the father’s occupational status a relative weight of 7 and his educational status a weight of 4“. Er fährt fort: „The dimensions of occupational prestige, power, income, and education are to some extent independent. (...) A certain level of educational attainment may not be able to express itself without a certain level of income. And a certain level of occupational prestige may find itself ineffective because it does not have a certain amount of power. One of the important tasks for a multidimensional theory is to conduct research that leads to more and more precise statements ... of the various measures of independence and interdependence“ (Kohn 1969, S. 11).

Aus diesem Grund geht er der Frage nach, wie die soziale Schicht und die Wertvorstellungen der Eltern zusammenhängen, die die familiäre Sozialisation bewirken. Kohn gab zur Antwort, „the two components of our index of class – education and occupational position – are each independently related to values and orientation“ (Kohn 1969, S. 133). Sofern der Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und elterlicher Wertvorstellung untersucht werden soll, spricht Kohn davon: „This certainly does not mean that all class relationships can be explained primarily in terms of education and occupational position. It may be, for example, that the relationship of class to political party preference can be best understood in terms of subjective class identification. And it may be that the relationship of class

1 In seiner späteren Nation-Studie (1974) präziserte Kohn seinen Begriff von sozialer Schicht als „Aggregate von Individuen, die weitgehend ähnliche Stellungen in einer Hierarchie von Macht, Privilegien und Ansehen innehaben“ (Kohn 1981, S. 61).

to rates of ill health results primarily from class differences in income levels“ (Kohn 1969, S. 135). In Bezug auf die familiäre Sozialisation beschreibt Kohn, „in interpreting why social class is related to values and orientation, we must look to the conditions of life attendant on men’s occupational and educational circumstances, not to such other aspects of social stratification as income and subjective identification“ (Kohn 1969, S. 135).

2.1.2 Die elterlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten

Kohn konzentriert sich auf die Frage nach den schichtenspezifischen Unterschieden in den elterlichen Wertvorstellungen, weil er die elterlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten als Schlüsselkategorie zur Erklärung der familialen Sozialisation ansieht.

Er geht zunächst mit Bronfenbrenner (1958) davon aus, dass während der letzten 25 Jahre in der amerikanischen Gesellschaft eine Veränderung in den Techniken der Kindererziehung eingetreten ist. Zweifellos haben sich die Erziehungsmoden während dieser 25 Jahre verändert. Dies gilt vor allem in Bezug auf Stillen oder Ernährung mit der Flasche, Einhaltung fester Zeiten oder nicht, Schlagen oder Isolation. Während Bronfenbrenner aber einen Wandel von ‚einschränken- den‘ zu ‚nachgiebigen‘ elterlichen Erziehungsstilen herausgefunden hat, hat Kohn sich auf die Eltern-Kind-Beziehungen konzentriert, in denen die elterlichen Wertvorstellungen eine große Rolle spielen (Kohn 1981, S. 19).

Die elterlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten sind eine Ausprägung der sozialen Werte. Um zu dieser Interpretation zu kommen, verzichtet Kohn zunächst auf die Perspektive der vorherigen schichtenspezifischen Sozialisationsforschung oder der Erziehungsstilforschung in den USA, die auf dem psychoanalytischen Ansatz basiert. Dagegen zieht er die Perspektive des kognitiven sowie des entwicklungspsychologischen Ansatzes heran, die Piaget begründet hat. Aus diesem Grund knüpft Kohn an das kognitive Grundmuster vom Wünschenswerten an, das er als Wertvorstellungen, die „Eltern am liebsten im Verhalten ihrer Kinder verwirklicht sähen“ beschreibt (Kohn 1981, S. 62). Kohn hat vermutet, dass diese Wertvorstellungen im Rahmen der gesellschaftlichen Rangordnung hierarchisch aufgebaut werden: „Das Wesen der höheren gesellschaftlichen Position besteht darin, dass die eigenen Entscheidungen und Handlungen durchgesetzt werden können; das Wesen der niedrigeren gesellschaftlichen Position ist, dass man Kräften oder Menschen jenseits der eigenen Kontrolle, oft sogar jenseits des Verstehens, preisgegeben ist“ (Kohn 1981, S. 203). Die ‚Konformität‘ verbindet ihre Träger eng mit vorgeschriebenen Regeln. Dagegen heißt ‚Selbstbestimmung, dass die eigenen Handlungen auf inneren Standards beruhen‘ (Kohn 1981, S.

205)²: „These are the precise differences that are at issue in distinguishing conformity from self-direction“ (Kohn 1969, S. 36).

Damit weist Kohn darauf hin, dass die Kindererziehung durch die Eltern nicht die von ihrer sozialen Schichtzugehörigkeit charakterisierten unbewussten Gewohnheiten (d.h. psychoanalytische Traits), sondern die von ihren kognitiven Vorstellungen vom Wünschenswerten psychisch ausgebildete Innendynamik zum Ausdruck bringt. Anschließend stellt er daher fest, dass es in beiden sozialen Schichten jeweils typische Vorstellungen vom Wünschenswerten gibt: Für Unterschichteltern beruhen sie auf „Konformität“ mit von außen zwanghaft gesetzten Vorschriften; dagegen bevorzugen Mittelschichteltern die „Selbstbestimmung“, die als eigenständiges Denken, als persönliche Entscheidungsfähigkeit, als Beweglichkeit verstanden wird. Aber hier stellt sich notwendigerweise die Frage, wie eigentlich die Unterschiede in den elterlichen Wertvorstellungen mit der sozialen Schicht zusammenhängen.

2.1.3 Objektive Berufsbedingungen (occupational conditions)

Dass die Wertvorstellungen von Mittelschicht- und Unterschichteltern stark voneinander abweichen, legt den Schluss nahe, dass diese Unterschiede die Ursachen für die Unterschiede der Kinderziehung bilden. Es ist sehr schwierig zu sagen, welche Umstände die Unterschiede der elterlichen Wertvorstellungen entscheidend formen. Daher hat Kohn zwar zuerst die elterlichen Lebensbedingungen – Berufsposition und Bildungsniveau – berücksichtigt, aber er hat auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass die ‚objektiven Berufsbedingungen‘ in merklicher Weise auf die menschliche Persönlichkeitsformung einwirken.

Er geht davon aus, dass der Beruf die Denkmuster, Orientierungen und Verhaltensweisen der Menschen formt. „Da der Beruf wiederum in wesentlichem Maße den Ort eines Individuums in der sozialen Schichtung festlegt, folgt, dass die Schichtzugehörigkeit – in modernen industrialisierten Gesellschaften – das Denken und Handeln der Menschen beeinflusst“ (Lüscher 1981, S. 9). Somit richtet Kohn seinen Blick entscheidend darauf, den Grad von Selbstbestimmung am Ar-

2 Kohn (1981, S. 203f.) hat darauf hingewiesen, dass „Selbstbestimmung – d.h. zu handeln auf der Grundlage des eigenen Urteils, zu achten auf die innere Dynamik sowie auf die äußeren Konsequenzen, aufgeschlossen zu sein, anderen zu vertrauen, persönlich verantwortete moralische Standards zu haben – ist nur dann möglich, wenn die realen Lebensbedingungen einige Handlungsfreiheit lassen und wenn das Gefühl der Kontrolle über das eigene Schicksal begründet ist. Anpassung – d.h. den Geboten der Autorität zu folgen, sich auf äußere Konsequenzen zu konzentrieren unter Ausschluss innerer Prozesse, intolerant zu sein gegenüber Unangepasstheit und abweichender Meinung, anderen zu misstrauen, moralische Standards zu haben, die Gehorsam gegenüber dem Buchstaben des Gesetzes betonen – ist das Ergebnis von Lebensbedingungen, die wenig Handlungsfreiheit erlauben und die wenig Anlass geben, sich über sein Schicksal mächtig zu fühlen. Kurzum: Selbstbestimmung erfordert Gelegenheiten und Erfahrungen, die überdurchschnittlich oft jenen Leuten offen stehen, welche sich in der hierarchischen Gesellschaftsordnung in einer bevorzugten Position befinden; Anpassung ist die natürliche Folge mangelnder Gelegenheiten zur Selbstbestimmung“.

beitsplatz zu untersuchen. „We investigate the relevance of one set of conditions – the occupational conditions that are conducive to or restrictive of the exercise of self-direction in work – for explaining the relationship of social class to parental valuation of self-direction or conformity“ (Kohn 1969, S. 139).

So definiert Kohn „the occupational conditions“ nicht als besondere Berufsbilder wie Rechtsanwalt, Bankangestellter und Zimmermann, sondern vielmehr als die beruflichen Situationen, die Arbeitserfahrungen strukturieren, d.h. Besitz, Wettbewerbsdruck, Arbeitsplatzsicherheit, Größe und Struktur der Überwachung der Arbeitsorganisation, Stellung in der Kontrollhierarchie, Zeitdruck und dessen Auswirkungen sowie die durchschnittliche Anzahl von Überstunden. Damit konzentriert Kohn (1981, S. 44ff.) sich vor allem auf drei objektive Berufsdimensionen; die *Ausprägung der Überwachung*, den *Schwerpunkt der Arbeit* und die *Notwendigkeit von Selbstsicherheit bei der Arbeit*.

- (1) *Die Ausprägung der Überwachung*: Man kann im Allgemeinen annehmen, dass strenge Überwachung am Arbeitsplatz die Selbstbestimmung einschränkt, weil unter strenger Aufsicht wenig Autonomie möglich ist. Deshalb wird in Mittelschichtberufen eher die Selbstbestimmung betont, während die Beschäftigten in Unterschichtberufen eher Standardisierung und direkter Aufsicht unterworfen sind.
- (2) *Der Schwerpunkt der Arbeit: Dinge, Menschen oder Ideen*. „Eine zweite Berufsdimension, die eng mit der Frage verbunden ist, in welchem Ausmaß die eigenen Handlungen selbstbestimmt sind, ist die Art der Arbeit, die man verrichtet“ (Kohn 1981, S. 45). In Mittelschichtberufen stehen zwischenmenschliche Beziehungen, Ideen und Symbole im Vordergrund, während man in Unterschichtberufen eher mit Dingen umgeht. Wo die berufliche Aufgabe auf Menschen oder Ideen ausgerichtet ist, besteht gewöhnlich die Möglichkeit, selbstständige Entscheidungen und Handlungen auszuführen. Deshalb setzt die Tätigkeit in Mittelschichtberufen eher die Fähigkeit zu einem unabhängigen Urteil voraus. Wo die berufliche Aufgabe auf die Bearbeitung von Dingen ausgerichtet ist, besteht dagegen gewöhnlich die Möglichkeit, den vorgezeichneten Regeln zu folgen. Die Arbeit in Unterschichtberufen bringt daher nur sehr geringe Freiräume für ein unabhängiges Urteil mit sich. Es handelt sich um den „Umstand, auf der einen oder auf der anderen Seite der Linie zu stehen, die die manuell Tätigen von den nicht manuell Tätigen trennt“ (Kohn 1981, S. 19).
- (3) *Die Notwendigkeit von Selbstsicherheit bei der Arbeit*: „Die Ausprägung der Überwachung und die Art der Arbeit entscheiden über den Grad der Selbstbestimmung im Beruf. Innerhalb dieser Grenzen verlangen einige Berufe in der Tat, dass jemand unabhängige Urteile fällt, Verantwortung übernimmt, sich für seine Arbeit einsetzt, während andere Berufe dies real nicht erfordern, obwohl sie es zulassen würden. Dies ist der letzte Gesichtspunkt von Selbstbe-

stimmung, den wir erfassen möchten: Bis zu welchem Grad erfordert der Beruf Selbstsicherheit?“ (Kohn 1981, S. 47). „Männer, die glauben, dass ihr Beruf ein hohes Maß an Selbstsicherheit erfordert, bewerten Selbstkontrolle weitaus höher als Menschen, die nicht dieser Auffassung sind. Männer, die glauben, dass ihr Beruf nur wenig oder keine Selbstsicherheit verlangt, bewerten Gehorsam weitaus höher“ (Kohn 1981, S. 49).

Diese objektiven Bedingungen der Berufsausübung (Berufsbedingungen) hängen eng mit den Wertvorstellungen der Inhaber der entsprechenden Berufspositionen zusammen. Insofern prägen die Berufsbedingungen die väterlichen Wertvorstellungen. Einfache manuelle Tätigkeiten erlauben wenig Selbstbestimmung; komplexe nicht-manuelle Tätigkeiten machen sie dagegen notwendig. Somit geht Kohn davon aus, dass die objektiven Berufsbedingungen der väterlichen Arbeit (nach dem Grad ihrer Selbstbestimmung) sich auf die Formung der elterlichen Wertvorstellungen und Orientierungen für ihre Kindererziehung auswirken.

Aus diesem Grund hat Kohn im Rahmen der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung die *Brücken zwischen Schichtzugehörigkeit und elterlicher Wertvorstellung* berücksichtigt. Er hat klar herausgearbeitet, dass die elterlichen Wertvorstellungen und Orientierungen nicht durch ihre abstrakte soziale Anerkennung, sondern durch die Arbeitserfahrungen unter den objektiven Berufsbedingungen geprägt werden. Die beruflichen Situationen der Mittelschicht werden tendenziell durch den Umgang mit Menschen, Ideen und Symbolen charakterisiert. Dadurch ergibt sich eine Bandbreite in der Aufgabenstellung, die ihnen Selbstbestimmung und individuelle Aktivitäten ermöglicht. Die beruflichen Situationen der Unterschicht sind dagegen durch den Umgang mit Dingen geprägt; dadurch ist für sie Standardisierung, die kollektive, routinierte Ausführung repetitiver Handlungen, und direkte Aufsicht zwingend. Kohns Denkmuster bildet eine Linie: Soziale Schicht – objektive Berufsbedingungen und Arbeitserfahrungen – elterliche Wertorientierung. Dadurch hat Kohn zur Weiterentwicklung der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung beigetragen.

2.1.4 Familiäre Sozialisation

In seinem Buch „Class and Conformity: A Study in Values“ (1969) versammelt Kohn drei Untersuchungen; Washington (1956/57; 257 Mütter und 82 Väter), Turin (1962/63; 341 Väter, 520 Mütter und 314 Paare) und National Study (1964; 3101 Männer)³. Kohn fragte in diesen Studien nicht nach den schichtenspezifischen Erziehungsstilen der Eltern, sondern vielmehr nach deren kognitiven Wertvorstellungen, die er im Zusammenhang mit den objektiven Berufsbedingungen

3 Später hat Kohn mit seinen Kollegen noch weitere landesweite Untersuchungen (beide 1974) in den USA durchgeführt. Im Rahmen seiner ersten Forschung hat er 687 Männer für die

untersuchte. Zur Untersuchung der familialen Sozialisation betrachtet Kohn drei Schwerpunkte: die elterliche Wertvorstellung, die Unterschiede in den elterlichen Erziehungspraktiken und die Perzeption des Kindes.

Wie oben erwähnt, nimmt Kohn zunächst die Generalisierung der väterlichen Arbeitserfahrungen an: Wenn Väter sich in ihrer beruflichen Arbeit in Bezug auf die inhaltliche Komplexität der Arbeit mit Menschen, Ideen und Symbolen auseinandersetzen, erfahren sie dort eher Selbstbestimmung. Wenn sie sich dagegen im Rahmen standardisierter Tätigkeiten mit Dingen auseinandersetzen, erfahren sie weniger Selbstbestimmung. Unter diesen Arbeitserfahrungen, die den Grad ihrer Selbstbestimmung prägen, verbringen sie einen erheblichen Teil ihres Lebens. Es stellt sich die Frage, wie der Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Arbeitserfahrungen und der familialen Sozialisation aussieht. Im Unterschied zur ursprünglichen schichtenspezifischen Sozialisationsforschung, die Erziehungsstile von Mutter betrachtet hat, richtet Kohn sich darauf, die Auswirkungen der väterlichen Berufsrolle, die dieser durch seine Arbeitserfahrungen internalisiert, auf die innerfamiliäre Struktur zu untersuchen. Die Arbeitserfahrungen des Vaters wirken sich auf die innerfamiliäre Rollenverteilung aus. „In Familien der Mittelschicht sind die Rollen von Vater und Mutter gewöhnlich nicht scharf voneinander getrennt. (...) In Arbeiterfamilien sind die Rollen von Vater und Mutter schärfer voneinander unterschieden, wobei die Mutter fast immer der stärker unterstützende Teil ist. In manchen Arbeiterfamilien spezialisieren sich Mütter auf Unterstützung, Väter auf Zwang; in anderen, vielleicht in den meisten, erzieht die Mutter die Kinder, der Vater sorgt für die finanziellen Mittel“ (Kohn 1981, S. 28). So geht Kohn (1969, S. 142) davon aus, dass „men’s occupational conditions are related not only to their own values but also to those of their wives“. Diese Aussagen hat er (1969, S. 150) dahingehend präzisiert, „that the closeness of supervision to which men are subject, the substance of their work with things, with people, or with data, and the degree of self-reliance required in their jobs are each related to their wives’ values, although not to the same extent as to their own. These relationships appear to be stronger for the middle than for the working class“. Als Grund für die stärkere Ausprägung dieses Zusammenhangs in der Mittelschicht führt er an, dass „in Mittelschichten eine besser funktionierende Ehemann-Ehefrau-Kommunikation bestehe und gerade dort elterliche Bewertung von Selbstbestimmung stärker durch berufliche Bedingungen als in der Arbeiterschicht bestimmt würde“ (Kohn 1969, S. 151; hier zit. nach Steinkamp 1991, S. 267).

Kohn berücksichtigt weiter einen Zusammenhang zwischen Eltern-Kind-Beziehungen und Schichtunterschieden. Weder Mittelschicht- noch Arbeitereltern wenden unmittelbar nachdem Kinder Fehler gemacht haben körperliche Bestra-

Nachfolgeuntersuchung seiner Ergebnisse (1969) aus dem Jahr 1969 befragt. Die nächste Forschung hat zum Vergleich hiermit 555 Frauen und 352 Kinder befragt.

fung an. Die elterlichen Erziehungspraktiken unterscheiden sich nicht danach, „welche erzieherischen Maßnahmen Eltern bevorzugen, sondern [danach], wann und warum sie die eine oder andere Bestrafungsmethode anwenden“ (Kohn 1981, S. 26). Das gilt vor allem für spezifische elterliche Wertorientierungen, die die Anwendung körperlicher Bestrafung geboten erscheinen lassen: „Arbeitereltern machen leicht Gebrauch von körperlicher Bestrafung, wenn die unmittelbaren Folgen des Ungehorsams ihrer Kinder sehr extrem sind, und sie nehmen leicht Abstand von Bestrafung, wenn diese eine noch größere Aufregung hervorrufen könnte. So werden sie ein Kind für sein wildes Spiel bestrafen, wenn Möbel beschädigt werden oder der Geräuschpegel unerträglich wird“ (Kohn 1981, S. 26). „Mittelschichteltern scheinen andererseits die Absicht des Kindes bei seinen Handlungen zu deuten, bevor sie bestrafen oder von einer Bestrafung absehen. So werden sie einen Wutausbruch bestrafen, wenn sie ihn als Verlust von Selbstbeherrschung interpretieren; sie werden jedoch einen gleichermaßen extremen Ausbruch übergehen, wenn sie die Situation des Kindes als eine bloße gefühlsmäßige Erleichterung deuten“ (Kohn 1981, S. 27). Es scheint, dass ein Fehlverhalten, das Eltern der Mittelschicht zum Handeln veranlasst, für Eltern der Unterschicht von geringerer Bedeutung ist. Umgekehrt ist es verständlich, dass Eltern der Unterschicht eher auf die direkten Folgen als auf die Absicht der Handlungen ihrer Kinder reagieren.

Die Unterschiede zwischen sozialen Schichten spiegeln sich zusätzlich in unterschiedlichen Vorstellungen von den Geschlechterrollen wider. Mütter der Unterschicht schätzen bei ihren Söhnen die Abhängigkeit, die Schulleistung und den Ehrgeiz hoch ein und halten bei ihren Töchtern Glück, Sauberkeit und Ordentlichkeit sowie bessere Lebensart für wichtig. Die Mütter der Mittelschicht hegen unabhängig vom Geschlecht ihrer Kinder relativ gleiche Einstellungen (Kohn 1969, S. 22). Sie möchten, dass ihre Männer den Kindern (und besonders den Söhnen) gegenüber unterstützend sind, wobei das Auferlegen von Zwängen zweitrangig ist; Mütter aus der Arbeiterschicht wollen sehr viel eher, dass ihre Männer richtungsweisend sind – der Zwang gilt weit mehr als die Unterstützung. Die meisten Väter der Mittelschicht stimmen mit ihren Frauen überein und spielen im Unterschied zu vielen Arbeitervätern die von ihnen erwartete Rolle (Kohn 1981, S. 28; 1969, S. 123).

Kohns Beitrag lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: (1) Für die Schichtenverteilung hat er ein mehrdimensionales Verfahren (Berufsposition und Bildung) verwandt. (2) Zur Untersuchung der Kindererziehung konzentriert sich er auf das Brückenkonzept zwischen Schichtzugehörigkeit und elterlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten. Er bezieht sich nämlich nicht auf die schichtspezifischen Erziehungsstile, sondern auf die von den Vätern auf Grund ihrer objektiven Berufsbedingungen und Arbeitserfahrungen erworbenen kognitiven Wertorientierungen. (3) Er geht davon aus, dass diese väterlichen Wertvorstellun-

gen in die mütterlichen Wertorientierungen transformiert werden. Diese elterlichen Wertorientierungen verbinden sich eng mit der familialen Sozialisation. (4) Anhand seiner Untersuchungsergebnisse weist er darauf hin, dass die familiäre Sozialisation zwischen den beiden Schichten klare Unterschiede zeigt. (5) Sein Versuch hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung in der BRD stark beeinflusst.

2.2 Das Mehrebenenmodell

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung gründet auf Zweifeln am direkten Einfluss der sozialen Schicht auf die kindliche Entwicklung. In ihrer Konzeption und Forschungspraxis ist sie vor allem auf die Arbeit von Kohn (1969) angewiesen: Nach Hoff besteht das Abgrenzungskriterium zwischen der schichtenspezifischen und der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung in der Anlehnung letzterer an neuere Forschungsergebnisse aus den USA, besonders an Kohn (1969), und in der Berücksichtigung der elterlichen Arbeitsplatzmerkmale als einen Hauptvariablenbereich (vgl. Hoff 1982, S. 56). Obwohl die Autoren der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung Kohns Ansatz übernehmen, bezweifeln sie zugleich die Brauchbarkeit des Kohnschen Brückenkonzeptes.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung verdeutlicht, dass die soziale Ungleichheit die kindliche Entwicklung beeinflusst, aber sie bestreitet, dass das Zweiebenenmodell, wie es in der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung verwendet wurde, die komplexen Beziehungen zwischen den sozialstrukturellen Faktoren, der familialen Sozialisation und der kindlichen Entwicklung hinreichend analysieren kann. Stattdessen benutzt sie ausdrücklich ein Mehrebenenmodell, in dem das soziale Ungleichheitssystem die kindliche Entwicklung nur indirekt beeinflusst. Hier sind insbesondere zwei Arbeiten zu erwähnen: Bertram (1976a) und Steinkamp / Stief (1978).

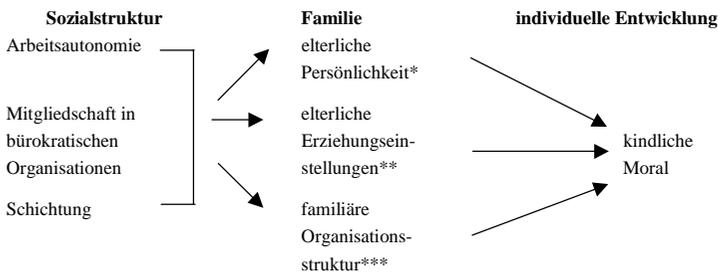
2.2.1. Die Mehrebenenanalyse von Bertram

Bertram beginnt damit, am direkten Einfluss der Sozialstruktur auf die moralische Entwicklung des Kindes zu zweifeln. Er versucht, den Einfluss sozialstruktureller, familiärer und interaktiver Beziehungen auf die kognitive und moralische Entwicklung des Kindes zu prüfen. Dabei kritisiert er (1976b, S. 104), dass die Autoren der schichtspezifischen Sozialisationsforschung „nur Belege für jeweils zwei Ebenen“ der Aggregats-/Gruppenebene oder Gruppen-/Individualebene oder Aggregats-/Individualebene betonen, auch wenn sie in Form von Mehrebenenmodellen durchgeführt werden. Die Belege dieser Zweiebenenanalyse unterstellt, wie Kohn darstellt, eine Wenn-Dann-Logik: „Wenn der Vater der Ober-

schicht angehört, über viel Arbeitsautonomie verfügt und in Großorganisationen arbeitet, dann entwickelt er Erziehungseinstellungen, die sich an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit orientieren, und zeigt intellektuelle Flexibilität und die Fähigkeit, auf andere einzugehen“ (Bertram 1979, S. 219). Diese Hypothese bedeutet direkt, dass die Schichtzugehörigkeit mit der beruflichen Position Vaters, seinen beruflichen Erfahrungen, den familiären Erziehungsvorstellungen, der kindlichen Sprache, seiner Leistungsmotivation und Intelligenz sowie seinem Schul- und Berufserfolg korreliert. Aber der Erklärungswert dieser direkten Korrelationen erwies sich in der empirischen Überprüfung als gering. Da nach Kohns Ergebnissen (1969) der ungeklärte Kausalzusammenhang mit 88% zu groß bleibt, kommt Bertram zu Überlegungen, mit welchem alternativen Modell er die moralische Entwicklung des Kindes erklären kann.

Bertram behauptet, die Hypothese der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung auf Grund der Anwendung der Mehrebenenanalyse falsifizieren zu können: „Wenn Väter der Oberschicht angehören, über nur geringe Arbeitsautonomie verfügen und in Großorganisationen arbeiten, dann werden sie zwar auf Grund ihrer Sozialisationsgeschichte Selbstständigkeit und Unabhängigkeit für wichtig halten, intellektuelle Flexibilität und die Fähigkeit, auf andere einzugehen, haben, aber diese Einstellungen und Persönlichkeitsstrukturen sind nicht ausreichend ausgeprägt“ (Bertram 1979, S. 219). So stellt Bertram fest, dass die elterlichen Einstellungen und Persönlichkeitszüge nicht nur mit der Zugehörigkeit zur sozialen Schicht korrelieren. Ferner berücksichtigt Bertram den familienumweltlichen Kontext, weil die sozialstrukturellen Merkmale allein die intellektuelle Entwicklung des Kindes ungenügend erklären. Damit umfasst Bertrams Modell (1981, S. 51) die drei Ebenen Sozialstruktur, Familie und individuelle Entwicklung. Er untersucht die Annahme, dass der Einfluss der sozialstrukturellen Faktoren auf die intellektuelle Entwicklung des Kindes indirekt durch die familiäre Sozialisation vermittelt wird. Um diese Annahme zu prüfen, betont er (1977, S. 481), dass „zunächst der Einfluss der sozialstrukturellen Dimensionen auf die familiäre Sozialisationsumwelt und dann der Einfluss der beiden Ebenen auf die kognitive Struktur untersucht werden müsste“.

Abbildung 1: Das Mehrebenenmodell von Bertram (1978, S. 218)



- * 16 Persönlichkeitsfaktoren von Vater und Mutter
- ** Die Erziehungseinstellungen sind beim Vater (1) sachlich-verantwortungsbewusst (2) traditionalistisch (3) sozial angepasst und (4) erfolgsorientiert; bei der Mutter (1) sachlich-verantwortungsbewusst (2) traditionalistisch (3) sozial angepasst (4) sozial verantwortungsbewusst (5) Respektabilität.
- *** Zur Beschreibung der familiären Organisationsstruktur wurden die Variablen (1) Vollständigkeit (2) Berufstätigkeit der Mutter (3) Größe der Familie (Kinderzahl) und (4) Größe der Wohnung erfasst.

Auf der empirischen Ebene kritisiert er das Vorgehen der einfachen Regressionsanalyse und entwirft eine alternative Analyse, die sowohl nicht-lineare Beziehungen als auch die nicht-additive Wirkung in einem Bündel von Variablen und interaktiven Beziehungen berücksichtigt. Ferner weist er auch auf den Fehler des sozialökologischen Paradigmas⁴ hin: Obwohl es sich an familiären Kontexteffekten orientiert hat, haben sich die meisten Autoren dieser Schule lediglich auf lineare Beziehungen gestützt. Bertram stellt resümierend fest, dass die lineare und additive Vorgehensweise für die Berücksichtigung interaktiver Ebenenbeziehungen nicht angemessen ist. So konzentriert sich er alternativ auf Nicht-Additivität (Interaktion der Prädiktoreffekte) im statistischen Sinn und wendet dafür die „Kontrastgruppenanalyse“ (Automatic Interaction Detector, AID)⁵ an. Und seine Analysestrategie liegt im Vergleich mit der „Kontrastgruppenanalyse“, der „multiplen Regressionsanalyse“ (REG)⁶ und der multiplen Klassifikationsanalyse (MCA)⁷ der familiären Kontexteffekte, die er im Rahmen eines Mehrebenenmodells verknüpft: Die Kontrastgruppenanalyse wendet er für die nicht partialisierbare Analyse struktureller Effekte an, während er die multiple Regressionsanalyse und die multiple Klassifikationsanalyse zwar für die partialisierte Bedeutung der einzelnen Variablen verwendet, damit aber nicht die gesamten familiären Kontexteffekte prüfen kann. Deswegen bezieht sich Bertram auf den Vergleich aller

-
- 4 Vor allem spricht Bertram (1979, S. 214) von ‚Variablentaxonomien‘, die von Kaufmann et al., Mundt et al. oder Trudewind vorgelegt wurden. Er ist der Ansicht, dass diese Taxonomien sehr theoriegeleitet sind und relativ pragmatisch eine hierarchische Organisation von Variablen vorgenommen haben. Ihre Beziehungen werden aber nicht deduktiv hergestellt, sondern lediglich statistisch-korrelativ. Insofern, betont er, sei davon nicht zu erwarten, die Bronfenbrenner’sche Absicht einer deduktiv-integrativen Theorie umzusetzen.
 - 5 Dies Verfahren wurde von Morgan / Sonquist (1963) vorgelegt. Seine Erklärungskraft lässt sich wie folgt berechnen: „Die Proportion der Quadratsummen zwischen den Gruppen (Between Sum of Squares, BSS) pro Trennung im Verhältnis zur Quadratsumme der Gesamtstichprobe (Total Sum of Squares, TSSg) werden bestimmt und addiert: $R_{AID}^2 = BSS_1 / TSSg + BSS_2 / TSSg + \dots + BSS_n / TSSg$ “ (Bertram 1976a, S. 57).
 - 6 Für die multiple Regressionsanalyse leitet sich die erklärte Gesamtvarianz aus folgender Gleichung ab: „ $R_{REG}^2 = \beta_{12}r_{12} + \beta_{13}r_{13} + \dots + \beta_{1n}r_{1n}$ “ (Bertram 1976a, S. 56).
 - 7 Die multiple Klassifikationsanalyse wird für die Berechnung einer Minderungskorrektur angewandt. Wird die Additivitätsannahme verletzt, übersteigt die Summe der β_2 den minderungskorrigierten, angepassten Koeffizienten R_{MCA}^2 . Für diese Klassifikationsanalyse leitet sich die erklärte Gesamtvarianz aus folgender Gleichung ab: „ $R_{MCA}^2 = \beta_{12}^2 + \beta_{13}^2 + \dots + \beta_{1n}^2$ “ (Bertram 1976a, S. 57).

genannten Verfahren, um familiäre Kontexteffekte ausführlich berücksichtigen zu können.

Zunächst untersucht Bertram den Zusammenhang zwischen den sozialstrukturellen Faktoren und der intellektuellen Entwicklung des Kindes: „Durch die Berücksichtigung kurvilinearier Beziehungen erhöht sich der berechnete Varianzanteil R^2 von 7% in der Regressionsanalyse auf 10% in der Klassifikationsanalyse. Aber auch dieser Anstieg um 3% kann nicht als befriedigendes Ergebnis interpretiert werden, das für die Relevanz der sozialstrukturellen Faktoren spricht“ (Bertram 1977, S. 474). Mit Hilfe der Kontrastgruppenanalyse (AID) erreichte Bertram eine erklärte Varianz von 18%. Er folgert (1977, S. 475), dass „diese 18% erklärte Varianz zwar immer noch 82% unerklärte Varianz bedeuten, aber in Relation zu den vorher berechneten Ergebnissen doch als beachtliche Steigerung anzusehen sind“.

Unabhängig von den sozialstrukturellen Faktoren untersucht er daraufhin den Zusammenhang zwischen den familiären Sozialisationsumwelten und der kognitiven Entwicklung des Kindes. Für die familiären Sozialisationsumwelten berücksichtigte Bertram insgesamt 45 Variablen (je 16 Persönlichkeitsfaktoren, je 4 Erziehungsstile für Vater und Mutter sowie 5 Indikatoren zur familiären Organisationsstruktur). Ähnlich wie bei der Analyse der sozialstrukturellen Faktoren unternimmt er den Vergleich zwischen der multiplen Klassifikationsanalyse und der Kontrastgruppenanalyse: Mit der multiplen Klassifikationsanalyse können die elterlichen Persönlichkeitsfaktoren 13% der Varianz der abhängigen Variablen erklären, elterliche Erziehungseinstellungen 7% und die familiäre Organisationsstruktur 2%. Dagegen können mit Hilfe der Kontrastanalyse „die elterlichen Persönlichkeitsfaktoren 52% Varianz bei der abhängigen Variablen erklären, gegenüber 16% Varianz durch die Erziehungseinstellungen und 3%, die auf die familiäre Organisationsstruktur zurückzuführen sind“ (Bertram 1977, S. 479). Durch die Berücksichtigung der kontextspezifischen Effekte im Rahmen der Kontrastanalyse, stellt Bertram (1977, S. 479f.) fest, steigt nicht nur der Anteil der erklärten Varianz; es wird auch erst die hervorragende Bedeutung der elterlichen Persönlichkeitszüge für die kognitive Entwicklung des Kindes deutlich.

Danach stellt Bertram Überlegungen über die komplexen Beziehungen zwischen den drei Ebenen an. Wenn die Einflüsse der sozialstrukturellen und der familiären Faktoren auf die kindliche Entwicklung getrennt voneinander ermittelt werden, unterbleibt eine Untersuchung ihres gemeinsamen Einflusses auf die kindliche Entwicklung sowie eine Untersuchung ihrer Wechselbeziehungen untereinander. Bertram vermutet daher, dass hier gemeinsame Interaktionseffekte für die kindliche Entwicklung eine wichtige Rolle spielen. Aus diesem Grund gliedert Bertram (1976a, S. 62) die vier Terme, die untereinander interaktive Effekte haben: die Effekte (1) der sozialstrukturellen Bedingungen, (2) der elterlichen Persönlichkeitszüge, (3) der Erziehungseinstellungen und (4) der familiären Organi-

sationsstruktur. Indem er die vier Terme gemeinsam in seiner Analyse berücksichtigt, kommt er zu einem Koeffizienten, der „ $R_{REG} = .65$ “ beträgt, d.h. alle vier Terme gemeinsam erklären bei wechselseitiger Partialisierung 42% der Varianz. Die Höhe dieser Varianzanteile macht deutlich, wie wichtig die sozialstrukturellen und familiären Faktoren für die moralische Entwicklung sind. Unter Partialisierung der anderen Merkmale erklären die elterlichen Persönlichkeitsfaktoren 27% der Varianz; 12% entfallen auf die Erziehungseinstellungen und 2% auf die familiäre Organisationsstruktur und nur 1% auf die sozialstrukturellen Variablen“ (Bertram 1979, S. 227). Damit zeigt er, dass als wichtigste Einflussfaktoren für die moralische Entwicklung eines Kindes die Persönlichkeitsstruktur und die Erziehungseinstellung der Eltern zu gelten haben, während man bezweifeln kann, ob die sozialstrukturellen Variablen wirklich die moralische Entwicklung des Kindes beeinflussen. Bertram (1979, S. 227) weist darauf hin, dass aus diesem geringen Maß an erklärter Varianz (1%) jedoch nicht der Schluss gezogen werden darf, dass „die sozialstrukturellen Dimensionen für die moralische Entwicklung irrelevant seien“. Vielmehr geht er von einer indirekten Wirkung dieser Dimensionen aus: Die Indikatoren der ‚Sozialstruktur‘ beeinflussen, vermittelt durch die familiäre Sozialisationsumwelt, die Entwicklung der moralischen Urteilsstruktur des Kindes.

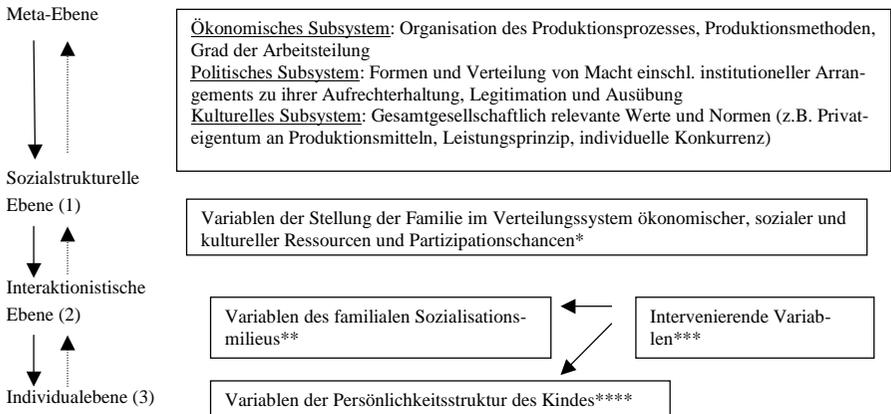
2.2.2 Die Mehrebenenanalyse von Steinkamp und Stief

Der Ansatz von Steinkamp und Stief unterscheidet sich in theoretischer und empirischer Hinsicht von Bertrams Ansatz. Die beiden Autoren (1979, S. 174) weisen zu Beginn darauf hin, dass das Ziel ihrer Mehrebenenanalyse in „einer Aufklärung vor allem über Ursachen, dann aber auch über Strukturen und Folgen von Sozialisationsprozessen in der Familie“ liegt. Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung war theoretisch und empirisch nur darauf ausgerichtet, den Zusammenhang zwischen den sozialen Schichten und der Entstehung elterlicher Wertorientierungen, Einstellungen und Verhaltensweisen zu klären. Ihr Werkzeug war die Zwei-Ebenen-Analyse, die *entweder* die Relation zwischen dem sozialstrukturellen Kontext (Ebene 1) und den Sozialisationsprozessen in der Familie (Ebene 2) *oder* die Relation zwischen dem familialen Sozialisationsprozess (Ebene 2) und der Soziogenese der kindlichen Persönlichkeit (Ebene 3) untersuchen kann (Steinkamp/Stief 1978, S. 19). So verzichten Steinkamp/Stief auf die Anwendung der klassischen Zwei-Ebenen-Analyse, weil dieser keine vollständige Erfassung der familialen Sozialisation gelingt.

In Durchführung der Mehrebenenanalyse betrachten Steinkamp/Stief auch den familienumweltlichen Kontext, wie er von der sozialökologischen Sozialisationsforschung vorgelegt wird. Jedoch versuchen sie in ihrer Analyse, die familiäre Sozialisation eng mit den aktuellen, sozialstrukturell vermittelten Lebensbedin-

gungen einer Familie zu verbinden: „Der sozialstrukturelle Kontext (Ebene 1) wirkt auf die familiäre Sozialisation (Ebene 2) ein und hier findet wiederum eine grundlegende Persönlichkeitsstrukturierung des Kindes (Ebene 3) statt“ (Steinkamp / Stief 1978, S. 74; vgl. Abb. 2). In ihrer Mehrebenenanalyse verknüpfen die Autoren alle drei Ebenen: Sozialstruktur – familiäre Sozialisation – kindliche Persönlichkeitsformung.

Abbildung 2: Die Mehrebenenanalyse von Steinkamp / Stief (1978, S. 86)



* 1. Aktuelle Lage der Familie im System gesellschaftlicher Ungleichheit: 1.1. Beruf. Arbeitserfahrungen der Eltern (Intellektuell-organisatorische Anforderungen, Komplexität der Arbeit, Substantielle Beschaffenheit der Arbeit, Entscheidungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten, Kontrolle am Arbeitsplatz, Stellung in der Subordinationshierarchie, Arbeitszufriedenheit u.a.), 1.2. Vermögens- und Einkommenssituation: materielle Lebensbedingungen, 1.3. Schulische und berufsbezogene Ausbildung der Eltern, 1.4. Soziales Ansehen. 2. Familiengeschichtlich konsistente Lage im System gesellschaftlicher Ungleichheit: 2.1. Berufliche Arbeitserfahrungen der Großeltern, 2.2. Materielle Lebensbedingungen der Großeltern, 2.3. Bildungsniveau der Großeltern; 2.4. Sozialisationsprozess der Eltern in ihrer eigenen Herkunftsfamilie

** 1. Persönlichkeitsvariablen der Eltern (Einstellungen, Erziehungsziele, -verhalten, kognitive und sprachliche Fähigkeiten, motivationale Orientierungen, emotionale Stabilität, u.a.), 2. Familiäre Systemvariablen: 2.1. Familiäre Binnenstruktur (Struktur des Ehepartner-Subsystems, der Eltern-Kind-Beziehung, der Geschwisterbeziehungen, Kommunikationsmuster u.a.); 2.2. Familiäre Außenbeziehungen. 3. Wohnverhältnisse und räumlich-dingliches Anregungsangebot

*** 1. Angeborene Dispositionen, 2. Eigendynamik der Kernfamilie, 3. Stellung in der Geschwisterreihe, 4. Größe der Familie, 5. Religiöse Orientierung, 6. Zugang zu und Beeinflussung durch Massenmedien, 7. Kindliche und jugendliche Peer-groups, 8. Homogenität der Nachbarschaft, 9. Anregungsgehalt der Sachumwelt des Wohngebietes, 10. Schulische Sozialisation, 11. Stadt-Land-Unterschiede, 12. Horizontale Differenzierung nach Wirtschaftszweigen u.a.

**** 1. Kognitive Fähigkeiten, 2. Sprachliche Fähigkeiten, 3. Emotionale Stabilität, 4. Motivationale Orientierungen (Leistungsmotivation, moralische Verhaltensdispositionen, u.a.)

In Bezug auf die Mehrebenenanalyse gehen Steinkamp/Stief von folgenden Leitthesen – Ursachen, Struktur und Folgen der familialen Sozialisationsprozesse – aus (1979, S. 174):

1. „Welche Dimensionen des komplexen Phänomens institutionalisierter Ungleichheit familialer Lebensbedingungen stehen in systematischem Zusammenhang zu unterschiedlich verlaufenden Sozialisationsprozessen auf der Familienebene?“
2. Über welche Vermittlungsebene und -schritte und auf welche sozialisationsrelevanten Strukturen und Prozesse familialer Interaktion wirken sich diese wie aus?
3. Welche Folgen haben unterschiedliche familiäre Sozialisationsprozesse für ausgewählte Aspekte der kindlichen Persönlichkeitsstruktur?“

Der Ausgangspunkt von Steinkamp/Stief liegt in der „Verknüpfung des Familiensystems mit dem ‚broader social system‘“ (Steinkamp 1988, S. 139). Insbesondere stellen Steinkamp/Stief die Annahme im Vordergrund, dass väterliche Arbeitserfahrungen unabhängig von der Schichtdimension variieren, während Kohn sie als abhängig von der Schichtposition ansieht (Steinkamp 1991, S. 261). Steinkamp/Stief fragen danach, welche Dimensionen institutionalisierter Ungleichheit Auswirkungen auf die sozialisationsrelevanten Strukturen und Prozesse der Familie haben. Über die Schichteneinteilung hinaus konzentrieren sich die Autoren auf die Auswirkungen der aktuellen Lage auf die Strukturen und Prozesse der familialen Interaktion – insbesondere in Anlehnung an Kohns (1969) Berücksichtigung der objektiven Berufsbedingungen und der Arbeitserfahrungen des Vaters sowie die familiengeschichtlich konsistente Lage durch Oevermann et al. (1968). Damit stellen Steinkamp/Stief die weitere Frage, wie diese aktuelle Lage einer Familie im elterlichen Erziehungskonzept – Erziehungsziele und Einstellungen – realisiert wird und wie Eltern den Prozess sozialisatorischer Interaktion ausführen. Danach berücksichtigen sie auf der Individualebene die kindliche Perzeption der elterlichen Erziehung.

Steinkamp/Stief (1978, S. 120) gliedern ihr empirisches Forschungsdesign in drei Teile: 1. In Anlehnung an die klassische Vorgehensweise untersuchen sie Korrelationen zwischen zwei Analyseebenen. 2. Darüber hinaus untersuchen sie Korrelationen, die den Zusammenhang zwischen komplexen sozialstrukturellen Faktoren und elterlichen Erziehungszielen erhellen. 3. Schließlich untersuchen sie die kindliche Perzeption der elterlichen Erziehung. Zunächst untersuchen sie mittels der multiplen Regressionsanalyse die Auswirkungen schichtenspezifischer Variablen (Berufsstatus des Vaters, Bildung beider Eltern, Haushaltsnettoeinkommen) auf die Erziehungskonzepte der Eltern. Dabei ergibt sich in Bezug auf die elterlichen Erziehungsziele eine erklärte Varianz von 26%. Für die Einstellungsmuster der Väter bzw. Mütter finden sie eine erklärte Varianz von 15% bzw.

19%. Schließlich erklären sie mit ihrem Modell die Varianz der von den Eltern berichteten Erziehungspraktiken zu 8% (Steinkamp/Stief 1978, S. 203f., S. 241).

Danach interpretieren sie die elterliche Persönlichkeit anhand der gefilterten Erfassung der objektiven Berufsbedingungen und Arbeitserfahrungen der Väter. So ermitteln Steinkamp/Stief (1978, S. 215) mittels der multiplen Regressionsanalyse den Zusammenhang zwischen den fünf wichtigsten Arbeitsvariablen (intellektuell-organisatorische Arbeitsanforderungen, Entscheidungs- und Mitbestimmungsmöglichkeit, Umfang der Kontrolle, substantielle Beschaffenheit der Arbeit, Komplexität der Arbeit) einerseits und Erziehungszielen und erziehungsrelevanten Einstellungen der Eltern andererseits. Dabei erklären die Arbeitsvariablen die Varianz der elterlichen Erziehungsmuster zu 21%; diejenige der mütterlichen erziehungsrelevanten Einstellungen zu 16% bzw. 11%.

Schließlich tragen Steinkamp/Stief den komplexen sozialstrukturellen Variablen Rechnung. Aus diesem Set haben die soziale Herkunft des Vaters, seine schulische und berufliche Ausbildung, seine Stellung in der Subordinationshierarchie der Arbeitsorganisation und seine intellektuell-organisatorischen Arbeitsanforderungen für die elterlichen Erziehungsziele und -einstellungen eine herausragende unmittelbare und eigenständige Bedeutung. So ergibt die Untersuchung von Steinkamp/Stief schließlich einen multiplen Korrelationskoeffizienten für die Beziehung zwischen diesen Variablen und den Erziehungswerten von $R = .61$, für die Beziehung zwischen diesen Variablen und den väterlichen bzw. mütterlichen erziehungsrelevanten Einstellungen $R = .64$ bzw. $R = .57$. Die Zusammenfassung der sozialstrukturellen Variablen zu einem Prädiktorvariablensatz erklärt also 37% der Zielausrichtung der elterlichen Erziehung sowie 41% bzw. 33% der Varianz der Einstellungsmuster entlang der Dimension Selbstbestimmung vs. Autoritärer Konventionalismus (Steinkamp/Stief 1978, S. 234) und weiterhin 15% (induktiv) bzw. 13% (machtorientiert) der Varianz der elterlichen Sanktionspraktiken (vgl. Steinkamp/Stief 1979, S. 187). Mit diesem Ergebnis betonen sie, dass die aktuelle Lage die sozialisationsleitenden Vorstellungen der Eltern hinsichtlich adäquater Erziehungsmaßnahmen noch in bedeutsamem Ausmaß beeinflussen.

Danach betrachten die Autoren die kindliche Perzeption der elterlichen Erziehung. Dabei stellen sie fest, dass die von Kindern perzipierten elterlichen Erziehungsziele sich von den erwünschten Erziehungszielen der Eltern unterscheiden. Hinsichtlich der induktiven Problemlösung der Eltern gibt es große Unterschiede zwischen den Angaben von Eltern und denjenigen der Kinder.

2.3 Der Zusammenhang zwischen Sozialstruktur und elterlicher Persönlichkeit

Aufbauend auf den bisher referierten Ergebnissen hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung ihre besondere Zuspitzung in der Erkenntnis gefunden,

dass zur Erklärung der familialen Sozialisation der von der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung begründete Schichtbegriff unzureichend ist. Auch hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung in der BRD Zweifel an Kohns Resultat, wonach die väterlichen Arbeitserfahrungen noch weiter als Brücke zwischen Schichtzugehörigkeit und elterlicher Wertvorstellung funktionieren. Sie betrachtet die väterlichen Arbeitserfahrungen als nur eine Dimension und berücksichtigt darüber hinaus den Zusammenhang zwischen der mehrdimensionalen aktuellen Lage und der elterlichen Wertvorstellung.

2.3.1 Sozialstrukturelle Konstellation und elterliche Persönlichkeit nach Bertram

Bertram kritisiert zunächst an den Schichtbegriff der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung. Er begründet diese Kritik vor allem damit, dass sich die Nachweise, die frühere Studien erbracht haben, wenig überzeugend waren. Er verweist darauf, dass „die Kovarianz zwischen Schichtung und (kindlicher) Intelligenz zwischen 4% und 10% schwankt“ (Bertram 1977, S. 464). Auf Grund dieser schwachen Ergebnisse glaubt er, dass es nicht mehr sinnvoll sei, den Zusammenhang zwischen sozialer Schicht einerseits und elterlicher Erziehung sowie kognitiver Entwicklung des Kindes andererseits zu interpretieren. Daher regt er an, die Sozialstruktur nicht mehr nur anhand der sozioökonomischen Dimension zu betrachten: „Sprache, Intelligenz oder Werthaltungen werden durch sozialstrukturelle Dimensionen, wie ethnische Zugehörigkeit, Religion oder Region beeinflusst, die selbst in keiner Beziehung zu den Schichtungsvariablen Berufsposition, Ausbildung oder Einkommen stehen“ (Bertram 1981, S. 135). Damit beansprucht er für seine Neuerung ‚sozialstrukturelle Konstellation‘ gegenüber dem bisherigen Messinstrument ‚soziale Schicht‘ einen bedeutenden Zuwachs an Genauigkeit.

Für sein Konstrukt ‚sozialstrukturelle Konstellation‘ lehnt Bertram sich zunächst an A. Giddens an, der davon ausgeht, dass die gegenwärtige Sozialstruktur neben technischer Entwicklung Differenzierungsprozesse erfahren hat. Diese Differenzierungsprozesse bewirken „immer wieder neue ‚Strukturierungen‘ (Giddens) innerhalb gleicher ökonomischer Lagen“ (Bertram 1976b, S. 107). Diese Strukturierung lässt sich nicht mehr aus einer Dimension ableiten, sondern ist auf die Berücksichtigung mehrerer Dimensionen angewiesen, die ungleichheitsrelevant sind. Weiterhin betrachtet Bertram in Anlehnung an Lepsius die Abhängigkeit der tatsächlichen Lage von der Organisationszugehörigkeit. „So sind etwa die sozialen Leistungen in Großorganisationen meist wesentlich besser ausgebaut als in Kleinorganisationen. Die Arbeitsplatzsicherheit ist größer, da für industrielle Großorganisationen die Gefahr von Insolvenzen minimal ist“ (Bertram 1976a, S. 210). Schließlich untersucht er entgegen der schichtenspezifischen Sozialisations-

forschung die Schichtzugehörigkeit nicht eindimensional, d.h. nach Berufsposition, sondern mehrdimensional, also nach Berufsposition, Einkommen, Arbeitsbedingungen und Bildung.

Aus diesem Grund schlägt Bertram (1976a, S. 212) das alternative Messinstrument vor, das er als „die nützlichen, empirisch realisierenden sozialstrukturellen Konstellationen“ bezeichnet:

1. Die Arbeitsbedingungen stehen in engem Zusammenhang mit dem Grad an „Autonomie im Beruf“. Sie werden operationalisiert anhand a) der Kontrolle der eigenen Arbeit durch andere, b) der Komplexität der Arbeit, und c) der extrinsischen vs. intrinsischen Berufsorientierung.
2. Die zunehmende Organisationsabhängigkeit basiert auf den Konsequenzen der Mitgliedschaft in wenig bzw. hoch differenzierten Organisationen.
3. Die Schichtzugehörigkeit wird anhand kombinierter Skalen gemessen, die schulische Qualifikation und Berufsposition berücksichtigen.

Bertram interpretiert, dass in der von der schichtspezifischen Sozialisationsforschung analysierten Epoche die Arbeitsbedingungen innerhalb einer Schichtenlage relativ homogen gewesen sein mögen, während die Bedeutung der Organisationsabhängigkeit minimal gewesen sei. Damals hat ein hohes Maß an Übereinstimmung zwischen Schichtzugehörigkeit und Mentalität bestanden. Demgegenüber betont er für die Gegenwart ein hohes Maß an Heterogenität innerhalb der sozialen Schichten⁸: „Prüft man die Ähnlichkeit der sozialen Lagen anhand der beiden besonders betonten Schichtungs determinanten Berufsposition und Verfügung über Geld, so stellt man fest, dass die beiden Schichtungsgruppen hinsichtlich dieser Determinanten dermaßen heterogen sind, dass weder eine homogene soziale Lage noch gemeinsame Mentalitäten vermutet werden können“ (Bertram 1981, S. 142). Die technische Entwicklung hat die homogenen Beziehungen innerhalb der sozialen Schicht aufgelöst. Homogenität erscheint dagegen in der Wirkung der verschiedenen Faktoren (z.B. die oben erwähnten drei Faktoren) im Rahmen des Systems der sozialen Ungleichheit: „Jeder der Faktoren für sich hat die Tendenz, bei verschiedenen Personen gleiche Mentalitäten zu erzeugen. Da diese Faktoren aber niemals allein auftreten, werden ihre Wirkungen auf die Individuen differenziert, je nachdem, in welcher spezifischen Konstellation sie bei einem Individuum auftreten“ (Bertram 1976a, S. 211).

Mit dem sozialstrukturellen Messinstrument lässt sich erwartungsgemäß erforschen, wie die spezifischen Mentalitäten entstehen. Bertram geht davon aus, dass dieses Messinstrument besonders auf die erwähnten drei Faktoren beruht. Diese drei sozialstrukturellen Faktoren treten nicht einzeln, sondern in bestimmten Kombinationen auf. Als einschlägige Merkmalskombinationen gelten beispiels-

8 Bertram (1982, S. 25) äußert Zweifel an Konzeptionen zur Beschreibung der Reproduktion sozialer Schichten (ein zirkuläres Modell) in der veränderten und hoch entwickelten Industrie-

weise ‚Unterschicht + sehr differenzierte Organisation + geringe Autonomie am Arbeitsplatz‘. Diese Konstellation wurde von Bertram nicht als eine weitere Differenzierung innerhalb der sozialen Schicht, sondern als sozialstrukturelle Differenzierung in der sozialen Ungleichheit angesehen. Damit geht Bertram davon aus, dass die grundlegende Homogenität nicht mehr innerhalb des sozialen Schichtgefüges, sondern in dem System der sozialen Ungleichheit gegeben ist. Differenzen in den elterlichen Persönlichkeitszügen und Einstellungen ergeben sich daher entlang der Grenzen zwischen den sozialstrukturellen Gruppen.

Tabelle 1: Die sozialstrukturelle Konstellation und die elterlichen Persönlichkeitszüge und Einstellungen von Bertram (1976a, S. 427)

	Unterschicht			Untere Mittelschicht			Obere Mittelschicht		
	Differenzierung der Organisation			Differenzierung der Organisation			Differenzierung der Organisation		
	gering	mittel	hoch	gering	mittel	hoch	gering	mittel	hoch
Wenig Autonomie am Arbeitsplatz	egalitär + konformistisch + autonomflexibel – konventionell –	konformistisch –		konformistisch –	egalitär – konventionell –	egalitär – konventionell –	egalitär + konformistisch +	egalitär –	egalitär –
Mittlere Autonomie am Arbeitsplatz	egalitär + konformistisch + autonomflexibel – konventionell –	konformistisch –	konformistisch –		egalitär – konformistisch –, konventionell –	egalitär – konventionell –	egalitär +	egalitär – konformistisch –	egalitär – konformistisch –
Hohe Autonomie am Arbeitsplatz	konformistisch + autonomflexibel – konventionell –	konformistisch –	konformistisch –		konventionell + konformistisch –	konventionell +	autonomflexibel +	autonomflexibel + konformistisch –	autonomflexibel + konformistisch –

„+“ = hohe Ausprägung; „-“ = niedrige Ausprägung; sonst keine Präferenz

In Tabelle 1 (S. 52) hat Bertram (1976a, S. 374ff.; S. 396ff.; S. 412ff.) anhand von drei Beispielen den Zusammenhang zwischen sozialstrukturellen Faktoren sowie elterlichen Einstellungen und Persönlichkeitszügen dargestellt. Zunächst soll hier das Beispiel der oberen Mittelschicht mit hoher Autonomie am Arbeitsplatz in einer wenig differenzierten Organisation beschrieben werden: Bei Eltern dieser Gruppe „zeigt sich am deutlichsten der Unterschied bei dem traditionellen Einstel-

gesellschaft. Stattdessen geht er davon aus, dass die Übergänge von der einen zur anderen sozialstrukturellen Konstellation sehr unterschiedlich und labil sind.

lungsmuster. (...) Die Mütter lehnen traditionelle Einstellungen ab, während die Väter ... soziale Anpassung ... als unwichtig bezeichnen. (...) Sowohl die Väter wie die Mütter dieser Gruppe erreichen ungewöhnlich hohe Intelligenz- und Sensibilitätswerte. Beide Dimensionen hatten sich auch in der Analyse des Einflusses elterlicher Verhaltenszüge auf die autonom-flexible Urteilspräferenz als wichtig herausgestellt“ (Bertram 1976a, S. 374). Kontrastierend hierzu soll noch das Beispiel der oberen und unteren Mittelschicht sowie der Unterschicht mit weniger Autonomie am Arbeitsplatz in einer wenig differenzierten Organisation beschrieben werden: Eltern dieser Gruppe „halten traditionelle Einstellungen und soziale Anpassung für wichtig. Die Mütter dieser Gruppe schätzen soziales Verantwortungsbewusstsein als wenig wichtig ein“ (Bertram 1976a, S. 412). Bertram zeigt, dass ein geringes Ausmaß an Autonomie am Arbeitsplatz die normkonforme Orientierung der Eltern fördert. Somit stellt er fest, dass der Grad von Autonomie am Arbeitsplatz unabhängig von der Schichtzugehörigkeit die Orientierung der Eltern beeinflusst.

Darüber hinaus bezweifelt er auch, ob die elterlichen Verhaltenszüge nur mit den sozialstrukturellen Faktoren erklärt werden können. Bertram (1976a, S. 335) betont, dass zur Erklärung der elterlichen Verhaltenszüge folgende Dimensionen berücksichtigt werden müssen: 3 Strukturvariablen mit je 3 Ausprägungen, 16 Persönlichkeitsdimensionen, 4 bzw. 5 Einstellungssyndrome und 2 Berufseinstellungen der Eltern. Aus diesem Grund betont Bertram besonderes die Tatsache, dass die elterlichen Verhaltenszüge nicht nur von den gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen entsprechender sozialstruktureller Faktoren, sondern auch von ihren eigenen familiären Umwelten geprägt werden.

2.3.2 Lagespezifische Konstellation und elterliche Erziehungsziele nach Steinkamp und Stief

Steinkamp/Stief beziehen sich auf die wesentlichen Auswirkungen der aktuellen Lage einer Familie auf die elterlichen Erziehungskonzeptionen und -strategien. Sie (1978, S. 45) weisen in Anlehnung an Oevermann et al. (1976) darauf hin, dass mit dem klassischen Schichtbegriff nur „die geringe Stärke des statistischen Zusammenhangs zwischen der Schichtzugehörigkeit und Indikatoren des familialen Erziehungsmilieus und Persönlichkeitsmerkmalen des Kindes“ nachgewiesen werden kann. Steinkamp (1980, S. 266) sagt, dass „soziale Schichten kein valides Forschungskonzept sind, denn sie haben keine objektive Entsprechung in der sozialen Realität“: Die Tatsache, dass alle Mitglieder unserer Gesellschaft eindeutig einer bestimmten Schicht zugeordnet werden können und diese gegenüber anderen Schichten klar abgegrenzt erscheint, verdunkelt die Zusammenhänge, weil die Schichtübergänge fließend sind (Steinkamp 1980, S. 266). Schichtenspezifische Verhaltensunterschiede lassen sich in empirischen Untersuchungen

nur grob nachweisen, weil die sozialen Schichten in der Realität keine deutlich voneinander unterscheidbaren homogenen Lebenswelten darstellen.

Daher versucht Steinkamp, das soziale Ungleichheitssystem anhand von sozialstrukturellen Gruppen zu erfassen. Steinkamp/Stief gehen der Frage nach, wie die sozialstrukturelle Gruppeneinteilung innerhalb einer Gesellschaft ausgebildet wird. Da es keinen eindeutig bestimmbaren Gesellschaftsstatus gibt, muss die sozialstrukturelle Gruppeneinteilung in anderer Weise vollzogen werden. „Dabei ist insbesondere hervorzuheben, dass die entscheidenden Determinanten hierarchischer Differenzierung, die Lebensstandard, Chancen und Risiken, Glücksmöglichkeiten, aber auch Privilegien und Diskrimination, Rang und öffentliches Ansehen variieren, nur durch empirische Analysen bestimmbar sind. Zu beachten ist auch, dass sich die Determinanten sozialer Ungleichheitslagen im Laufe historischer Entwicklung verändern können. Daher ist es notwendig, diejenigen Dimensionen sozialer Ungleichheit zu ermitteln, die zu einem bestimmten Zeitabschnitt in einer gegebenen Gesellschaft vorherrschend sind und zu prüfen, ob diese – vor allem in welchen spezifischen Konstellationen – Bewusstseinslagen, Verhaltensweisen und materielle Rahmenbedingungen erzeugen, die für Prozesse auf der Familienebene relevant sind. Durch die Identifikation von typischen Ungleichheitskonstellationen ist eine wesentlich präzisere Beschreibung und damit eine adäquatere Analyse der Auswirkung sozialer Ungleichheitslagen von Familien möglich als mit den bisherigen Schichtansätzen“ (Steinkamp 1980, S. 267).

Steinkamp/Stief haben die Prestigidifferenzierung der Schichtlage und die Differenzierung der objektiven Lebenslage als wichtiges Unterscheidungskriterium angesehen. Aus diesem Grund schlagen sie die „lagespezifische Konstellation“ vor. So konzentrieren sie sich in ihrer empirischen Konstellation auf die fünf komplexen Dimensionen der Sozialstruktur. Steinkamp (1980, S. 275) stellt klar, dass die fünf Dimensionen der sozialstrukturellen Ungleichheitslage einer Familie „keineswegs eine komplette Bestandsaufnahme denkbarer sozialstruktureller Ungleichheitsdimensionen“ sind, „die immer in bestimmten Konstellationen auf die familiäre Sozialisationsprozesse Einfluss nehmen“.

- 1) Steinkamp/Stief berücksichtigen wie Kohn die *beruflichen Arbeitserfahrungen* des Vaters: intellektuell-organisatorische Anforderungen, Umfang der Arbeitskontrolle, substanzielle Beschaffenheit der Arbeit (Arbeit mit Dingen, Daten und Personen), Komplexität der Arbeitsorganisation (Verschiedenartigkeit der Arbeitsorganisation und Komplexität einer einzelnen Arbeitseinheit), Entscheidungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten, Stellung in der Subordinationshierarchie, Arbeitszufriedenheit u.a. Mit diesen Erfahrungsdimensionen der Arbeit kann die in der Berufsposition realisierte Arbeitsqualität bestimmt werden, die berufliche Selbstbestimmung darstellt.
- 2) Steinkamp/Stief berücksichtigen die Bedeutung der *elterlichen Bildungserfahrungen* für den familialen Sozialisationsprozess. Kohn hat das Bildungsni-

veau nur indirekt über den Berufsstatus erfasst. Aber „der Einfluss der Schulbildung auf elterliche erziehungsrelevante Werte und Orientierungen erweist sich nun als komplexer, als es in den bisher referierten Daten zum Ausdruck kommt. (...) Der Einfluss der Schulbildung verläuft nämlich einmal direkt auf die elterlichen Werte und Orientierungen, weil sie eine wichtige Bedingung für die Entwicklung intellektueller Flexibilität und kritischer Distanzierungs-fähigkeit bildet“ (Steinkamp 1980, S. 272).

- 3) Steinkamp/Stief betrachten die *materiellen Lebensbedingungen einer Familie*, die ein komplexes Bedingungsgefüge für Sozialisationsprozesse bilden. A) Besitz und Vermögen sichern die eigene Existenz gegen Notsituationen ab. B) Sie können die indirekten Ausbildungskosten für die Kinder tragen. C) Sie bringen die Kosten für eine der Familiengröße entsprechende qualitativ ausreichende Wohnung in einem infrastrukturell erschlossenen Wohngebiet auf. Der Einfluss von Wohnung und Wohnumwelt auf die Sozialisation der Kinder äußert sich nicht nur im allgemeinen Anregungscharakter der Wohnsituation, sondern auch dadurch, dass diese indirekt Anzahl und Qualität der Interaktionen mit erwachsenen Bezugspersonen und anderen Kindern bestimmen können, die ihrerseits als Objektbeziehungen entscheidenden Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes haben. D) Ungleiche Einkommenslagen determinieren aber auch unterschiedliche Konsumchancen, die Art und Weise der Gestaltung und Nutzung der freien Zeit (Hobbys, Reisen, soziale Kontakte u.a.m.) sowie Umfang und Qualität des dinglichen Anregungsangebotes (Bücher, Spielzeug u.a.m.). E) Einkommens- und Vermögensunterschiede beeinflussen die Art und Weise interfamilialer Beziehungen: Die Themen der Kommunikation, Art und Ausmaß von Toleranz, Häufigkeit und Gegenstände von Spannungen und Streit (vgl. Steinkamp 1980, S. 273f.).
- 4) Von Oevermann haben Steinkamp/Stief die Dimension der *familiengeschichtlich konsistenten Verankerung in ihrem aktuellen Milieu* übernommen: „Eine Familie wird den für ihre gegenwärtige Klassenlage typischen Lebensstil um so vollständiger und ungebrochener repräsentieren, je konsistenter sie per Familiengeschichte im gegenwärtigen Schichtmilieu verankert ist. (...) Dabei wirken jedoch aktuelle Klassenlage und subkulturelle Tradition nicht einfach additiv, sondern je nach ihrer Konstellation in der Richtung und der Stärke der Mobilitätsbewegung in einem unterschiedlichen Verhältnis“ (Steinkamp 1980, S. 274).
- 5) Schließlich nehmen Steinkamp/Stief die Dimension der *sozialen Bewertungsprozesse* in Anspruch. „Eine Berufsposition, die nur geringe formale Qualifikationen voraussetzt und kaum Einflusschancen ermöglicht, aus der nur ein niederes Einkommen und daran gekoppelte geringe Konsumchancen resultieren, kann einem Individuum das Gefühl verweigern, von anderen anerkannt zu werden. Selbstachtung und Selbstwertgefühl einer Person ... sind nun

in hohem Maße abhängig von der Einschätzung durch andere Menschen. Auch das Rollenverhalten einer Person und damit auch ihr innerfamiliales Verhalten werden durch den Grad der Anerkennung und der Achtung geprägt, den sie regelmäßig erfährt. Mangelnde interpersonale Anerkennung bedeutet Blockierung von psychischen Gratifikationen und Befriedigungsmöglichkeiten, die Ursache für erhebliche Frustration sein können“ (Steinkamp 1980, S. 275).

In Bezug auf den Zusammenhang zwischen diesen fünf komplexen Dimensionen und der familialen Sozialisation stellt sich die Frage, wie die aktuelle Lage in der familialen Sozialisation realisiert werden kann. Hier konzentrieren sich Steinkamp/Stief darauf, dass diese fünf Dimensionen der sozialstrukturellen Ungleichheitslage einer Familie allesamt eng mit den elterlichen Erziehungszielen und Einstellungen zusammenhängen.

Da die schichtenspezifische Sozialisationsforschung nur eine sehr schwache Korrelation zwischen den schichtenspezifischen Faktoren und den elterlichen Erziehungszielen und -einstellungen erbracht hat, haben Steinkamp/Stief in Anlehnung an Kohn vor allem den Zusammenhang zwischen der aktuellen Lage und dem elterlichen Wünschenswerten (Selbstbestimmung oder Konformität) betrachtet. Sie stellen fest, dass die Schichtenlage und die objektiven Berufsbedingungen sowie die Arbeitserfahrungen der Väter Einstellungen und Ziele der elterlichen Erziehung beeinflussen. Dafür interpretieren Steinkamp/Stief zusätzlich die objektiven Berufsbedingungen und Arbeitserfahrungen der Väter ausführlicher als Kohn. Dieser ging noch davon aus, dass die objektiven Berufsbedingungen auf dem Grad an Selbstbestimmung gegenüber der Überwachung (closeness of supervision), an Routine (degree of routinization) und an inhaltlicher Komplexität der Arbeit (the substantive complexity of the work) beruhen:

- (1) *Die Ausprägung der Überwachung:* Die Ausübung von Selbstbestimmung wird durch die Überwachung eingeschränkt, der ein Mensch untersteht. Unter strenger Aufsicht ist wenig Abweichung möglich. Im Allgemeinen kann man annehmen, dass strenge Überwachung die Selbstbestimmung einschränkt (vgl. Kohn 1981, S. 44).
- (2) *Die inhaltliche Komplexität der Arbeit:* Es handelt sich um die Art der verrichteten Arbeit. Die meisten Arbeiterberufe sind durch die Befassung mit Dingen gekennzeichnet, die meisten Mittelschichtberufe beinhalten komplexe zwischenmenschliche Beziehungen oder den Umgang mit Ideen. Die Arbeit mit Dingen bietet jedoch nur eine geringe Chance für ein unabhängiges Urteil, während die Arbeit mit Ideen die große Chance, ja sogar die Notwendigkeit für ein unabhängiges Urteil mit sich bringt. Wo die berufliche Aufgabe auf Ideen ausgerichtet ist, besteht gewöhnlich die Möglichkeit, selbstständige Entscheidungen und Handlungen auszuführen.

(3) *Die Routine*: Wenn der Arbeitsprozess „durch die ständige Wiederholung der gleichen Handgriffe bzw. Handlungen gekennzeichnet ist, neigen [die Ausführenden] eher zu konformistischen, d.h. auf Anpassung an von außen vorgegebene Normen gerichteten Einstellungen“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 210).

Steinkamp/Stief haben jedoch die von Kohn herausgearbeiteten drei objektiven Berufsbedingungen auf sechs erweitert. Die weiteren Berufsbedingungen sind:

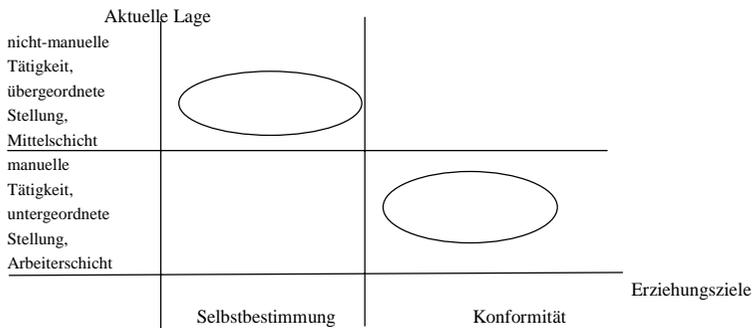
(4) Die Autoren gehen in Bezug auf die Selbstbestimmung von *intellektuell-organisatorischen Arbeitsanforderungen* aus. Ihnen geht es darum, ob die Arbeit Initiative, eigenständiges Urteils-, Denk- und Sprachvermögen sowie Planungs- und Organisationsfähigkeit verlangt. Die langfristige Ausübung anspruchsvoller Tätigkeiten, die höhere Anforderungen an das Denkvermögen, das innovative und kreative Verhalten und das Sprachvermögen stellen, bedeutet für die Betroffenen, dass sie in stärkerer Weise solche Erziehungsziele und Einstellungen vertreten, die auf Individualisierung, Selbstständigkeit, kritischer Entscheidungsfindung, Toleranz und Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse anderer gerichtet sind. Umgekehrt führt die langfristige Ausübung anspruchsloser Tätigkeiten zu einer Ausprägung konformistischer Denk- und Handlungsweisen (Steinkamp/Stief 1978, S. 209f.).

(5) Als Basis für *Entscheidungs- und Mitbestimmungsmöglichkeit* nehmen sie drei Komponenten an: Eigentum an den Produktionsmitteln, Umfang des Einflusses auf die Unternehmenspolitik (Ziele der Produktion, Investitionstätigkeit, Gewinnverwendung, Gestaltung der Arbeitsprozesse etc.) und Grad der Kontrolle über die eigenen Arbeitsbedingungen. In Folge geringer Entscheidungs- und Mitbestimmungsmöglichkeit in der Arbeitswelt werden die Betroffenen zur Anpassung tendieren (Steinkamp/Stief 1978, S. 51).

(6) Schließlich haben die Autoren als wichtigste Dimension die *Stellung in der Subordinationshierarchie* angenommen. Diese Variable „zielt auf den Sachverhalt, ob Menschen mittelbare oder/und unmittelbare Untergebene haben. Bei sonst gleichen bzw. vergleichbaren Herkunfts-, Bildungsvoraussetzungen und Arbeitsbedingungen tendieren Väter, die in ihrer beruflichen Arbeitsorganisation anderen Menschen übergeordnet sind, in starkem Maße zu autoritär-konventionalistischen Einstellungen“ (Steinkamp/Stief 1979, S. 181).

Während Kohn die *inhaltliche Komplexität der Arbeit* für eine Schüsseldimension der Selbstbestimmung hält, messen Steinkamp/Stief der *Stellung in der Subordinationshierarchie* den stärksten Einfluss auf die Ausformung der elterlichen Erziehungsziele zu. Sie betrachten also den Einfluss der sozialstrukturellen Lebensbedingungen auf die elterlichen Werthaltungen, Orientierungen und Persönlichkeitsmerkmale.

Abbildung 3: Die beiden Gruppen der aktuellen Lage und die elterlichen Erziehungsziele



2.4 Familiäre Sozialisation

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung beschränkt sich nicht nur auf die Differenzierung der sozialstrukturellen Konstellation, sondern untersucht auch die interaktiven Eltern-Kind-Beziehungen. Während Bertram den Einfluss der Mikroebene auf die moralische Entwicklung des Kindes höher veranschlagt als denjenigen der Makroebene, betonen Steinkamp und Stief den Einfluss der Makroebene auf die Mikroebene.

2.4.1 Familiäre Konstellation und familiäre Sozialisation nach Bertram

Bertram stimmt der Annahme zu, dass das moralische Urteil des Kindes eher durch die kognitiven Eltern-Kind-Beziehungen (die Annahme der kontextuellen Effekte) als durch die Durchsetzung elterlicher Intention (die Annahme der Interdependenz) entwickelt wird. Daher ist er entscheidend auf die familiären Beziehungsgefüge angewiesen, die ohne die Prüfung der familiären Kontexteffekte kaum erklärt werden können. Er (1979, S. 21) schreibt, dass „die Wirkung einer liebevollen, auf Selbstständigkeit bedachten mütterlichen Erziehung völlig unabhängig von den Verhaltensweisen des Vaters oder der Geschwister ist“. Das bedeutet, dass die autoritäre oder liberale Verhaltensweise der Eltern nicht mehr alleine auf Grund der durch Schichtzugehörigkeit oder sozialstrukturelle Faktoren bestimmten Werte beurteilt werden kann.

Bertram (1976a, S. 79) kritisiert die Vernachlässigung der familiären Kontexte in der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung. Diese hat viele Elemente einer Familienkonstellation unbeachtet gelassen, zum Beispiel die Berufstätigkeit der Mutter und die familiäre Organisationsstruktur. Diese Elemente stehen immer

in einem bestimmten Kontext mit der kindlichen Persönlichkeitsentwicklung auf. Ohne die Berücksichtigung dieser Elemente sind die Einzelbeziehungen zwischen Eltern und Kind wenig bedeutsam. „Des Weiteren wurde bemängelt, dass elterliche Einflussnahme in der Sozialisationsforschung meist auf intentionales Erziehungsverhalten reduziert wird, ohne zu berücksichtigen, dass das alltägliche Verhalten der Eltern die kindliche Persönlichkeit vermutlich stärker prägt als ihre Erziehungseinstellungen“ (Bertram 1976a, S. 79). Ihm geht es nicht um die intentionalen Erziehungsstile, sondern vor allem darum, auf die alltäglichen Kontexte der internen Familienstruktur aufmerksam zu machen, die unter anderem auf den durch Eltern und Kinder aktiv geprägten ‚Triaden-Beziehungen (Vater-Mutter-Kind-Beziehungen)‘ beruhen.

Er (1976a, S. 109) nimmt an, dass die Bedeutung des elterlichen Verhaltens für die Ausbildung autonom-flexibler Urteilspräferenzen der Kinder von den beiden interaktionistischen (kontextuellen) und psychosozialen (interdependenten) Strukturelementen der Familie abhängig ist. Die eigenen Familienkontexte hängen nicht nur mit der psychischen Ausbildung autonom-flexibler Urteilspräferenzen der Eltern, sondern auch mit den interaktionsbezogenen Vater-Mutter-Kind-Beziehungen zusammen. Solche Kontexte gehen also damit einher, dass das alltägliche Verhalten der Familienmitglieder durch ihre Interaktionen einen gegebenen Familienkontext ändern kann. Dieser Familienkontext umfasst wichtige, kontextuell interagierende Teilstrukturen: die „*familiäre Interaktions- und Kommunikationsstruktur*“, die „*psychosoziale Struktur der Familienmitglieder*“ und die „*familiäre Organisationsstruktur*“ (Bertram 1976a, S. 80). Die kombinierte Einheit dieser Teilstrukturen der Familie nennt Bertram die „*familiäre Konstellation*“ (1976a, S. 80).

1. „Die Interaktions- und Kommunikationsstruktur einer Familie wird wesentlich durch die gegenseitigen Erwartungen und Einstellungen der Familienmitglieder, ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, das Maß der gegenseitig zugestandenen Unabhängigkeit und die gemeinsame Erfahrung geprägt“ (Bertram 1976a, S. 80). Wenn diese familiäre Interaktionsstruktur sich nur auf die besonderen Aspekte der Zielvorstellungen der Familienmitglieder, z.B. Erziehungs- und Berufsziele, bezogen hat, ist es kaum möglich, „jene von den Familienmitgliedern geteilten Verhaltenserwartungen zu erfassen, die die familieninterne Interaktion steuern“ (Bertram 1976a, S. 84), weil die unverzüglichen Verhaltenserwartungen entscheidend von der Alltäglichkeit familiärer Interaktion abhängig sind. Deshalb wird der alltägliche Konfliktfall selbst Gegenstand der innerfamiliären Kommunikation. In diesem Sinne kann mit der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung – vor allem mit Kohns Konzept vom Wünschenswerten (Selbstbestimmung und Konformität) – die tatsächliche moralische Entwicklung des Kindes kaum analysiert werden. „Die These von Kohn, dass konforme bzw. unabhängige Einstellungen im beruflichen Bereich auch

mit konformen bzw. unabhängigen Einstellungen in anderen Lebensbereichen korrespondieren, erscheint problematisch“ (Bertram 1976a, S. 87), weil sie nicht impliziert, dass die elterlichen Vorstellungen zwischen allen Bereichen differieren können. Um diese unterschiedlichen Einstellungen der Eltern in der alltäglichen Kommunikation zu verstehen, nimmt Bertram (1976a, S. 89f.) folgende Einteilung vor.

Abbildung 4: Die Einstellungen der Eltern

Die Einstellungen des Vaters	Die Einstellungen der Mutter
(1) sachlich-verantwortungsbewusst	(1) sachlich-verantwortungsbewusst
(2) erfolgsorientiert	(2) sozial-verantwortungsbewusst
(3) traditionalistisch	(3) traditionalistisch
(4) sozial angepasst	(4) sozial angepasst
	(5) auf Respektabilität bedacht

- Für die Erklärung des familiären Beziehungsgefüges ist es darüber hinaus notwendig, die psychosozialen Strukturen der Familienmitglieder, d.h. ihre Persönlichkeitszüge zu berücksichtigen, die man „als eine typische Reaktions-tendenz des Individuums in unterschiedlichen Situationen“ (Bertram 1976a, S. 95) definieren kann. Die familiären Beziehungsgefüge werden wesentlich durch die Persönlichkeitsstruktur ihrer einzelnen Mitglieder geprägt. Dafür weist Bertram in Anlehnung an Cattell (1973) besonders auf 16 Persönlichkeitszüge (PF: Sixteen Personality Factors) hin.⁹ Zusätzlich berücksichtigt Bertram den psychischen Einfluss der ehelichen Stabilität für die familiären Beziehungsgefüge.
- Die familiäre Organisationsstruktur umfasst „die Größe der Familie, die Wohnungsgröße, die mütterliche Berufstätigkeit, die Länge der täglichen Abwesenheit des Vaters von der Familie und die Schulpflichtigkeit der Kinder“ (Bertram 1976a, S. 80). Diese familiäre Organisationsstruktur beeinflusst auch die familiären Beziehungsgefüge.

Hier betrachtet Bertram, wie alle Teilstrukturen auf die familiären Beziehungsgefüge wirken. In Bezug auf elterliche Einstellungsmuster kann es z.B. bewirken, dass Eltern für ihre Söhne erfolgsorientierte Leistungserwartungen äußern. Dieses Einstellungsmuster wird noch durch ihre Persönlichkeitszüge unterstützt. „Der

⁹ (1) emotionale Wärme und emotionale Zurückhaltung, (2) intellektuell flexibel und intellektuell wenig flexibel, (3) emotionale Stabilität und emotionale Labilität, (4) Dominanz und Unterordnung, (5) Expressivität und geringe Expressivität, (6) Überichstärke und geringe Überichstärke, (7) soziale Initiative und soziale Passivität, (8) soziale Sensibilität und Selbstbehauptung, (9) soziale Vorsicht und Gelöstheit / Vertrauen, (10) unkonventionell und konventionell, (11) weltgewandt und wenig weltgewandt, (12) Furchtsamkeit und Selbstvertrauen, (13) Konservatismus und Radikalismus (Liberalität), (14) Unabhängigkeit und Abhängigkeit, (15) Willenskontrolle und geringe Willenskontrolle, (16) nervöse Spannung und geringe nervöse Spannung.

Vater ist wenig dominant, d.h. autoritär, kümmert sich nicht sehr um Konventionen (unkonventionell), ist sehr überichstark, emotional ausgeglichen (stabil), zeigt ein hohes Maß an sozialer Sensibilität, d.h. vermag auf die Wünsche und Bedürfnisse seiner Interaktionspartner einzugehen, besitzt auch ein gewisses Maß an Nervosität und ist überdurchschnittlich intelligent. Bei der Mutter ergibt sich eine zum Teil ganz ähnliche Persönlichkeitsstruktur. Auch sie ist wenig konventionell, sozial sehr sensibel, nervös und deutlich intelligenter als der Durchschnitt. Zudem ist sie noch emotional sehr warmherzig und Menschen zugewandt“ (Bertram 1979, S. 225). Es ist zu erwarten, dass „die Kinder dieser Eltern stabile und vertrauensvolle Beziehungen zu ihren Eltern entwickeln können“ (Bertram 1979, S. 225). Aber es könnte kontextuell vermutlich zutreffen, dass eine affektiv-positive Einstellung und eine emotionale Unterstützung der Mutter zum Kind dessen Persönlichkeitsentwicklung ganz anders beeinflusst, wenn der Vater abwesend ist. Damit macht Bertram deutlich, dass drei Teilstrukturen einer Familie kontextuell die moralische Entwicklung des Kindes beeinflussen.

Mit seinem Gedanken über die familiäre Konstellation kritisiert Bertram Hoffmans Erziehungsmodell moralischer Orientierungen. Hoffman vermutet, dass Eltern, die selbst autonom urteilen, eher in der Lage sind, bei ihren Kindern ähnliche Urteilspräferenzen zu fördern. Bertram wirft Hoffman vor, dieses Modell der Gleichsetzung sei zu einfach. Die elterliche Erziehung ist nie a priori entscheidbar. Deshalb orientiert sich Bertram an zwei Prinzipien, nämlich am Prinzip der Kontexteffekte und an dem der Interdependenz. Nochmals wird seine Absicht deutlich, die moralische Entwicklung des Kindes nicht mit einzelnen Elementen der Familie zu erklären, sondern mit einer Kombination dieser Elemente. Das bedeutet, dass „die psychosoziale Struktur von der Interaktionsstruktur beeinflusst wird und umgekehrt, wie auch die Organisationsstruktur die psychosoziale Struktur beeinflusst bzw. die psychosoziale Struktur die Organisationsstruktur“ (Bertram 1978, S. 84). Es handelt sich um die in die Vater-Mutter-Kind-Beziehungen eingebetteten kontextuellen und interdependenten Prozesse der Beeinflussung der moralischen Entwicklung des Kindes.

Diese komplexen Prozesse sollen mit Hilfe statistischer Verfahren untersucht werden. Mit Hilfe der Kontrastgruppenanalyse, die nicht-lineare und kontextuelle Einflüsse berücksichtigt¹⁰, berechnet Bertram hohe Anteile erklärter Varianz bei der moralischen Entwicklung des Kindes: Es erklären sich 49% durch die elterlichen Persönlichkeitsfaktoren, 24% durch die Erziehungseinstellungen und 8% durch die familiäre Organisationsstruktur (Bertram 1979, S. 226). Man kann daraus schließen, dass die elterlichen Erziehungseinstellungen weniger bedeutend sind als elterlichen Persönlichkeitszüge. Und der geringe Wert von 8% erklärter

10 Mit Hilfe der multiplen Klassifikationsanalyse berechnet Bertram andererseits die Erklärungsanteile: elterliche Persönlichkeitszüge 16%; elterliche Erziehungseinstellungen 2%; familiäre Organisationsstruktur 6% (Bertram 1979, S. 226).

Varianz lässt sich möglicherweise darauf zurückführen, dass die Indikatoren der familiären Organisationsstruktur „nicht untereinander kontextuell wirken, sondern nur in Kombination mit den Variablen der Persönlichkeitsstruktur und den Erziehungseinstellungen“ (Bertram 1977, S. 480). Die familiäre Organisationsstruktur beeinflusst nämlich die moralische Entwicklung des Kindes nur indirekt, vermittelt durch die beiden anderen Teilstrukturen. Damit kann man nicht klar erkennen, ob die mütterliche Erwerbstätigkeit wirklich bedeutsam für die Nachteile der moralischen Entwicklung des Kindes ist, weil die berufstätigen Mütter je nach familiärem Kontext unterschiedlich auf die Doppelbelastung (Beruf und Familie) reagieren. In einer vierköpfigen Familie, in der die Mutter berufstätig ist, kann man die autonom-flexible Entwicklung der Kinder nur dann beurteilen, wenn man die Merkmale des mütterlichen Berufs, die Länge ihrer Abwesenheit von der Familie, die Einstellung des Ehemannes und die Kinderbetreuung während ihrer Abwesenheit empirisch untersucht. Wenn die Mutter überdurchschnittlich ausgebildet ist, wenn ihr Ehemann die Berufstätigkeit akzeptiert und wenn sie teilzeitbeschäftigt ist oder einen Teil ihrer Arbeit zu Hause erledigt, urteilen ihre Kinder bevorzugt autonom-flexibel. Sofern diese Kombination möglich ist, ist der Schluss zulässig, dass Eltern, zusammen mit einem komplexen Mutterrollenmodell, in dem Erwerbstätigkeit und Hausfrauenrolle einigermaßen integriert sind, die Entwicklung autonom-flexibler Urteilstypen des Kindes fördern (vgl. Bertram 1978, 96).

Aus diesem Grund verweigert sich Bertram auch der klassischen Erziehungstilforschung, nach der die elterlichen Intentionen die Erziehung entscheidend bestimmen, weil die elterliche Erziehung durch das interdependente und kontextuelle Beziehungsgefüge der internen Familie geprägt wird. So kommt er zu dem Schluss, dass eine verhinderte kognitive Entwicklung des Kindes nicht von der Zugehörigkeit zur Unterschicht herrührt, sondern vielmehr von den Problemen im interpersonalem Beziehungsgefüge zwischen den Familienmitgliedern beeinflusst wird. Hätte das Kind bessere interpersonale Kontakte zu den übrigen Familienmitgliedern, betont er umgekehrt, dann wäre dem Kind ohne die Rücksicht auf die Ungleichheitsstruktur eine kognitive Entwicklung möglich. So konzentriert sich Bertram zusammenfassend eher auf „den Zusammenhang von interpersoneller Kommunikation und individueller Entwicklung“ (1979, S. 213) als auf den Einfluss der Sozialstruktur.

Mit diesem Verständnis kommt Bertram (1977, S. 483) dann zu dem Schluss, „dass Kinder bestimmter sozialstruktureller Konstellationen, die eine differenzierte Entwicklung dieser kognitiven Dimensionen behindern, in allen jenen Interaktionssituationen benachteiligt sind, die ein hohes Maß an Komplexität aufweisen. Da aber die Fähigkeit zur Bewältigung komplexer Interaktions- und Kommunikationsmuster sicher Voraussetzung eines handlungsfähigen, autonomen Subjekts ist, kann man auch annehmen, dass bestimmte sozialstrukturell variierende Sozialisationsmilieus zu defizitären Ergebnissen führen, die es zu kompensieren gilt,

wobei Kompensation sich nicht in sprachkompensatorischen Programmen erschöpfen darf, sondern ganz im Sinne Uri Bronfenbrenners als Versuch konzipiert werden muss, Sozialisationsmilieus und die sie bedingenden Faktoren zu ändern“.

2.3.2 Familiäre Sozialisation nach Steinkamp und Stief

Steinkamp / Stief zielen darauf, Unterschiede im Verlauf des Prozesses der familialen Sozialisation nachzuweisen. Dafür gehen sie darauf ein, wie sozialstrukturelle Faktoren einschließlich der väterlichen Arbeitserfahrungen in das Familiensystem transportiert werden und dort den Prozess sozialisatorischer Interaktion beeinflussen. Sie gehen also davon aus, dass die lagespezifische Konstellation wesentliche Rahmenbedingungen beinhaltet, die die unterschiedlich verlaufenden familialen Sozialisationsprozesse steuern. Aber sie (1978, S. 62) weisen auch darauf hin, dass damit keineswegs eine annähernd vollständige Erfassung der Faktoren gelungen sei, die die familialen Sozialisationsprozesse determinieren. Die gar nicht in den sozialen Ungleichheitsdimensionen verortbaren Variablen, die auf die Ebene der familialen Umwelten einwirken, stellen intervenierende Variablen¹¹ dar. Trotz dieser Interpretation vernachlässigen Steinkamp / Stief (1978, S. 63) diese intervenierenden Variablen fast, weil der Schwerpunkt ihrer Untersuchung in den Erziehungskonzepten der Eltern liegt, in denen vor allem die materielle Objektwelt von Bedeutung ist: „Unser eigener Ansatz zur Erfassung der Wirkungen von makrostrukturellen Variablen (Metaebene und Ebene 1) auf mikrostrukturelle Prozesse in der Familie berücksichtigt von den Variablen des Familiensystems (Ebene 2) im Wesentlichen Persönlichkeitsvariablen der Eltern: ihre Erziehungsziele, Einstellungen und Erziehungspraktiken sollen auf ihre Abhängigkeit von Variablen der sozialstrukturellen Ebene untersucht werden. Auf der Ebene der familialen Systemvariablen wird lediglich die Sozialisationsrollenverteilung unter den Eltern untersucht“ (Steinkamp / Stief 1978, S. 64).

So betrachten Steinkamp / Stief die elterlichen Erziehungskonzepte. Elterliche Erziehung umfasst erziehungsrelevante Einstellungen, Erziehungsziele und -praktiken der Eltern. Die erziehungsrelevanten Einstellungen stellen ein Aggregat aus elterlichen Einstellungen dar, die Steinkamp als „eine relativ dauerhafte Organisation von Vorstellungen über ein Objekt oder eine Situation“ (Steinkamp 1982a, S. 123) bezeichnet. Daher spiegelt die erziehungsrelevante Einstellung der Eltern „vermutlich ein dauerhaftes Syndrom konsistenter Dispositionen wider, die den alltäglichen Kommunikationen zwischen Eltern und Kindern eine je spezifische Tönung geben“ (Steinkamp 1982a, S. 124). Erziehungsziele und erziehungsre-

11 Steinkamp / Stief (1978, S. 79) berücksichtigen in ihrer Untersuchung folgende intervenierenden Variablen: a) Familiengröße – Zahl der im gemeinsamen Haushalt lebenden Kinder, b) Geschlecht und Alter der Kinder, auf die sich die Untersuchung bezieht, c) Alter beider Elternteile, d) Konfession und Grad der religiös-kirchlichen Bindung der Eltern und e) Typ der von den Kindern besuchten Schule.

vante Einstellungen stehen keineswegs unvermittelt nebeneinander. Die erziehungsrelevanten Einstellungen der Eltern entsprechen wahrscheinlich ihren Erziehungszielen: „Sie bilden den allgemeinsten Bezugsrahmen, aus dem spezifische Sollerwartungen gegenüber den Kindern resultieren“ (Steinkamp 1982a, S. 124). Es erhebt sich die wichtige Frage, in welchem Zusammenhang erziehungsrelevante Einstellungen und elterliches Erziehungshandeln zueinander stehen. Im Hinblick auf die Beziehung von Einstellung und Handeln sagt Steinkamp (1982a, S. 124), dass in Anlehnung an Meinefeld (1977) eine enge Beziehung zwischen Einstellung und Handeln nicht bestätigt wird, weil Einstellungen sich als dauerhafte Dispositionen auf Grund der materiellen Objektwelt erweisen, während Erziehungshandeln spontan von den Handlungssituationen im Zusammenhang mit intervenierenden Variablen abhängt. „Erziehungsziele oder den Erziehungsprozess betreffende Wertorientierungen und Normen der Eltern meinen solche soziokulturell vermittelten Standards, an denen sich die bewusste Einwirkung von Eltern auf die Entwicklung oder Veränderung von Einstellungen und Verhalten ihrer Kinder orientiert“ (Steinkamp 1982a, S. 125). Zur Systematisierung der elterlichen Erziehungsziele konstruieren Steinkamp/Stief in starker Anlehnung an Kohn (1969) die Erziehungsdimension „Autoritärer Konventionalismus – Selbstbestimmung“ (Steinkamp 1982a, S. 125). Weiter definiert Steinkamp (1982a, S. 125) die elterlichen Erziehungspraktiken als alle Handlungseinheiten, mit denen Eltern „ihre Verhaltenserwartungen den Kindern gegenüber verbindlich zu machen versuchen“. Er (1982a, S. 125) sagt, dass die „Funktionalität elterlicher Erziehungspraktiken erst nachvollziehbar sei, wenn man Kenntnis darüber habe, aus welcher Einstellung zum Kind sich eine konkrete elterliche Maßnahme ableite und welches Ziel eine Elternperson damit verfolge“. Und im Vergleich mit den elterlichen Erziehungszielen (Selbstbestimmung und Konformität) übernehmen Steinkamp/Stief (1978, S. 69) die Klassifizierung des elterlichen Disziplinierungshandelns von Hoffmann (1963): machtorientierte Kontrolltechnik, Liebeszug, induktive Kontrolltechnik.

Auf der Grundlage dieser Konkretisierung der elterlichen Erziehungskonzepte kritisieren sie zunächst die mutterzentrierte Kommunikation, in dem die elterlichen Erwartungen direkt die kindliche Entwicklung beeinflussen. Stattdessen versuchen Steinkamp/Stief, die interaktiven Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zu erklären. Sie (1978, S. 62) verstehen die familiäre Sozialisation besonders als die „sozialisatorisch relevanten Interaktionen zwischen Eltern und Kindern“, die innerhalb der Familie als alltägliche kindbezogene dyadische (Mutter-Kind, Vater-Kind) und triadische (Vater- Mutter-Kind) Kommunikationen erscheinen. Trotzdem ist der familiäre Alltag von Kindern vor allem Alltag mit der Mutter: Die durchschnittliche Zeit, die Väter ihren Kindern widmen, liegt deutlich unter der ihrer Ehefrauen – unabhängig vom Alter der Kinder, vom sozialen Status des Ehemanns, der Berufstätigkeit der Frau und dem Zeitpunkt der Erhebung. Nun

lässt sich der sozialisatorische Einfluss eines Interaktionspartners nicht aus einer rein zeitlich-quantitativen Perspektive, sondern eher aus der familialen Struktur bestimmen. „Als Strukturmerkmal der modernen Mittelschichtfamilie wird häufig für den innerfamilialen Bereich sowohl eine weitgehende Entkoppelung von Berufsrolle und Autorität als auch eine damit einhergehende Entdifferenzierung der Geschlechtsrollen in dem Sinne angeführt, dass der Mann sich zunehmend mit Tätigkeiten befasst, die traditionell mit der weiblichen Geschlechtsrolle assoziiert sind“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 72). Als Folge eines familialen Strukturarrangements wird „neben einer sich erhöhenden Stabilität der Ehepartnerbeziehungen auch die Chance einer Koalitionsbildung gegenüber den Kindern im Sinne einer wechselseitigen Unterstützung selbst in divergierenden Erziehungsmaßnahmen genannt“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 73). „Dagegen charakterisiert die ‚Unterschichtenfamilie‘ eine strikte Rollentrennung nach Entscheidungsgewalt und Kompetenzbereich im Ehepartner-Subsystem. Bei dieser geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ist die Mutter hauptsächliche Instanz der körperlichen Pflege und Quelle von Affektionen, während der Vater primär Träger der Disziplinierungsgewalt ist. Kohn und Carrol (1960) berichten allerdings, dass der Ehemann in der Unterschicht diese von seiner Frau im angetragene Verantwortung bei der Disziplinierung der Kinder häufig ablehne. Folge dieses Rückzugs des Unterschichtenvaters soll eine sich verstärkende Mutterdominanz sein. Dieses vor allem dann, wenn die Frau wegen der unsicheren oder unzureichenden ökonomischen Mittelbeschaffung durch den Ehemann zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit gezwungen wird“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 73).

Diese Aussage von Steinkamp/Stief geht von der Ressourcenüberlegenheit der Eltern aus: Zunächst haben sie (1978, S. 223) anerkannt, dass „der jeweilige familiäre Sozialisationsmodus von der Berufsrolle des Vaters zwar abhängig sei, aber gleichsam ‚korrigiert‘ würde durch die relative Unabhängigkeit der Mutter“. Jedoch stellen sie (1978, S. 223) fest, dass „Eltern im Verlauf langjähriger Kommunikation näherungsweise gleiche Einstellungsmuster entwickeln. In diesem Prozess nimmt in der Regel der männliche Partner eine so genannte superiore, primäre Stellung ein, die Frau dagegen eine inferiore, sekundäre: Folge einer solchen ‚asymmetrischen‘ oder ‚komplementären‘ Beziehungsstruktur ist ... die tendenzielle Anpassung der Frau an die Wertorientierungen und Einstellungen des Mannes“. Diese Regel der komplementären Kommunikationsstruktur bezieht sich darauf, dass nicht nur „normalerweise in entwickelten Gesellschaften der Ehemann seine Partnerin im Bildungsniveau, Einkommen und Berufsstatus übertrifft“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 223), sondern auch darauf, dass „die in unserer Gesellschaft trotz weitgehender formaler Egalität der beiden Geschlechter immer noch wirksamen unterschiedlichen institutionalisierten Rollenerwartungen – vor allem in unteren sozialen Straten – die relative Inferiorität der Frau, ihren ‚Appendix-Status‘ in ihrem Verhältnis zum Mann indizieren und reproduzieren“ (Steinkamp

/Stief 1978, S. 224). Der Mann mit hoch bewerteten Ressourcen verschafft sich innerhalb der ehelichen Beziehungen eine dominante Stellung, die sich nicht nur in seiner größeren Entscheidungsgewalt dokumentiert, sondern auch eine mächtige Beeinflussung auf die Einstellungen und Wertorientierungen der Frau ausübt.

In diesem Sinne untersuchen Steinkamp/Stief empirisch die Übertragung der lagespezifischen Konstellationen in den familialen Sozialisationsprozessen. Sie konzentrieren sich sowohl auf den Zusammenhang von lagespezifischen Konstellationen und elterlichen Erziehungszielen als auch auf den Zusammenhang von lagespezifischen Konstellationen und elterlichen Kontrollstrategien als Konfliktlösungstechniken. Zunächst berücksichtigen Steinkamp/Stief den Zusammenhang zwischen den schichtenspezifischen Variablen und den elterlichen Einstellungsmustern entlang der Dimension ‚Selbstbestimmung vs. Autoritärer Konventionalismus‘: „Mit steigendem beruflichen Status der Väter tendieren sowohl diese selbst ($r = .28$) als auch ihre Ehefrauen ($r = .34$) im Mittel zunehmend zu auf ‚Selbstbestimmung‘ gerichteten Einstellungen. Dabei ist die Beziehung zwischen väterlichem Beruf und mütterlichen Einstellungsmustern deutlich enger und konsistenter als die zwischen Beruf und Einstellungen der Väter selbst“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 196). „In einer durchgängig engeren Beziehung zu elterlichen Zielvorstellungen und Einstellungen als der Berufsstatus des Vaters steht sein schulisches und berufsbezogenes Bildungsniveau“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 198). „Der lineare Zusammenhang zwischen väterlicher Bildung und elterlicher Erziehungszielausrichtung ist dementsprechend mit $r = .45$ und einem Anteil von ca. 20% ‚erklärter‘ Varianz verhältnismäßig eng. Demgegenüber geringere Beziehungen fanden wir zwischen dem väterlichen Bildungsniveau und dem Einstellungsmuster der Mütter ($r = .43$; $r^2 = .18$) bzw. Väter ($r = .36$; $r^2 = .13$). Die mütterlichen Einstellungen stehen also mit dem Bildungsniveau des Vaters in einem engeren Zusammenhang als die Einstellungen des Vaters selbst“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 200). Daraufhin ermitteln Steinkamp/Stief den Zusammenhang zwischen den gesamten SchichtenvARIABLEN und den elterlichen Erziehungszielen: Die multiple Regression liefert einen multiplen Korrelationskoeffizienten für diese Beziehung von $R = 0.51$. Dadurch „können ca. 26% des elterlichen Erziehungszielmusters ‚erklärt‘ werden. Die multiplen Korrelationskoeffizienten für die Einstellungen der Väter resp. der Mütter betragen $R = .38$ bzw. $R = .44$ “ (Steinkamp/Stief 1978, S. 200f.).

Weiter betrachten Steinkamp/Stief das elterliche Erziehungszielmuster nach dem Grad der beruflichen Autonomie der Väter. „Der multiple Korrelationskoeffizient für die Beziehung zwischen den Arbeitsvariablen und elterlichen Erziehungswerten beträgt $R = 0.46$, für die Beziehung zwischen den Arbeitsvariablen und den väterlichen bzw. mütterlichen erziehungsrelevanten Einstellungen $R = .41$ bzw. $R = .33$. Die Zusammenfassung der fünf bedeutsamsten Arbeitsvariablen zu einem Prädiktorvariablensatz ‚erklärt‘ also: 21% der Varianz der elterlichen

Erziehungszielmuster, 16% der Varianz der väterlichen Einstellungsmuster und 11% der Varianz der Einstellungsmuster der Mütter“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 215). Durch ihre Ergebnisse erkennen Steinkamp/Stief den relativ geringen Einfluss jeder einzelnen Variablen. So versuchen sie, die Verbindung mit Variablen der objektiven Berufsbedingungen und der schichtenspezifischen Faktoren zu berücksichtigen: „Wenn die als zentraler Aspekt der Dimension ‚Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung in der Arbeit‘ identifizierte Variable der ‚intellektuell-organisatorischen Arbeitsanforderungen‘ zusammen mit dem elterlichen Bildungsniveau und dem väterlichen Berufsstatus multiplen Analysen zur ‚Erklärung‘ der Erziehungsziel- und Einstellungsmuster unterzogen werden, ändert sich die Bedeutungseinschätzung der Variable Beruf als komplexer Bedingungs-zusammenhang für familiäre Sozialisationsprozesse“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 219). Dadurch gelingt es ihnen, 21% zu 26% der Varianz zu erklären.

Steinkamp/Stief prüfen weiter, ob „der Grad der familiengeschichtlich konsistenten Verankerung in bestimmten Lagen gesellschaftlicher Ungleichheit einen zusätzlichen Einfluss auf die spezifische Ausformung des jeweiligen Erziehungsziel- und Einstellungssyndroms der Eltern und damit auch direkte Implikationen für den familialen Sozialisationsprozess habe“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 227). Auf Grund ihrer Untersuchungsergebnisse erkennen sie die Tendenz, dass „über die aktuelle Lage im System gesellschaftlicher Ungleichheit hinaus das Herkunftsmilieu einen – wenn auch schwachen – zusätzlichen Einfluss auf die ... väterlichen Einstellungen hat“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 233). „Die soziale Herkunft der Väter, die Richtung und das Ausmaß ihrer intergenerativen Mobilität sind nicht ohne Einfluss auf ihre Einstellungsmuster. Als Beleg für die Resistenz der im familialen Sozialisationsprozess erworbenen schichttypischen Orientierungen gegenüber im Zuge sozialer Auf- und Abstiegsprozesse veränderten ökonomischen, sozialen und kulturellen Lebensumständen können die Befunde allenfalls teilweise dienen“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 233).

Schließlich ergibt ihre Untersuchung des Gesamtzusammenhangs zwischen den sozialstrukturellen Variablen und den elterlichen Erziehungswerten eine Korrelation von „ $R = .61$. Für die Einstellungsmuster der Väter bzw. Mütter fanden wir entsprechende Koeffizienten von $R = .64$ bzw. $R = .57$. Die erfassten erziehungsziel- und einstellungsrelevanten Variablen der Stellung der Familie im System gesellschaftlicher Ungleichheit ‚erklären‘ mithin 37% der Varianz der Zielausrichtung elterlicher Erziehung sowie 41% bzw. 33% der Varianz der Einstellungsmuster entlang der Dimension Selbstbestimmung vs. Autoritärer Konventionalismus“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 234).

Danach betrachten Steinkamp/Stief die Erziehungspraktiken als Handlungsmuster, mit denen Eltern ihre Verhaltenserwartungen gegenüber dem Kind verbindlich machen wollen. Sie (1978, S. 237) belegen in ihrer Untersuchung, dass „mit abnehmender Stellung einer Familie im gesellschaftlichen Verteilungssystem

ökonomischer, sozialer und kultureller Ressourcen die Anwendung sowohl machtbezogener zu Ungunsten induktiver als auch ‚härterer‘ Sanktion zunimmt“. „Mit multiplen Korrelationen von $R = .39$ für die Verwendung induktiver Problemlösungen, $R = .35$ für machtorientierte Sanktionen und $R = .28$ für das Sanktionsmaß erklären die berücksichtigten sozialstrukturellen Variablen ca. 15% der Varianz induktiver, ca. 13% der Varianz machtbezogener Kontrollformen und knapp 8% der Varianz des elterlichen Sanktionsmaßes“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 246).

Steinkamp und Stief belegen in ihrer Untersuchung, dass die sozialstrukturellen Lebensbedingungen einer Familie sowohl die Etablierung der ehelichen Interaktion als auch die elterlichen Erziehungsziele und -praktiken beeinflussen.

2.5 Kindliche Entwicklung

Über schulische Kompensation und Milieudifferenz hinaus konzentriert sich die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung auf die Familie als Vermittlungsinstanz zwischen Sozialstruktur und Kind. Sie bezieht sich darauf, wie in der Familie die kognitive Entwicklung des Kindes mit Hilfe der elterlichen Erziehung entsteht.

2.5.1 Entwicklung des moralischen Urteils des Kindes nach Bertram

Bertram (1976a, S. 28) hält es in Bezug auf die moralische Entwicklung des Kindes für möglich, Typen moralischen Urteilens in einer Gesellschaft zu bilden. Er verweigert sich aber dem klassischen psychoanalytischen Typenmodell. Er kritisiert an Riesmans Modell (1958), dass es zwar unterschiedliche Typen (den innengeleiteten Typ der Mittelschicht gegenüber dem außengeleiteten Typ in der Unterschicht) einander gegenüberstellt, aber unberücksichtigt lässt, dass sie aus „historisch weit auseinanderliegende[n] Gesellschaftsformationen“ (Bertram 1976a, S. 28) stammen. Bertram weist aber darauf hin, dass „z.B. Kinder von angestellten Akademikern, als Teil des ‚neuen Mittelstandes‘, zur Außenlenkung, die Kinder freiberuflicher Akademiker, als Teil des ‚alten Mittelstandes‘, hingegen zur Innenlenkung tendieren sollen, obwohl die Eltern dieser Kinder während ihrer Ausbildung bis etwa zum 30. Lebensjahr den gleichen Sozialisationsbedingungen unterworfen waren“ (Bertram 1976a, S. 29). So stellt Bertram fest, dass die moralische Entwicklung des Kindes im Rahmen der schichtenspezifischen Unterschiede nicht mehr thematisiert wird.

Und statt des psychoanalytischen Ansatzes lehnt Bertram sich an den entwicklungspsychologischen Ansatz an, vor allem an Piaget und Hoffman. Zunächst betrachtet Bertram die Theorie von Hoffman, in der dieser drei Erziehungstypen (Machtbehauptung, Liebesentzug und Induktion) herausarbeitet. Hoffman (1970a, 1970b) geht davon aus, dass moralische Urteile von der Erkenntnis- oder Ein-

sichtsfähigkeit abhängig sind. Wenn sich Eltern etwa bei kindlichem Ungehorsam weniger an den Absichten orientieren als an den Konsequenzen kindlichen Verhaltens, erscheinen die Sanktionen der Eltern dem Kind nicht prinzipiensteuert, sondern zufällig. Nach diesem Erziehungstyp strafen die Eltern relativ streng, setzen physische Bestrafungstechniken, etwa körperliche Züchtigung, oder Taschengeldentzug ein und verhindern dadurch die Entwicklung der im Kind angelegten Möglichkeiten einer situationsunabhängigen internalisierten Regelorientierung. Ein solches elterliches Verhalten nennt Hoffman „Machtbehauptung“. Unter diesem familiären Erziehungsklima findet meist nur eine geringe kognitive Entwicklung der Kinder statt.

Wenn Eltern sich der Strategie der Machtbehauptung bedienen, sich an den möglichen Absichten orientieren und auch versuchen, ihr Verhalten für die Kinder verständlich zu machen, ermöglichen sie dem Kind die Orientierung an moralischen Standards. Kinder haben die Möglichkeit, sich kognitiv zu entwickeln, nicht nur wenn Eltern ihnen die Möglichkeit geben, moralische Standards zu internalisieren und affektiv positive Beziehungen aufzubauen, sondern auch wenn sich die Eltern zudem bemühen, ihr eigenes Sanktionsverhalten rational zu erklären und dem Kind auch den Spielraum geben, eigene Entscheidung zu treffen. Ein solches elterliche Verhalten nennt Hoffman „Induktion“.

Aber es gibt auch andere Möglichkeiten. Hoffman nennt sie die „Liebesentzugstechniken“. In einem Konfliktfall entziehen Eltern ihren Kindern mehr oder weniger ihre Zuneigung. Um solche Konflikte zu vermeiden, wird ein Kind sich bemühen, alle elterlichen Gebote und Regeln möglichst genau zu beachten (Bertram 1978, S. 25). Die Erziehungstechniken ‚Induktion‘ und ‚Liebesentzug‘ unterscheiden sich dadurch, dass die Eltern sich, wenn sie sich der Induktion bedienen, darum bemühen, das auf Liebe gegründete Vertrauensverhältnis zwischen sich und dem Kind nicht in Frage zu stellen und ihr Verhalten dem Kind gegenüber auch zu erklären. „Die Eltern verzichten darauf, die Angst des Kindes vor dem Stärkeren, sowie die Liebe des Kindes zu den Eltern als Sanktionsmittel zu benutzen“ (Bertram 1978, S. 26).

Hoffman/Saltzstein (1967) prüften empirisch an 440 Kindern, 125 Müttern und 75 Vätern den Zusammenhang zwischen elterlicher Erziehung und moralischer Entwicklung des Kindes. Ihre Ergebnisse belegen, dass Kinder mit einem überdurchschnittlichen moralischen Standard überwiegend Mütter und Väter haben, die induktive Erziehungstechniken anwenden, und Kinder mit konventionell-rigidem Urteil von Eltern mit Liebesentzugstechniken erzogen wurden. Allerdings gelangt dieser Nachweis nicht zu brauchbaren Korrelationskoeffizienten, auch wenn das Signifikanzniveau einen systematischen Zusammenhang vermuten lässt: „Bei den Vätern sind lediglich 6 Koeffizienten¹² auf dem 5%-Signifikanzniveau gesichert“ (Bertram 1978, S. 32). Das bedeutet, dass die Kovarianzen nur zwi-

schen 5% und maximal 10% schwanken. So stellt Bertram (1978, S. 32) fest, dass auf Grund der geringen Varianzanteile das eigentlich „theoretisch plausible Modell empirisch nicht tragfähig ist“.

Bertram weist darauf hin, dass die Untersuchung von Hoffman die tatsächliche Bedeutung der sozialen Umwelt nicht erfasst hat. So macht Bertram, wie oben erwähnt, darauf aufmerksam, dass die zusammengesetzten Einheiten sowohl der sozialstrukturellen Konstellation als auch der drei Teilstrukturen der Familie zu berücksichtigen seien. „Wenn hier von dem Einfluss der Eltern auf die moralische Entwicklung gesprochen wird, so sind Mutter und Vater gemeint und nicht nur die Mutter. Und wenn hier von dem Einfluss der Eltern gesprochen wird, so sind auch nicht nur die Erziehungsziele und -einstellungen gemeint, sondern zusätzlich ihre Verhaltensdispositionen. Und wenn hier von Eltern oder auch von Familie gesprochen wird, so ist damit auch gemeint, dass einzelne Verhaltensdispositionen oder Einstellungen des Vaters oder der Mutter weniger bedeutungsvoll sind als die spezifische Konstellation oder Kombination der Verhaltensdispositionen und Einstellungen der Eltern. Nun lässt sich die Bedeutung des sozialen Milieus für die moralische Entwicklung sicher nicht auf den Einfluss der Familie reduzieren. Denn das Verhalten der Eltern ist auch wieder von ihrer sozialen Lebenswelt bestimmt. So wird das Verhalten des Vaters und der berufstätigen Mutter von ihrer täglichen Arbeitsplatz Erfahrung beeinflusst, von ihrer Schulbildung, von der Wohngegend usw. Wenn man daher die Bedeutung des sozialen Milieus für die moralische Entwicklung untersuchen will, sollte man sich nicht auf das Verhalten der Menschen konzentrieren, mit denen das Kind interagiert, sondern auch auf die Faktoren, die diese Verhalten beeinflussen“ (Bertram 1978, S. 13).

Unter der Voraussetzung dieser sozialen Lebenswelt richtet Bertram seinen Blick auf die Unterschiede in der moralischen Entwicklung des Kindes: das konformistische, das konventionelle oder das autonom-flexible Urteil. Dafür macht er in Anlehnung an Piaget auf vier Urteilstypen aufmerksam.

- 1) Der *konformistische Urteilstyp* ist durch eine Einstellung zu Autorität und Strafe gekennzeichnet. Kinder sind ausschließlich auf den Erwachsenen und den Stärkeren hin orientiert; die Bedeutung sozialer Regeln wird mit der Macht der Autorität identifiziert. Bei Regelverletzung wird eine harte Bestrafung für notwendig erachtet (Bertram 1978, S. 28).
- 2) Der *gruppenkonform-solidarische Urteilstyp* zeichnet sich dadurch aus, dass die Beurteilung von Handlungen unter Rückbezug auf das Normsystem der Gleichaltrigen erfolgt. Im Konflikt zwischen Gruppennormen und Ansprüchen von Autoritätspersonen werden sich gruppenkonform-solidarische Kinder immer gegen die Autorität des Einzelnen stellen. Die Legitimation der Regeln erwächst aus der Gruppe der Gleichaltrigen. Der Verpflichtungscharakter der Regeln bezieht sich aber nur auf das eigene Kollektiv und ist daher

12 Insgesamt wurden 26 Koeffizienten berechnet.

nicht auf die prinzipielle Achtung anderer Individuen gegründet. Die Unterordnung unter die Gruppenregeln vollzieht sich nicht auf der Basis von Einsicht, sondern auf der Basis von Sanktionsdrohungen durch die Gruppe (Bertram 1978, S. 29).

- 3) Der *konventionell-rigide Urteilstyp* entspricht dem Gewissenstyp, der ein in hohem Maße internalisiertes moralisches Bewusstsein hat und mit intensiven Schuldgefühlen auf eine Regelverletzung reagiert. Das Verhalten dieses Typus ist also in hohem Maße an den Maßstäben der sozialen Erwünschtheit orientiert. Moral verpflichtet zu Disziplin mit rigider Regelbefolgung, ohne dass die Regel durch Berücksichtigung von Person oder Situation modifizierbar wäre (Bertram 1978, S. 29).
- 4) Der *autonom-flexible Urteilstyp* ist durch ein hohes, explizites Regelbewusstsein gekennzeichnet. Dies impliziert, dass die Motive und Absichten der Kinder in ihre Beurteilung einbezogen werden, so dass eine Relativierung des absoluten Geltungsanspruchs der Regel durch die differenzierende Betrachtung der Situationspezifität und der notwendigen wechselseitigen Bedingtheit des Handelns möglich wird (Bertram 1978, S. 30).

„Ein Kind ist nicht auf einen einzigen Typ normativer Orientierung festgelegt ist, sondern hat, je nach Situationskontext, mehrere Möglichkeiten, sich gemäß den situativen Erfordernissen zu verhalten. Es besteht aber eine deutliche Präferenz für einen bestimmten Typ“ (Bertram 1978, S. 30). Ein Kind, das dem autonom-flexiblen Urteilstyp zuneigt, wird eher konventionell oder gruppensolidarisch urteilen als konformistisch. Ein konventionell-rigider Typus wird am unwahrscheinlichsten gruppenkonform-solidarisch reagieren. Umgekehrt wird der gruppenkonform-solidarische Typus kaum konventionell-rigide Orientierungen zeigen.

Weiterhin untersucht Bertram die Frage, ob die Typen moralischen Urteilens entwicklungsabhängig sind oder nicht. „Welche spezifischen Typen aber bei Personen nachweisbar sind, hängt nicht nur von der Entwicklung ab, sondern von der ganz spezifischen Struktur der sozialen Umwelt, die die Einsichtsfähigkeit und die Orientierung am anderen in unterschiedlichem Maße fördern oder hemmen kann“ (Bertram 1978, S. 31). Bertram verzichtet auf eine stufenbezogene Entwicklungslogik moralischen Urteilens als kindliche Reifung. Denn er stellt fest, dass die moralische Entwicklung des Kindes entscheidend von den familiären Kontexteffekten einschließlich der sozialstrukturellen und familialen Konstellationen abhängig ist und betont weiter die Darstellung der alternativen familialen Erziehung, die auf den klassischen Fokus einer Kompensation durch die Schule verzichtet. Da die kindliche Entwicklung nicht die psychosoziale „Reifung“ bedeutet, betont er stattdessen, dass die Entwicklung des autonom-flexiblen Urteils durch das Kind im Rahmen kognitiver Eltern-Kind-Kontakte möglich ist. Daher bemühen sich Eltern zur Förderung der Entwicklung ihrer Kinder um eine Verbesserung des

Familienklimas oder um eine positive Veränderung der sozialstrukturellen und familiären Kontexteffekte.

2.5.2 Kindliche Perzeption nach Steinkamp und Stief

Steinkamp / Stief untersuchen die kindliche Perzeption der elterlichen Erziehung. Sie beziehen sich auf zwei Aspekte: die kindliche Perzeption der elterlichen Erziehungsziele und diejenige der elterlichen Kontrollstrategien.

Der Kinderfragebogen enthält die Liste mit 15 Fragen zur Bewertung der elterlichen Erziehungsziele: Ehrgeiz, Urteilskraft, Gehorsam, Pflichtbewusstsein, Verlässlichkeit, gutes Benehmen, Selbstbewusstsein / Kritikfähigkeit, Selbstbeherrschung, Anpassung / Unterordnung, Elternfixierung, Verträglichkeit, intrinsische Lernmotivation, Zuverlässigkeit / Pünktlichkeit, Toleranz, äußeres Erscheinungsbild. „In der Hierarchie der von den Kindern perzipierten elterlichen Erziehungsziele rangieren Ehrgeiz, Urteilskraft, Gehorsam, Pflichtbewusstsein, Verlässlichkeit und gutes Benehmen auf den oberen Plätzen. (...) Die besondere Bewertung des kindlichen Ehrgeizes als höchstem Erziehungsziel, in der Fragestellung explizit auf die Bedeutungseinschätzung schulischer Leistungen bezogen, signalisiert eine Erziehungswirklichkeit, in der auf das Kind entweder die von Seiten der Eltern selbst unerfüllten oder die in der Gesellschaft vorherrschenden Leistungs- und Aufstiegsansprüche unreflektiert projiziert werden“ (Steinkamp / Stief 1978, S. 160). Beim Vergleich der von den Eltern selbst bewerteten Erziehungsziele mit den Angaben der Kinder ergeben sich bemerkenswerte Unterschiede. Diejenigen elterlichen Erziehungsziele, die von den Kindern relativ und absolut höher eingeschätzt werden als von den Eltern (Ehrgeiz, Gehorsam, Pflichtbewusstsein, gutes Benehmen), tendieren ausnahmslos zum ‚autoritärem Konventionalismus‘; umgekehrt haben die elterlichen Erziehungsziele (Selbstbewusstsein / Konfliktfähigkeit, Verträglichkeit, intrinsische Lernmotivation, Toleranz), die auf ‚Selbstbestimmung‘ gerichtet sind, nach Angaben der Kinder eine deutlich geringere Bedeutung für den elterlichen Erziehungsprozess als nach Auskunft der Eltern selbst (Steinkamp / Stief 1978, S. 162). „Diese Ergebnisse machen deutlich, dass sich die Zielausrichtung der elterlichen Erziehung aus der Perspektive der Kinder deutlich autoritärer und konventionalistischer darstellt als der Sicht der Eltern“ (Steinkamp / Stief 1978, S. 163).

Die Kinder berichten über die Erziehungstechniken der Eltern in den acht Problem- bzw. Konfliktsituationen: Ermahnung (18.6%), scharfe Rüge (8.9%), Beschimpfen und Anschreien (6.4%), Trennung von Aktivität (Eltern stellen das Gerät aus) (14.8%), Entzug von Privilegien und Objekten (12.7%), Arrest (3.0%), rationale Konfliktlösung und Appell an Verantwortung (8.1%), andere Reaktionen insgesamt (15.3%). „Das aus der Perspektive der Kinder analysierte elterliche Sanktionsverhalten lässt sich ... pointiert als ‚elternzentriert‘ charakterisieren. Es

steht in deutlichem Gegensatz zu einer rationalen Erziehungskonzeption, bei der objektiver Unrechtsgehalt und subjektive Absicht des Kindes, sein Unrechtsbewusstsein und seine aktuelle psychische Situation die Bewertung der Handlung bestimmen“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 167). Aber graduelle Unterschiede zwischen Eltern- und Kinderangaben bestehen bei Fragen zu elterlichen Problemlösungen. „Bedeutsamer sind ... die Unterschiede beim Vorkommen induktiver Problemlösungsversuche: Nur 7.8% der Eltern, aber 22.7% der Kinder berichteten keinen Versuch induktiver Problemlösung“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 168).

Steinkamp erkennt später an, dass die kindliche Entwicklung nur mit dieser Perception der elterlichen Erziehung nicht konkret erklärt wird. Und er kritisiert auch den klassischen psychoanalytischen Ansatz der Stufentheorie, weil unter „deren Vertretern wenig Konsens besteht hinsichtlich Anzahl, Charakteristika und Bedeutung der einzelnen Stufen und vor allem über die Bedingungen, die Veränderungen des Verhaltens von einer Stufe zu anderen auslösen“ (Steinkamp 1982b, S. 282). Stattdessen wendet Steinkamp sich der Lerntheorie zu. „Nach lerntheoretischer Vorstellung ist Verhalten eher das Ergebnis lebenslanger Person-Umwelt-Interaktion als das Resultat komplexer und relativ früh abgeschlossener Reifungs-, Transformations- und Lernprozesse. Im Vergleich zu den Stufentheorien betonen Lerntheorien eher die Offenheit und Beeinflussbarkeit der Persönlichkeit in allen Lebensabschnitten. Aber auch die Lerntheorien in ihren verschiedenen Varianten folgen keinem radikalen situationistischen Ansatz, der Verhalten als ausschließliche Reaktion auf spezifische Konstellationen von Situationsvariablen interpretiert. Allgemein akzeptiert wird hier die Auffassung, dass soziale Lernprozesse zum Aufbau subjektiver ‚Bedeutungsstrukturen‘ führen und dass diese als Mediatoren für externe Verhaltensstimuli fungieren. So ist – wie allgemein bekannt – die subjektive Interpretation der Situation oft bedeutsamer für individuelles Verhalten als die Situation selbst. Auch die Auswahl, Beeinflussung oder Veränderung einer Situation durch die Person legt zwingend die Annahme einer Existenz von relativ invarianten, transsituationalen Persönlichkeitseigenschaften als wichtige Kodeterminante des Verhaltens nahe. Mit der umfangreicher werdenden Lerngeschichte des Subjekts werden auch seine Wahrnehmungs-, Interpretations-, Antizipations-, Selektions-, und Veränderungsleistungen immer stärker durch frühere Erfahrungen bestimmt“ (Steinkamp 1982b, S. 283). Damit schlägt er (1982b) die Berücksichtigung der kindlichen Verhaltensweise vor. Vor allem weist er darauf hin, wie die Formung der kindlichen Persönlichkeit in der frühen Kindheit entsteht und wie wichtig dafür die elterliche Erziehung ist.

2.6 Ausblick

Ich habe bisher die schichtenspezifische und die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung zusammengefasst, weil sie bedeutende Grundlagen für meine

Versuche der Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung darstellen. Seit den 1970er Jahren hat in Deutschland ein sehr tiefgreifender gesellschaftlicher Wandel stattgefunden. Die Lebensbedingungen haben sich seitdem für einen Großteil der Bevölkerung gravierend geändert und die soziokulturelle Pluralität hat zugenommen. Die Sozialisationsbedingungen haben sich entsprechend verändert. Daher sind wissenschaftliche Zweifel angebracht, ob der Prozess der kindlichen Entwicklung heute noch mit den Methoden der schichten-spezifischen und der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung adäquat analysiert werden kann. Sofern diese Zweifel angebracht sind, werden Überlegungen erforderlich, wie die Prozesse der familialen Sozialisation vor dem Hintergrund der heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse erklärt werden können. Daher suche ich nach Möglichkeiten, die vorhandenen Analysen der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung in einer Weise fortzuführen, die es gestattet zu erklären, wie die heutigen objektiven Lebensbedingungen im System der sozialen Ungleichheit über die familiäre Sozialisation auf die kindliche Entwicklung wirken.

Nach dem gesellschaftlichen Umbruch der 1980er Jahre hat sich die soziologische Diskussion immer mehr dem Zerfall überkommener Strukturen und der Bedeutungszunahme pluralisierter Lebensweisen (Hradil 1987; Zapf u.a. 1987) zugewandt. Diese Diskussion über die Pluralisierung der Lebensweisen, die „als Oberbegriff zu den Konzepten ‚Lebensform‘, ‚Milieu‘, ‚Subkultur‘, ‚soziale Bewegung‘ und ‚Lebensstil‘ aufgefasst“ werden kann (Hradil 1994, S. 90), wird insbesondere damit begründet, dass Alltagshandeln, Denken und Lebensstile der Menschen immer weniger von Klassen- und Schichtbedingungen abhängig seien. Sie seien differenzierter, pluralisiert und offener (vgl. Vester u.a. 1993, S. 124).

Darüber hinaus wird eine Überlegung erforderlich, mit welcher Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung die stattgefundene Pluralisierung der Lebensweise angemessen berücksichtigt werden kann. Zum alternativen Begriff hat Hradil (1994, S. 102) eingewandt, dass „sich Milieubegriffe eher für die Sozialisationsforschung anbieten als die gleichfalls zur Analyse soziokultureller Pluralisierung benutzten Lebensstilbegriffe“: „‚Milieu‘ ist eine relationale Kategorie, die Kontexte von Umweltbedingungen und das, was Menschen gemeinsam daraus machen, in den Vordergrund rückt, während ‚Lebensstil‘ als eine eher individualistische und attributive Kategorie verstanden wird. Lebensstilbegriffe zielen eher auf die persönliche Organisation und Stilisierung des Lebens und auf das Zusammenfinden solchermaßen Gleichgesinnter. Im Milieubegriff werden – anders als im Lebensstilkonzept – stets auch die äußeren Existenzbedingungen (z.B. die Baulichkeit eines Stadtviertels oder die Arbeitsmarktchancen Jugendlicher einer Region) mitgedacht, und seien sie auch nur durch die ‚Filter‘ einer bestimmten Interpretation als Handlungsvoraussetzung oder Handlungsgegenstand wahrgenommen. Alle diese Eigenschaften machen verständlich, dass Prägungen von Menschen im Milieubegriff immer enthalten sind“ (Hradil 1994, S. 102). Aus

diesem Grund ermöglicht das Konzept ‚Sozialisationsmilieu‘, das eng mit der Soziallage im System der sozialen Ungleichheit zusammenhängt, die Erforschung familialer Sozialisationsprozesse in soziokulturell pluralen Gesellschaften.

Mit Hilfe des Mehrebenenmodells, des Konzepts ‚aktuelle Lage‘, der Defizithese und der intentionalen oder kognitiven Eltern-Kind-Beziehungen in der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung (Bernstein 1971, Bertram 1976a, Steinkamp und Stief 1978 usw.) versuche ich, die familialen Sozialisationsprozesse im Rahmen der Soziallage und des Sozialisationsmilieus zu erklären. Sozialisationsmilieus bringen sich im Prozess des sozialen Wandels selbst hervor. Aber diese Selbsterzeugung findet nicht im luftleeren Raum statt, sondern im spezifischen Kontext der sozialen Ungleichheit (vgl. Vester 1998, S. 127). Somit steht die Soziallage einer Familie für die komplexen Zusammenhänge ihrer vertikalen, horizontalen und zeitlichen Faktoren; das Sozialisationsmilieu steht für die in sozialen und familialen Lebenszusammenhängen erworbene Persönlichkeit der Eltern. Beide zusammengenommen bilden eine Voraussetzung der familialen Sozialisation einschließlich des elterlichen Erziehungsverhaltens und der Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise des Kindes.

Statt der intentionalen oder kognitiven Eltern-Kind-Beziehungen versuche ich, die Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen in der Soziallage und dem Sozialisationsmilieu zu beschreiben. Die Eltern-Kind-Beziehungen werden weder durch die elterlichen Intentionen noch durch das familiale Klima bestimmt. Ich schlage daher vor, die durch das legitime Machtgefälle strukturierte Eltern-Kind-Beziehungsqualität nach mehreren ungleichen Faktoren zu berücksichtigen.

Die Erklärung der kindlichen Entwicklung kann sich allerdings nicht auf die elterliche Erziehungsfähigkeit beschränken. Kinder entwickeln sich selbst im Rahmen ihrer jeweiligen Lebenssituationen. Aber weder die familialen Lebensbedingungen noch die elterliche Beziehungsqualität dürfen in einer Untersuchung der kindlichen Entwicklung vernachlässigt werden. Daher versuche ich, die aktive Entwicklung des Kindes im Rahmen seiner Soziallage und seines Sozialisationsmilieus erklären.

Daher bietet sich als Methode zur Erklärung dieses komplexen Zusammenhangs (Soziallage und Sozialisationsmilieu – familiale Sozialisation – kindliche Entwicklung) das Mehrebenenmodell an. Bevor ich aber Soziallage, Sozialisationsmilieu, familiale Sozialisation und kindliche Entwicklung beschreibe (Kap. 4), will ich im nächsten Kapitel den gesellschaftlichen Wandel und die gegenwärtige soziologische Sozialisationsforschung beschreiben.

Kapitel 3

Der gesellschaftliche Wandel und die gegenwärtige Sozialisationsforschung

In diesem Kapitel gehe ich den Fragen nach: *erstens* welcher gesellschaftliche Wandel hat sich in Deutschland vollzogen, *zweitens* wie haben sich seit den 1970er Jahren die familialen Lebensformen verändert? Und *drittens* wie wird auf Grund des gesellschaftlichen Wandels die Sozialisationsforschung in Deutschland heute diskutiert.

3.1 Gesellschaftlicher Wandel

In den vergangenen ca. 30 Jahren vollzog sich in Deutschland ein rapider Wandel der politischen, ökonomischen und kulturellen Systeme. Viele Soziologen bemühten sich um eine Erklärung dieser rapiden Veränderungen. Vor allem die zu Beginn der 1980er Jahre vorgelegte Individualisierungsthese (Beck 1983) hat großen Einfluss auf die soziologische Theoriebildung ausgeübt. Beck (1983, S. 41) hat festgestellt, dass sich besonders deutlich in der Bundesrepublik Deutschland „ein historisch spezifischer ‚Individualisierungsschub‘ vollzogen hat und immer noch vollzieht, in dessen Verlauf auf dem Hintergrund eines relativ hohen materiellen Lebensstandards und weit vorangetriebener sozialer Sicherheiten durch die Erweiterung von Bildungschancen, durch Mobilitätsprozesse, Ausdehnung von Konkurrenzbeziehungen, Verrechtlichung der Arbeitsbedingungen, Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit und vielem anderen mehr die Menschen in einem historischen Kontinuitätsbruch aus traditionellen Bindungen und Versorgungsbezügen herausgelöst und auf sich selbst und ihr individuelles ‚(Arbeitsmarkt-)Schicksal‘ mit allen Risiken, Chancen und Widersprüchen verwiesen wurden und werden“.

Becks These wurde vor allem im Hinblick auf drei Tendenzen (Individualisierung, Pluralisierung und Entkoppelung) breit diskutiert: „Die Tendenz der *Individualisierung* bedeutet, dass mit der Erhöhung des kulturellen und ökonomischen Reichtums der Gesellschaft die ökonomischen und sozialen Fremdwänge abgenommen und die individuellen Möglichkeiten auf drei Weisen zugenommen haben: (a) durch Kompetenzerweiterung, (b) durch mehr Selbstbestimmung ... und (c) durch die ‚partizipatorische Revolution‘, die erheblich mehr gesellschaftliche Mitbestimmung postuliert. Die Tendenz der *Pluralisierung* meint, dass mit der Auflockerung oder Auflösung der historischen, von Klassen- und Konfessionszwängen geprägten sozialmoralischen Großmilieus die Gesellungen, insbesondere die Formen des Zusammenlebens und des Gemeinschaftshandelns der Menschen vielfältiger und situationsoffener gestaltet werden. Die Tendenz der *Entkoppelung* sollte darin bestehen, dass die alltägliche Lebensführung nicht mehr so regelmä-

big an die ‚typischen‘ Schemata von Klassenmentalitäten gebunden ist wie früher“ (Vester et al. 1993, S. 38f.).

In der Kritik auf die Individualisierungsthese haben sich Soziologen auch auf der Basis eigener empirischer Forschungsergebnisse andere Interpretation des historischen Individualisierungsprozesses geäußert: „Die drei erwähnten Tendenzen (Individualisierung, Pluralisierung, Entkoppelung) bestehen zwar, aber haben doch nicht eine Auflösung, sondern eine vertikale und horizontale Pluralisierung der Klassengesellschaft bewirkt, die drei spezifische Muster aufweist“ (Vester u.a. 1993, S. 39ff.). Im Sinne der Kritik an der Individualisierungsthese beziehe ich mich in diesem Kapitel darauf, dass der gesellschaftliche Wandel in Deutschland (1) zum Wohlfahrtsstaat für die Mittelschicht, (2) nur zu geringen Änderungen im Muster der Mobilität zwischen den sozialen Schichten (v.a. Mayer/Blossfeld 1990; Noll 1992; Geißler 1996a) und (3) zur Konstanz der schichtenspezifischen Bildungschancen geführt hat. Dieser Wandel der gesellschaftlichen Systeme steht in enger Verbindung mit den ungleichen Lebensbedingungen von Individuen und Familien. Hier lässt sich der Wandel der sozialen Systeme in der deutschen Klassengesellschaft vorzeigen.

3.1.1 Politischer Wandel: Wohlfahrtsstaat

Tabelle 2: Sozialleistungsquoten

Jahr	1965	1970	1975	1980	1985	1987	1991	1992	1997
Sozialleistung (%)	25,0	26,7	33,7	32,0	31,1	31,4	30,9	33,1	34,7

Quelle: Statistisches Bundesamt 1990, S. 191; 1994, S. 200; 1999, S. 196.

Die Bundesrepublik Deutschland hat ein im internationalen Vergleich sehr dichtes soziales Sicherungssystem aufgebaut, das über 30% des Bruttoinlandsprodukts verbraucht. Der Aufbau dieses Sicherungssystems war seit den 1950er Jahren eng mit dem Wirtschaftswachstum verbunden. Sozialpolitische Maßnahmen – Programme der Arbeitsmarkt-, Bildungs-, Gesundheits- oder Familienpolitik – reagieren auf die besonderen Probleme (z.B. gesellschaftliche Randgruppen). Sie zielen auf die Reduzierung bestimmter Lebensrisiken oder auf die Vermeidung unerwünschter sozialer Verhältnisse und Entwicklungen. Vor allem kommen Transfereinkommen (z.B. Kindergeld, Sozialhilfe, Arbeitslosengeld und -hilfe, Rentenzahlungen, Pensionen usw.) dem Bedürfnis nach materieller Hilfe für Randgruppen und Menschen in ungünstigen Soziallagen entgegen. Entsprechend bewirken sozialpolitische Programme als Intervention der Einkommensverteilung den Abbau von Einkommensungleichheit. Aber „die ‚klassischen‘ Aufgaben (des Wohlfahrtsstaates) bestehen in der Armutsbekämpfung und dann in der Absicherung industrie-gesellschaftlicher Standardrisiken, später kamen immer mehr Rechte für Benachteiligte (Arbeitsschutz, Mutterschutz etc.) und Pflichten für Gutgestellte sowie die Bereitstellung öffentlicher Güter und Dienstleistungen hinzu.

Somit hat der Wohlfahrtsstaat seine Aktivitäten von den unteren Bevölkerungsschichten immer mehr auch auf mittlere und obere ausgedehnt“ (Hradil 1990a, S. 88).

Tabelle 3: Betroffenheit von Armut (50%-Grenze) in West- und Ostdeutschland 1990-1995

Jahr	1984	1986	1988	1990	1991	1992	1993	1994	1995
West	12,6	11,9	11,0	10,5	10,0	10,0	11,1	11,1	13,0
Ost				3,5	4,5	6,1	6,3	7,9	7,9

Quelle: Statistisches Bundesamt 1994; Kohli 1999, S. 119

Tabelle 3 zeigt, dass 1995 in Gesamtdeutschland etwa ein Achtel der Bevölkerung als arm eingestuft wurde¹. Diesbezüglich bezeichnet Hradil die Bundesrepublik als eine Gesellschaft, „in der 75% der Bevölkerung nie, 20% gelegentlich und 5% lange in Armut leben“ (Hradil 1999, S. 248). Kohli (1999, S. 120) begründet seinen Begriff der „Vierfüntel-Gesellschaft“ anhand desselben Zahlenmaterials. Diese Zahlen belegen, dass ungefähr 20% der deutschen Bevölkerung von Armut zumindest bedroht sind, nahe am sozioökonomischen und soziokulturellen Existenzminimum leben und die Leistungen der Sozialhilfe brauchen.

Tabelle 4 zeigt die individuelle oder familiäre Betroffenheit von Armut. Die Armutsquoten lagen in Westdeutschland zwischen 1990 und 1995 mit steigender Tendenz bei etwa dreizehn Prozent. Häufig wird die Vermutung geäußert, dass ältere Menschen und Frauen besonders arm seien. Aber das SOEP zeigt für das Jahr 1995 in Westdeutschland, dass die Personengruppe über 66 Jahre nur zu 8% arm ist, und dass Frauen nur noch geringfügig häufiger arm sind als Männer. Das Armutsrisiko tragen heute eher Familien mit 3 und mehr Kindern, Arbeitslose, InhaberInnen niedriger Bildungsabschlüsse und Ausländer. Das Armutsrisiko ist seiner Natur nach ausgeprägt familien- und schichtenspezifisch. Armut lässt sich daher mehr gesellschaftliches denn als individuelles und familiales Problem ansehen.

1 Zur Definition von „Armut“ stehen die Grenzen von 60% des gesellschaftlichen Durchschnittseinkommens („relative Armut“), 50% („Armut“) und 40% („strenge Armut“) zur Verfügung.

Tabelle 4: Betroffenheit von Armut (50%) in den alten Bundesländern 1984-1995

Jahr	1984	1985	1986	1988	1990	1992	1995
Insgesamt	13,0	11,5	12,0	11,0	10,5	10,0	13,0
Geschlecht: Männer	12,0	11,8	12,0	11,0	9,9	9,0	12,0
Frauen	13,0	11,9	12,0	11,0	11,0	11,0	14,0
Personen über 66 Jahre	9,0	6,0	7,0	7,0	7,0	7,0	8,0
Nationalität: Deutsch	12,0	11,0	11,0	10,0	9,4	9,0	10,0
Ausländer	25,0	26,0	27,0	21,0	26,3	25,0	26,1
Erwerbsstatus:							
Erwerbstätig	8,0	7,4	7,0	7,0	6,2	6,0	6,8
Arbeitslos	30,0	28,3	37,0	27,0	20,4	27,0	33,8
In Ausbildung	17,0	16,6	15,0	17,0	17,8	18,0	18,8
Nicht erwerbstätig	12,0	10,5	11,0	19,0	10,8	11,0	12,1
Bildung:							
Hauptschule	17,0	15,6	16,0	16,0	15,7	17,0	20,4
Hauptschule mit Lehre	11,0	9,8	9,0	9,0	8,1	8,0	9,4
Realschule	6,0	6,0	7,0	6,0	5,7	6,0	7,5
Abitur (Fach-) Hochschule	9,0	9,4	9,0	6,0	5,4	6,0	6,3
	1,0	2,1	2,0	2,0	3,5	1,0	4,1
Familienstand:							
Verh. zusammenlebend	X	9,2	X	X	8,1	X	10,3
Verh., getrennt lebend	X	16,5	X	X	11,6	X	18,3
Ledig	X	12,1	X	X	10,6	X	11,6
Geschieden	X	13,1	X	X	11,5	X	14,5
Verwitwet	X	7,6	X	X	7,8	X	8,4
Familienhaushalt:							
Mit einem Kind	X	9,1	X	X	9,6	X	11,0
Mit zwei Kindern	X	13,7	X	X	14,1	X	13,9
Über drei Kindern	X	40,6	X	X	26,0	X	31,4
Einelternhaushalt	X	38,0	X	X	36,2	X	42,4
Nachehelicher Haushalt	X	8,4	X	X	8,9	X	14,0

X: keine Angabe.

Datenbasis: Sozio-ökonomisches Panel (SOEP) 1984-1992 und 1984-1995.

Quelle: Statisches Bundesamt 1994, S. 604 und S. 606; Kohli 1999, S. 121.

Kontinuierlich „ist die Gefahr, an den Rand der Gesellschaft zu geraten, ... z.B. unter Un- und Angelernten um ein Vielfaches höher als unter Hochschulabsolventen, und längere Armutsperioden tauchen bei Menschen ohne Ausbildungsabschluss relativ häufig, bei Abiturienten und insbes. bei Akademikern nur noch in Ausnahmefällen auf“ (Geißler 1996a, S. 197). Damit weist der Autor nach, dass Armut keine zufällige, sondern eine sozialstrukturelle Eigenschaft des Kapitalismus ist und dass die Hauptnutznießer des Wohlfahrtsstaates tatsächlich die Mittelschichten waren. Die mit der angeblichen Entwicklung zu einer Angleichung der Eigentumsverteilung einhergehende Vorstellung, dass innerhalb der soziokulturell pluralen Gesellschaft eine gleiche Chancenstruktur entstanden sei, erwies sich

ebenfalls als verfehlt. Daran kann man erkennen, dass die kompensierende Wirkung sozialpolitischer Maßnahmen darauf beschränkt bleibt, die ungleichen Lebensbedingungen zu mildern, und dass sie keinesfalls in der Lage ist, diese abzuschaffen². Die statistischen Befunde (Tabelle 4) deuten darauf hin, dass der Wohlfahrtsstaat Armut als Einkommen an der Grenze zum soziokulturellen Existenzminimum bisher nicht verhindert hat. Vielmehr zeigt sich die Erhaltung des Wohlfahrtsstaates entlang der feinen Unterschiede von Berufsposition, Alter, Nationalität, Geschlecht, Bildungsniveau, Familienstand, usw.

3.1.2 Ökonomischer Wandel: Zunahme des tertiären Sektors

Der grundlegende Wandel in Deutschland hat sich in der Ökonomie vollzogen. Der ökonomische Wandel ist langfristig und besteht im Wesentlichen aus dem Wandel der Produktionsstruktur. Eine entscheidende Ebene des ökonomischen Wandels war die Art, wie die Produktionssektoren reorganisiert wurden. Eine allgemeine Folge dessen war eine Erweiterung der Kluft zwischen ‚alten‘ und ‚neuen‘ Sektoren der Wirtschaft.

Tabelle 5: Produktionssektoren (Deutsches Reich und Bundesrepublik¹ 1780-1994)

	1780	1800	1850	1900	1925	1950	1960	1970	1980	1985	1989	1993	1994
Pri	65	62	55	38	31	25	14	9	6	6	3,7	3,3	3,2
Sek	19	21	24	37	42	43	48	49	44	42	41	39	38
Ter	16	17	21	25	27	32	38	42	50	52	55	58	59

1. 1950-1993 alte Länder; 1994 Gesamtdeutschland.

Pri = primärer; Sek = sekundärer, Ter = tertiärer Sektor.

Quelle: Geißler 1996a, S. 29, Lange 1990, S. 282, Stat. Bundesamt 1994, S. 83.

Wie Tabelle 5 zeigt, verlagert sich der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Tätigkeit zunächst vom primären auf den sekundären Sektor, während das rapide Wachstum des tertiären Sektors erst etwa 100 Jahre später einsetzt. Der Beschäftigtenanteil im sekundären Sektor steigt in Deutschland bis in die 1970er Jahre. Nachdem der Beschäftigtenanteil des tertiären Sektors seit den 1950er Jahren kontinuierlich gestiegen ist, stellt er etwa seit 1980 den beschäftigungsstärksten Wirtschaftssektor dar.

In den 1970er Jahren galt das besondere Augenmerk der Soziologen den Industriearbeitern. Die Bezeichnung „Arbeiter“ umfasst den Facharbeiter ebenso wie den angelernten und den ungelernten Arbeiter, den Industriearbeiter ebenso wie den Landarbeiter. Seit der Industriellen Revolution und der Entstehung der

2 „In Deutschland herrscht zur Absicherung der Standardrisiken ... das *Versicherungsprinzip* vor. Renten-, Kranken-, Unfall- und Arbeitslosenversicherungsleistungen werden maßgeblich auf Grund von Beitragszahlungen erbracht, die weitgehend nach der Höhe des Erwerbseinkommens gestaffelt sind“ (Hradil 1990a, S. 89).

Großfabrik hat sich die Verwendung des Begriffs „Arbeiter“ im wesentlichen auf den Industriearbeiter verengt. Als Prototyp des Industriearbeiters galt der männliche Arbeiter, der durch ein relativ einheitliches Klassenbewusstsein und patriarchalischen Ansichten charakterisiert war. Daher hat sich die Soziologie verstärkt mit der Frage der Einheitlichkeit und Solidarität der Arbeiterklasse befasst.

In den 1980er Jahren entwickelte sich der Dienstleistungsbereich zum neuen Wachstumspol. Diese Berufsgruppe ist sowohl von ihren Tätigkeitsmerkmalen als auch von der Entlohnung her sehr heterogen. Verglichen mit der Arbeiterschaft sind Qualifikation, innerbetriebliche Stellung und Tätigkeitsmerkmale der Angestellten sehr viel differenzierter. Insofern gibt es im Unterschied zur Industriearbeiterschaft verschiedene ‚Angestelltenschaften‘, die kein homogenes Bewusstsein ausgeformt haben. Ferner lässt sich der Begriff „Arbeiter“ seit diesem Zeitpunkt nicht mehr als typisch männlich definieren. Die Expansion der Dienstleistungsberufe hat die Möglichkeit eröffnet, dass die Anzahl von Berufen, die Frauen zugänglich sind, zugenommen hat. Das gehört zu den wichtigsten Kennzeichen des gesellschaftlichen Wandels während dieser Zeit. Auf Grund des Anstieges der verschiedenen Angestelltenschaften kann man leicht erkennen, dass das gegenwärtige Klassenverhältnis nicht mehr durch einen polarisierten Klassengegensatz gekennzeichnet ist. Vielmehr schreibt die Literatur von der „Pluralisierung der Klassen“ (Geißler 1996b; Vester u.a. 1993). Dennoch ist die gegensätzliche Beziehung zwischen Kapital und Arbeit immer noch sehr bedeutend. Vom Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft werden alle Beschäftigten (also Industriearbeiter *und* Angestellte) auch nach den sozioökonomischen Funktionszusammenhängen erfasst.

Im Fordismus treten die Arbeiter in einer Doppelrolle als Produzenten und Konsumenten auf. Nur durch Arbeit lassen sich die Einkommen erzielen, die zum Erwerb der lebensnotwendigen Produkte notwendig sind. „So werden alle Haushalte mehr und mehr von Lohneinkommen abhängig. Folglich steigt die Bedeutung der formellen Erwerbsarbeit enorm an“ (Altvater 1995, S. 20). Wenn die Produktivkräfte sowohl der Arbeit als auch des Kapitals steigen, nimmt gleichzeitig das Wachstum der Produktion in einer Gesellschaft zu. In Wirklichkeit geht allerdings die Nachfrage nach dem Produktionsfaktor Arbeit immer weiter zurück. Damit stößt das fordistische System an Produktionsschranken und die Bedeutung des Dienstleistungssektors nimmt zu. Die Kapitalakkumulation wendet sich von der Produktion ab und dem Geldmarkt zu. Kapitalakkumulation am Geldmarkt bedeutet aber Ausgrenzung von industrieller Arbeit. „Kapital tendiert nicht nur dazu, Arbeit zu ersetzen, sondern in der globalen Konkurrenz die besten und sichersten Anlagemöglichkeiten auszunutzen“ (Altvater 1995, S. 21). Folglich geht die Arbeit in ihrer Bedeutung als Schlüsselposition der industriellen Gesellschaft allmählich zurück.

In diesem ökonomischen Wandel haben die Geldvermögensbesitzer keine Probleme. „Denn ihnen geht es nicht um Verwertung von Kapital durch Arbeit im Produktionsprozess, sondern um zinsgünstigste und vermögenssichere Anlagen liquider Mittel. Das Kalkül von Geldvermögensbesitzern steuert mit den internationalen Kapitalbewegungen auch die internationale Arbeitsteilung“ (Altvater 1995, S. 22). So nutzt die heutige Produktivität sowohl der Arbeit als auch des Kapitals in erster Linie den Besitzern von Geldvermögen. Umgekehrt sind die Arbeitnehmer durchaus nach wie vor von diesen Kapitalbesitzern abhängig. Denn wie im fordistischen hat im *postfordistischen* Kapitalismus das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit (oder der kapitalistischen Globalisierung) seine Gültigkeit.

Nach diesem Aufriss über den wirtschaftlichen Wandel ist der geschilderte Sachverhalt in Bezug auf die Fragestellung dieser Studie wichtig, ob der ökonomische Wandel den Bürgern mehr Aufstiegschancen verschafft hat. Zum sektoralen Wandel liegen einige Untersuchungen über die soziale Mobilität in den alten Bundesländern vor. Mayer/Carroll (1987) haben in Anlehnung an Goldthorpes Klassenschemata von 1980 die berufliche und die sektorale Mobilität von Männern erforscht. Und Mayer (1991) hat die soziale Mobilität von Frauen untersucht.

Tabelle 6: Soziale Herkunft von Männern in den verschiedenen Berufsgruppen

Berufe der Väter	Berufe der Söhne										Summe	
	1 (FB)	2 (U)	3 (hD)	4 (mD)	5 (S)	6 (aD)	7 (AE)	8 (L)	9 (FA)	10 (U/A)	%	N
1 Freie Berufe	12	4	4	2	0	3	2	0	0	1	1,8	35
2 Unternehmer ab 10 Mitarbeiter ¹	0	30	2	1	4	0	1	0	0	0	1,5	29
3 höhere Dienstleistungen ²	22	9	21	10	11	5	3	0	4	3	9,3	185
4 mittlere Dienstleistungen ³	14	9	22	18	13	15	8	3	9	5	13,4	266
5 Selbstständige bis zu 9 Mitarbeitern ¹	22	30	7	8	34	12	6	0	5	5	8,9	177
6 ausführende Dienstleistungen ⁴	2	0	3	5	2	12	2	0	2	3	3,6	71
7 Arbeiterelite ⁵	0	4	7	11	4	0	12	0	8	5	7,6	151
8 Landwirte	4	4	6	6	3	11	10	95	5	10	8,1	160
9 Facharbeiter	22	9	19	23	19	23	34	3	43	35	28,0	554
10 un-, angelernte Arbeiter	2	0	9	17	9	19	22	0	24	31	17,7	351
Summe	%	2,5	1,2	20,3	21,8	6,5	3,7	6,6	1,9	22,3	13,1	100
	N	50	23	402	432	128	74	131	38	442	259	1979

1 ohne Landwirte, Freie Berufe

2 hochqualifizierte/leitende Angestellte u. gehobene/höhere Beamte

3 qualifizierte Angestellte u. mittlere Beamte

4 einfache Angestellte u. Beamte

5 Vorarbeiter, Meister, Industrie- u. Werkmeister

Quelle: Geißler 1996a, S. 236.

Tabelle 7: Soziale Herkunft von Frauen in den verschiedenen Berufsgruppen

Berufe der Väter	Berufe der Töchter										Summe	
	I	II	III	IVa	IVb	IVc	V	VI	VIIa	VIIIb	N	%
I Obere Dienstklasse	93	7	0	0	0	0	0	0	0	0		3,9
II Untere Dienstklasse	7	77	11	1	2	0	0	0	2	0		14,5
III Nichtqualifizierte Angestelltenberufe	1	15	63	2	2	0	1	3	13	0		32,9
IVc Landwirte/Mithelf. I.d. Landwirtsch.	0	5	8	3	0	58	0	0	25	0		6,9
V Meister, Techniker, Vorarbeiterinnen	7	0	0	0	0	0	93	0	0	0		1,6
VI Facharbeiterinnen	0	3	11	2	2	1	1	62	18	0		10,5
VIIa Un- und angelernte Arbeiterinnen	1	4	14	1	1	1	1	3	73	1		25,5
VIIIb Ungelernte in der Landwirtschaft	0	2	10	0	2	4	2	6	41	33		5,7
Summe %	3,1	18,0	28,4	1,6	1,7	4,6	2,5	8,7	29,1	2,1	865	

Quelle: Mayer 1991, S. 60.

Die Tabellen 6 und 7 belegen, dass die berufliche und sektorale Mobilität beider Geschlechter immer noch schwach ist. Zusammenfassend hat das ökonomische System sich durch die Entwicklung der Produktivkräfte und der Produktion verändert und entfaltet sich nach wie vor entlang des Zusammenhangs zwischen Kapital und Arbeit. Und der Wandel des ökonomischen Systems hat den Bürgern häufige Aufstiegschancen nicht angeboten.

3.1.3 Bildungsexpansion: Schichtenspezifische Bildungschancen

In den 1960er Jahren wurde die Bildungsexpansion mit dem wirtschaftlichen Aufschwung und der politischen Forderung der Chancengleichheit im Bildungswesen in Verbindung gebracht, um Begabungsreserven – vor allem Mädchen, Kinder von Arbeitern und aus ländlichen Räumen – auszuschöpfen. Mit dieser Ausschöpfung ihrer Bildungsreserven folgte die BRD dem internationalen Trend, der sich bis heute eher verstärkt als abgeschwächt fortsetzt. Dieser Trend bewirkt in der Arbeitswelt eine ständige Zunahme der Anforderungen an das Humankapital der Beschäftigten. „Fortgeschrittene Industriegesellschaften werden so oft als ‚Wissensgesellschaften‘ bezeichnet, in denen das Bildungswesen eine enorme Bedeutung hat“ (Hradil 1990a, S. 71).

Wie Tabelle 8 zeigt, erwerben immer mehr Menschen immer höhere Bildungsabschlüsse und verweilen dazu immer länger im Bildungssystem. Die Bildungsexpansion lässt sich am Beispiel der Hauptschule veranschaulichen: Diese Schulform hatte im Jahre 1960 noch fast 70% aller SchülerInnen aufgenommen. 1993 wurde sie nicht einmal mehr von jedem(r) Dritten besucht. Die Abiturientenquote

explodierte dagegen von 6% im Jahre 1960 auf 26% im Jahre 1993 (Geißler 1996a, S. 254).

Tabelle 8: Sekundarschulbesuch der 13jährigen 1960-1995

Schuljahr	Schulformanteile in %						
	HS	tiHS	RS	GY	IGS	SoS	A (West)
1960	68		12	17		3	6
1965	65		15	17		4	8
1970	53		20	22		5	11
1975	43		23	26	3	5	15
1980	38		26	27	4	5	17
1985	36		27	27	5	5	22
1989	32		27	31	6	4	24
1993	30		27	32	8	3	26
1995	23	7	23	31	9	7	

HS: Hauptschulen, tiHS: teiltintegrierte Haupt- und Realschulen, RS: Realschulen, GY: Gymnasien, IGS: Integrierte Gesamtschulen, SoS: Sonderschulen, A: Abitur

Quellen: Geißler 1996a, S. 253; Hradil 1999, S. 155.

Tabelle 9: Schulbesuch der 13- und 14jährigen nach sozialer Herkunft 1976 und 1989 (in Prozent)

Soziale Stellung des Vaters	Schulbesuch der 13- und 14jährigen an ...					
	... Hauptschulen		... Realschulen		... Gymnasien	
Jahr	1976	1989	1976	1989	1976	1989
Beamte	25,7	14,0	22,5	24,2	47,4	57,4
Angestellte	32,1	22,1	24,7	29,8	37,8	42,8
Selbständige	45,7	31,6	24,7	27,7	25,1	37,1
Arbeiter	64,2	58,3	19,5	26,0	9,3	10,8
Sonstige	65,1	56,2	13,8	22,2	13,7	15,7
Insgesamt	50,1	39,6	21,4	26,8	22,5	28,7

Quelle: Köhler 1992, S. 55.

Soziologisch interessant ist die Frage, ob dabei gleichzeitig eine Umverteilung der Bildungschancen zu Gunsten der benachteiligten unteren Schichten stattgefunden hat. Hauptgewinner der gymnasialen Expansion sind, wie Tabelle 9 zeigt, die Kinder aus oberen und mittleren Schichten, die in der Regel gute oder zumindest mittlere Bildungschancen haben. Nach wie vor verlieren die Arbeiterkinder an Boden.

Den Ausbau der Universität nutzten junge Menschen aus Schichten, deren Studienzuschancen bereits gut waren – die Kinder von Beamten, von Selbstständigen und von Angestellten. Die Bildungschancen der Arbeiterkinder nehmen zwar ebenfalls nennenswert zu (von 3% auf 7%), aber die aus Tabelle 10 ersichtliche Kontinuität der Unterschiede zwischen den Schichten macht deutlich, dass die Ungleichheit der Bildungschancen deutlich erhalten geblieben ist. „Die Bildungs-

expansion hat zwar die Bildungschancen fast aller Schichten erheblich erhöht, aber zu einer Umverteilung der Chancen, zu einem Abbau der Chancenunterschiede zwischen den Schichten ist es nur bei den mittleren Abschlüssen gekommen. Die Chancen auf eine höhere Ausbildung an Gymnasien und Universitäten sind dagegen noch ungleicher geworden. Die Kinder der mittleren Dienstleistungsschichten und des alten Mittelstandes der Selbstständigen können als Hauptgewinner der Expansion der Gymnasien und vermutlich auch der Universitäten angesehen werden: Sie waren in der Lage, ihren Abstand zu den Arbeiterkindern zu vergrößern und gleichzeitig gegenüber den Kindern der höchsten Statusgruppen etwas aufzuholen; denn diese können und konnten ihre hohe Chancenausnutzung nur noch in Grenzen steigern. Beim Wettlauf um zusätzliche höhere Bildungschancen konnten die mittleren Schichten ihre besseren Ressourcen ausspielen“ (Geißler 1996a, S. 263).

Tabelle 10: Anteil der StudienanfängerInnen an Universitäten nach dem Beruf des Familienvorstandes in alten Bundesländern (in Prozent)

Beruf des Vaters	1969	1979	1982	1984	1986	1988	1990	1993
Beamte	27	35	36	31	33	38	47	47
Angestellte	15	24	23	22	19	22	28	27
Selbstständige	11		20	19	18	25	26	27
Arbeiter	3	4	5	4	4	5	7	7
Insgesamt	10	13	15	14	14	17	18	24

Quelle: Geißler 1996b, S. 325.

Zu den Hauptverlierern zählen die Kinder aus bildungsfernen Schichten. Wenn diese Gesellschaft weiterhin den Weg des wissenschaftlich-technischen Fortschritts gehen will, bildet die schichtenspezifische Ungleichheit der Bildungschancen eine systemimmanente Entwicklungsgrenze. Die erreichten Abschlüsse im allgemeinbildenden Schulsystem werden noch immer wesentlich durch die Schichtzugehörigkeit der Herkunftsfamilie bestimmt. Hierzu erklären Mayer/Blossfeld (1990, S. 304) auch, dass Schichtzugehörigkeit und Bildungsniveau der Eltern einen entscheidenden und über die Zeit stabilen Einfluss auf das Niveau des allgemeinbildenden Abschlusses ihrer Kinder haben.

3.2 Der historische Wandel der Familienstruktur

Etwa seit den 1970er Jahren hat sich in den Familien ein qualitativer und quantitativer Wandel vollzogen. Auf Grund dieses Wandels haben seit Ende 1970er Jahre viele Fachautoren vom „Tod der Familie“ (Cooper 1972), von „pluralisierten Lebensformen“ (Beck 1983), und von „Deinstitutionalisierung“ (Tyrell 1988) gesprochen. Sie alle stimmen darin überein, dass die noch in den 1970er Jahren als Vorbild geltende vollständige Familien ihre Monopolstellung verloren hat. Statt-

dessen herrscht Einigkeit darüber, dass im Rahmen der Pluralisierung der Lebensformen eine Ausdifferenzierung in einen familien- und kindzentrierten (Normalfamilien, Einelternfamilien, nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern), einen partnerschaftszentrierten (kinderlose Ehen und nichteheliche Lebensgemeinschaften ohne Kinder) und einen ledigen Privatheitstypus (Singles) stattgefunden hat.

In diesem Abschnitt gebe ich einen Überblick über die familiäre Sozialisation unter dem Aspekt der demographischen Ausbreitung pluralisierter Lebensformen: Familienbildungsprozess (Nichteheliche Lebensgemeinschaft mit Kindern), Ein-Eltern-Familien (Alleinerziehende), Stieffamilien (Wiederverheiratung), Normalfamilie mit Kindern und die Frauenerwerbstätigkeit mit Kindern.

Tabelle 11: Nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern¹

Jahre	Insgesamt der NELG ²	mit Kindern (%)
1972	137 000	25 000 (18,2)
1978	348 000	51 000 (14,7)
1982	516 000	71 000 (13,8)
1985	686 000	70 000 (10,2)
1989	842 000	97 000 (11,5)
1991	1 393 000	378 000 (27,1)
1993	1 582 000	436 000 (27,6)
1996	1 824 000	508 000 (27,6)
1997	1 904 000	530 000 (27,8)

1 bis 1989 alte Bundesländer; ab 1991 gesamte Deutschland

2 NELG: die nichteheliche Lebensgemeinschaft

Quelle: Statistisches Bundesamt.

Seit dem Ende der 1970er Jahre findet eine krisenhafte Veränderung der Familie statt. Vor allem hat die Verbreitung der Lebensform der nichtehelichen Lebensgemeinschaft rapide zugenommen (vgl. Tabelle 11). Ihre Zahl stieg von 137.000 im Jahr 1972 auf 1.904.000 im Jahr 1997 an. Die Zahl nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit Kindern stieg ebenfalls von 25.000 im Jahr 1972 auf 530.000 im Jahr 1997. Beide Zahlen haben sich mehr als verzehnfacht. Deswegen haben viele Fachautoren darüber gestritten, welche Bedeutung der nichtehelichen Lebensform zukommt. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft kann als Übergangsphase zwischen dem Verlassen der Herkunftsfamilie und der Familiengründung betrachtet werden. Im Hinblick auf kinderbezogene Gründe – Kinderwunsch, Schwangerschaft, Geburt eines Kindes – kann sie als Übergangsphase zur Familiengründung angesehen werden. Auch hinsichtlich der partnerbezogenen Emotionalität kann sie als Probephase zur Vorbeugung einer individuellen Fehlentscheidung angesehen werden. Einige Untersuchungen (Petzold 1991; Burkart 1994) haben darauf hingewiesen, dass es in Deutschland eine klare Beziehung zwischen der Geburt eines Kindes und der Eheschließung gibt. Insofern kann es sein, dass die nichteheliche

liche Lebensgemeinschaft als flexible Lebensform dazu beiträgt, dass die Institutionen Ehe und Familie auch in Zukunft überleben. Der Anteil der nichtehelichen Lebensgemeinschaft nimmt mit steigendem Alter immer stärker ab. Am weitesten ist diese Lebensform bei den 25- bis 34jährigen verbreitet.³ Wie Tabelle 11 zeigt, haben nur 27,8% aller nichtehelichen Lebensgemeinschaften Kinder. Je jünger die Partner einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft sind, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie Kinder haben. Häufig sind Kinder dann in nichtehelichen Lebensgemeinschaften anzutreffen, wenn einer der Partner vorher verheiratet war. Somit lässt sich leicht erkennen, dass die nichteheliche Lebensgemeinschaft mit Kindern eher eine Übergangsphase zu Ehe und Familiengründung als eine Probephase darstellt.

Der Anstieg der Zahl nichtehelicher Lebensgemeinschaften trägt zum Anstieg des Heiratsalters bei. Das durchschnittliche Heiratsalter ist seit den 1970er Jahren bei Männern und Frauen um fast fünf Jahre gestiegen.⁴ Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die zunehmende Verbreitung der nichtehelichen Lebensgemeinschaft in engem Zusammenhang mit dem Anstieg der Kinderlosigkeit steht. Wenn die Eheschließung vor allem im gemeinsamen Kinderwunsch begründet ist, dann kann die ansteigende Kinderlosigkeit in partnerschaftlichen Konflikten über die Familienplanung begründet sein. Dann führen Konflikte hierüber dazu, dass weder eine Heirat noch eine Familiengründung stattfindet. „Als Konfliktlösungsstrategie wurde zunächst eine befristete Kinderlosigkeit gewählt, zuweilen in der Hoffnung, zu einem späteren Zeitpunkt den Widerspruch lösen zu können“ (Nave-Herz 1998, S. 299).

Tabelle 12: Eheschließung und Ehescheidung¹

Jahr	Eheschließung	Ehescheidung	Scheidungen in %
1974	377 265	98 584	26,1
1979	344 823	79 490	23,0
1984	364 140	130 744	35,9
1989	398 608	126 628	31,8
1991	454 291	136 317	30,0
1993	442 605	156 425	35,3
1995	430 534	169 425	39,3
1996	427 297	175 550	41,0

1 bis 1989 alte Bundesländer; ab 1991 gesamte Deutschland

Quelle: Statistisches Bundesamt.

3 „Von allen 20- bis 25jährigen leben 9,2% in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, von den 25- bis unter 35jährigen 3,8%, von allen 35- bis 55jährigen 3,4% und über 55 Jahre nur 1,5% (5. Familienbericht 1994, S. 51)“ (Nave-Herz 1994, S. 8).

4 Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes stieg das durchschnittliche Heiratsalter von Männern von 25,5 (1970) auf 30,0 Jahre (1996). Gleichzeitig stieg das durchschnittliche Heiratsalter von Frauen von 23,0 (1970) auf 27,6 Jahre (1996).

Tabelle 13: Alleinerziehende mit Kindern unter 18 Jahren¹

Jahr	Insgesamt ²	Männer	Frauen
1975	739 000 (8,4)	96 000 (13,0)	640 000 (86,6)
1980	869 000 (10,3)	141 000 (16,2)	728 000 (83,8)
1985	941 000 (12,8)	138 000 (14,7)	803 000 (85,3)
1989	937 000 (13,6)	132 000 (14,1)	805 000 (85,9)
1991	1 476 000 (15,7)	204 000 (13,8)	1 272 000 (86,2)
1993	1 579 000 (16,6)	217 000 (13,7)	1 362 000 (86,3)
1996	1 773 000 (18,8)	288 000 (16,2)	1 485 000 (83,8)
1997	1 835 000 (19,4)	305 000 (16,6)	1 529 000 (83,3)

1 Einschl. Alleinerziehender, die Lebenspartner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft sind. – Als Alleinerziehende zählen auch Väter und Mütter mit volljährigen Kindern.

2 Gesamtheit von Ein-Eltern-Familien mit ledigen Kindern unter 18 Jahren

Quelle: Statistisches Bundesamt.

Der Anteil der Ehescheidungen stieg von 26% (1975) über 36% (1984) auf 41% (1996). Die Zunahme der Ein-Eltern-Familien ist im Wesentlichen eine Folge dieser stark gewachsenen Scheidungshäufigkeit. Die Zahl der Ein-Eltern-Familien sowie der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern wuchs von 739.000 im Jahr 1975 über 941.000 im Jahr 1985 auf 1.835.000 im Jahr 1997. Das entspricht einem Anstieg ihres Anteils an der Gesamtzahl der Familien von 8,4% (1975) über 12,8% (1985) auf 19,4% (1997). Nach wie vor sind Alleinerziehende in der Regel weiblich (über 80%).

Tabelle 14: Anteil der Wiederheiratenden¹ an allen Eheschließenden nach Geschlecht²

Jahr	Eheschließende Insgesamt	Wiederheiratende Männer	Wiederheiratende Frauen
1974	377 265	66 429 (17,6)	61 677 (16,3)
1979	344 823	63 368 (18,4)	59 185 (17,2)
1985	364 661	75 113 (20,1)	71 164 (19,5)
1988	397 738	82 465 (20,7)	79 343 (19,9)
1989 (W)	398 608	83 328 (20,9)	80 849 (20,3)
(O)	130 989	37 631 (28,7)	37 183 (28,4)
1991 (W)	403 762	84 512 (20,9)	85 770 (21,2)
(O)	50 529	16 716 (33,1)	16 636 (32,9)
1993	442 605	98 947 (22,4)	101 266 (22,9)
1995	430 534	99 051 (23,0)	103 000 (23,9)
1996	427 297	98 872 (23,1)	104 153 (24,4)

1 Gesamtzahl einschließlich verwitweter Personen, deren früherer Ehegatte für tot erklärt worden ist, und geschiedene Personen, deren frühere Ehe aufgehoben worden ist.

2 bis 1988 alte Bundesländer, ab 1989 Gesamtdeutschland

Quelle: Statistisches Bundesamt.

Der Anstieg der Ehescheidungen trägt auch zum Anstieg der Wiederheiratensziffern bei. Interessant ist die geschlechtspezifische Wiederheiratsquote: Vor 1989 sind Männer häufiger wieder verheiratet als Frauen. Ab 1991 kehrte sich dieses Ver-

hältnis um. Insgesamt ist die Wiederheiratsquote beider Geschlechter von 17% bzw. 16% im Jahr 1974 auf 23% bzw. 24% im Jahr 1996 gestiegen. Wenn die Wiederheirat vor allem Männer und Frauen mit Kindern betrifft, ist „die Ehescheidung nämlich nur eine ‚Vertragskündigung‘ an den Ehepartner, keine Auflösung der Familie. (...) Das Ehesystem kann sich also in unserer Gesellschaft auflösen, das Eltern-Kind-System nicht“ (Nave-Herz 1998, S. 305).

Tabelle 15: Familienformen nach Anzahl der Kinder unter 18 Jahren¹ (in 1.000)

Jahr	Insgesamt (%)	Kinderzahl			
		1	2	3	4 und mehr
1975	8 784 (100)	4 007 (45,6)	3 082 (35,0)	1 137 (12,9)	558 (6,4)
1980	8 408 (100)	4 149 (49,3)	3 029 (36,0)	894 (10,6)	336 (4,0)
1985	7 338 (100)	4 052 (55,2)	2 518 (34,3)	596 (8,1)	171 (2,3)
1989	6 915 (100)	3 697 (53,5)	2 452 (35,5)	604 (8,7)	161 (2,3)
1991	9 403 (100)	4 823 (51,3)	3 539 (37,6)	812 (8,6)	229 (2,4)
1993	9 486 (100)	4 820 (50,8)	3 577 (37,7)	858 (9,0)	230 (2,4)
1996	9 446 (100)	4 753 (50,3)	3 571 (37,8)	872 (9,2)	249 (2,6)
1997	9 451 (100)	4 794 (50,7)	3 541 (37,5)	866 (9,1)	249 (2,6)

¹ bis 1989: alte Bundesländer; ab 1991 Gesamtdeutschland

Quelle: Statistisches Bundesamt.

Nimmt man die Kinder als wichtigen Auslöser für die Familiengründung, dann ist die Familienform nicht pluralistisch, sondern homogen geworden, weil Kinder häufig in Ein- oder Zwei-Kinder-Familien aufwachsen und Drei- und Mehr-Kinder-Familien heutzutage selten sind. Wie Tabelle 15 zeigt, belegen die Daten „bis heute noch eine Dominanz des Kinderwunsches nach mindestens zwei Kindern. Es kann daher nicht von einem Trend zur Ein-Kind-Familie gesprochen werden. (...) Man kann davon ausgehen, dass es sich bei dem zweiten Kind häufig um ein ‚Kind für das Kind‘ handelt. Mehr als zwei Kinder bleiben allerdings voraussichtlich auch in Zukunft die Ausnahme (Grundmann/Huinink 1991, S. 534f.).

Tabelle 16: Die Erwerbstätigkeit von Frauen mit Kindern unter 18 Jahren¹ (in 1.000)

Jahr	Erwerbstätige Frauen	mit Kindern unter 18 Jahren	Kinderzahl		
			1	2	3 und mehr
1974	9 517	3 531 (37,1)	1 816 (51,4)	1 115 (31,6)	600 (17,0)
1980	10 082	3 547 (35,2)	1 946 (54,9)	1 178 (33,2)	422 (11,9)
1985	10 347	3 106 (30,0)	1 898 (61,1)	964 (31,0)	243 (7,8)
1989	10 656	4 351 (40,8)	2 361 (54,3)	1 533 (35,2)	457 (10,5)
1991	15 499	7 384 (47,6)	3 810 (51,6)	2 854 (38,7)	720 (9,7)
1993	15 043	7 069 (47,0)	3 634 (51,4)	2 744 (38,8)	691 (9,8)
1996	15 234	7 071 (46,4)	3 564 (50,4)	2 814 (39,8)	693 (9,8)
1997	15 223	7 045 (46,3)	3 521 (50,0)	2 819 (40,0)	705 (10,0)

¹ bis 1989 alte Bundesrepublik; ab 1991 Gesamtdeutschland

Quelle: Statistisches Bundesamt.

Inzwischen ist ein Wandel der Frauenrolle innerhalb des Familienlebens zu beobachten. Dabei tritt die gleichzeitige Orientierung auf Beruf und Familie in den Vordergrund – eine Entwicklung, die sich im Anstieg der Müttererwerbstätigkeit von 37% im Jahr 1974 auf 46% im Jahr 1997 widerspiegelt.

Im Jahr 1985 arbeiteten 30 Prozent der Frauen mit Kindern im erwerbstätigen Alter. Die Quote steigerte sich bis zum Jahre 1989 auf 40,8 Prozent. Während der tertiäre Sektor ein rapides Wachstum verzeichnete, stiegen die Erwerbstätigenziffern der Frauen mit Kindern an. Dieser Anstieg um ca. 10 Prozent (von 37,1% 1987 auf 46,3% im Jahr 1997) bei den Frauen mit Kindern deutet auf einen Wandel in der Erwerbsbeteiligung der Frauen hin. Die Erwerbstätigkeit von Frauen ist unabhängig von ihrem Qualifikationsniveau; sie hängt vielmehr von ihrem Familienstatus ab. Es wird sichtbar, dass Mütter mit weniger Kindern verstärkt erwerbstätig sind, da sich Familien- und Erwerbsarbeit eher vereinbaren lassen. Somit kann leicht prognostiziert werden, dass die Geschlechtsrolle und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sich seit den 1970er Jahren nur unwesentlich gewandelt haben. Aus diesem Grund haben Koppetsch/Burkart (1999) festgestellt, dass die Lebensführung (einschließlich Erwerbstätigkeit) von Frauen entscheidend durch deren soziale Milieuzugehörigkeit geprägt ist.

In den vergangenen 20 Jahren hat in Deutschland ein demografischer Wandel der Familienstruktur stattgefunden. Die nichteheliche Lebensgemeinschaft mit Kindern, die Ein-Eltern-Familie, die Wiederverheiratung sowie die Erwerbstätigkeit der Frauen mit Kindern haben einen quantitativen und qualitativen Wandel erfahren. Die statistischen Daten belegen, dass die Institutionen Familie und Ehe nicht zerfallen, sondern noch stabil verbreitet sind. Bezogen auf alle Familienformen weisen 83% aller Eltern-Familien eine formale Eheschließung auf (Nave-Herz 1994, S. 15), d.h., die Ein- und Zwei-Kind-Familie ist weiterhin quantitativ die dominante Form geblieben. Somit lässt sich feststellen, dass die kindliche Entwicklung immer noch in bedeutendem Maß durch die Institution Familie geprägt wird.

Der demographisch-familiale Wandel ist historisch weder einzigartig noch neu. Im Übergang von der ständischen Gesellschaft zur Industriegesellschaft oder nach dem 2. Weltkrieg hat der Familienbildungsprozess jeweils einen stärkeren Wandel erfahren als in der Gegenwart. In jenen Zeiten haben Menschen entsprechend dem gesellschaftlichen Wandel angemessene familiäre Lebensformen entwickelt. „Im Zeitlauf kann es zu einem Wechsel von einer zur anderen Familienform kommen, sogar zum mehrfachen Wechsel, z.B. wird aus einer Eltern-Familie eine Mutter- oder Vater-Familie, schließlich eine erneute Eltern-Familie, wobei diese Eltern-Familie durch Stiefelternschaft gekennzeichnet ist, evtl. sogar zudem durch Stiefgeschwisterschaft“ (Nave-Herz 1994, S. 7). Bedingt durch den gesellschaftlichen Wandel haben Menschen immer wieder ihr Familienleben ihren Umständen angepasst. Dieser Wandel der Familie ist seinerseits ein Teilprozess des gesellschaftli-

chen Wandels. Das rapide Wachstum des tertiären Sektors, die Bildungsexpansion und die Maßnahmen des Wohlfahrtsstaates üben auch Einfluss auf den heutigen Familienbildungsprozess aus. In diesem Sinn hängen die pluralisierten Lebensformen auch eng mit der sozialen Ungleichheit zusammen. Insofern wird die Familienbildung heutzutage kaum wegen der Zunahme des Wohlstandes und der individuellen Freiheit bzw. Selbstverwirklichung zerfallen. Vielmehr passen sich Menschen gezielt dem Wandel der Sozialstruktur an.

Die Veränderung der pluralisierten Lebensformen kann also kaum als unbewusste Anpassung an den gesellschaftlichen Wandel angesehen werden, sondern stellt vielmehr eine bewusste individuelle Entscheidung unter von außen bestimmten individuellen Bedingungen dar. Daher kann leicht diagnostiziert werden, dass sich Menschen auf Grund dieser äußeren Zwänge für verschiedene Lebensformen entscheiden. Tatsächliche Drei-Generationen-Familien waren in der historischen sozialen Realität sehr selten. In der vorindustriellen Gesellschaft war diese Familienform „wegen der schlechten ökonomischen Lage der breiten Bevölkerung, wegen des relativ hohen Heiratsalters sowie der damaligen geringen Lebenserwartung ... selten“ (Nave-Herz 1998, S. 296). Nach dem 2. Weltkrieg ist diese Familienform in Westeuropa bedeutungslos geworden. Zu Beginn der 1960er Jahre hatte die Zwei-Generationen-Familie bzw. die bürgerliche Kernfamilie in Deutschland ihre Blütezeit als vollständige Familienform. Aus diesem Grund hat Peuckert (1991, S. 9) betont, dass „die gegenwärtigen familialen Veränderungen vor dem Hintergrund einer historisch einmaligen Situation gesehen werden müssen“. Damit entsteht in Deutschland gegenwärtig der familiale Idealtyp der ‚partnerschaftlichen Familie‘. Das bedeutet nicht, dass der vorherige Idealtypus ‚bürgerliche Familie‘ seine Bedeutung verloren hat. Darüber hinaus hat der neu entstandene Idealtyp der ‚partnerschaftlichen Familie‘ in der Realität ein Problem: Die Idee der Partnerschaft ist zwar grundsätzlich vorhanden, aber ihre Durchsetzung im alltäglichen Leben ist problematisch.

Der Entscheidungskonflikt – Berufsorientierung versus traditionelle Familienorientierung – ist von der familialen Situation abhängig, die ihrerseits eng mit dem gesellschaftlichen Wandel zusammenhängt. Die befristete kinderlose Partnerschaft hat ihren Grund in einem speziellen Wandel in einem gesellschaftlichen Teilsystem. Denn das Bildungs-, das politische und das Berufssystem haben sich während der vergangenen 30-40 Jahre vor allem für Frauen grundlegend verändert. Dadurch konnten diese sich beruflich engagieren. Wäre die Konfliktlösungsstrategie der befristeten Kinderlosigkeit anzutreffen, dann hätte „die nichteheliche Lebensgemeinschaft also die Ehe und Familie nicht verdrängt, sondern nur wieder – wie in der Vergangenheit – in ein höheres Lebensalter verschoben. (...) Die nichteheliche Lebensgemeinschaft stellt in Deutschland überwiegend eine neue Daseinsform während der Postadoleszenz dar und ist als neuer Systemtyp beschreibbar“ (Nave-Herz 1998, S. 304). Schließlich lässt sich betonen, dass von

außen bestimmte Bedingungen nach wie vor die individuelle oder familiäre Entscheidung beeinflussen, wenn auch der gesellschaftliche Wandel die individuellen Handlungsoptionen erweitert (Frauenerwerbstätigkeit, Nichteheleiche Lebensgemeinschaft, usw.) und allgemein die Tendenz der Entkoppelung der alltäglichen Lebensführung von der schichtenspezifischen Mentalität postuliert wird.

3.3 Die gegenwärtige Sozialisationsforschung

Die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Wandel und familialer Sozialisation ernst genommen. Nach dem 2. Weltkrieg untersuchte sie, zunächst ausgehend von der Berufsposition des Hauptnährers, die Bedeutung der sozialen Herkunft für die kindlichen Entwicklungschancen. In diesen Untersuchungen bewies sie, dass die soziale Herkunft die Realisierungsmöglichkeiten der kindlichen Entwicklung beeinflusst. Auch hat sich die schichtenspezifische Sozialisationsforschung auf aktuelle bildungspolitische Forderungen bezogen. Ihre Argumentation hat kontinuierlich nicht nur zur Analyse des gesellschaftlichen Zusammenhangs (Zirkulation der Schichtenstruktur: vgl. Rolff 1967), sondern auch zur Kritik der politisch verdeckten Ideologie geführt, die dem Leistungsprinzip zu Grunde liegt. So kommt sie zu dem Ergebnis, dass die Teilnahme des Kindes am Bildungssystem nach der Berufsposition des Vaters selektiert und dieses System entsprechend zum Berufserwerbsprozess beiträgt.

Weiter beteiligte sich die Sozialisationsforschung an der Debatte, ob das Bildungssystem die benachteiligten Kinder kompensieren kann: Gelänge den Erziehern im Bildungssystem die Kompensation durch Stimulation der kognitiven Wahrnehmung, dann wäre die familiäre Sozialisation für den späteren Berufserwerbsprozess weniger wichtig als die schulische Sozialisation (Oevermann 1969). Dann könnte das Kind seine soziale Position unabhängig von den Bedingungen der Herkunftsfamilie finden. Dagegen betonen einige Autoren (vor allem Bernstein 1971) in dieser Debatte, dass die Schule kaum zur Überwindung der defizitären Entwicklung eines Arbeiterkindes beiträgt. Damit gehen die Vertreter der Defizit-These davon aus, dass die kindliche Entwicklung ihre entscheidende Prägung nach wie vor durch die familiäre Sozialisation auf Grund der etablierten Kommunikation erhält.

Vor diesem theoretischen und empirischen Hintergrund hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung auch den in der Industriegesellschaft durch Verwissenschaftlichung und Technisierung eingetretenen gesellschaftlichen Wandel wahrgenommen. So hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung (v.a. Steinkamp 1974; Bertram 1981) gegen die schulische Kompensationsthese ihre These vorgeschlagen, wonach zugeschriebene (nicht erworbene) Kriterien der Herkunftsfamilie kontinuierlich eine erhebliche Rolle beim Schulerfolg und im Berufserwerbsprozess spielen. Sie hat betont, dass die intervenierende Bildungs-

politik bisher ihrem Ziel nicht näher gekommen ist. Daher unterzog die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung in ihrer Analyse die Behauptung einer kompensatorischen Wirkung schulischer Sozialisation einer ideologiekritischen Betrachtung (Steinkamp 1974). Hier bleibt jedoch offen, ob die familiäre Sozialisation nur die soziale Reproduktion erzeugt, anders gesprochen: ob sie wirklich soziale Mobilität verhindert. Um dieser Frage nachzugehen, hat sich die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung mit den ungleichheitsrelevanten Ressourcen der familialen Sozialisation, der familialen Interaktion- und Kommunikationsstruktur (Eltern-Kind-Beziehung) sowie der kindlichen Entwicklung beschäftigt. Aber die soziologische Debatte um die Kompensations- und die Defizit-Hypothese blieb offen. Bertram betont, dass Kompensation in Bezug auf die familiäre Klimaänderung durch die kognitive Rationalität der Erzieher (hier: Eltern) möglich ist. Dagegen betonen Steinkamp und Stief, dass der Einfluss der Sozialstruktur über die Mentalität der Eltern in deren Erziehungsstil übertragen wird. Deshalb gelingt auf der Basis der kognitiven Rationalität der Eltern auch kaum die Überwindung einer defizitären Entwicklung eines Arbeiterkindes.

Die Gesellschaft verändert sich fortdauernd. Die sichtbarsten gegenwärtig Änderungen finden statt in Gestalt der Steigerung der Produktivität, der zunehmenden Kapitalakkumulation, der rapiden Zunahme des Dienstleistungssektors, der Krise des Wohlfahrtsstaates, der kontinuierlichen Bildungsexpansion und der Pluralisierung der familialen Lebensformen. Ulrich Beck, einer der prominentesten Autoren, die sich mit dem gesellschaftlichen Wandel beschäftigen, hat auf Grund dieses den Begriff der Zweiten Moderne geprägt. Er betont (1997, S. 205), dass die soziale Ontologie kultureller Unterschiede als Merkmale der ersten Moderne ihre Bedeutung verloren gegangen ist. Als wichtigstes Phänomen am Ende der sozialen Ontologie hat er (1983, S. 36) festgestellt, dass „durch Niveaueverschiebungen (Wirtschaftsaufschwung, Bildungsexpansion usw.) subkulturelle Klassenidentitäten zunehmend weggeschmolzen, ‚ständisch‘ eingefärbte Klassenlagen enttraditionalisiert und Prozesse einer Diversifizierung und Individualisierung von Lebenslagen und Lebenswegen ausgelöst wurden, die das Hierarchiemodell sozialer Klassen und Schichten unterlaufen und in seinem Realitätsgehalt zunehmend in Frage stellen“. Weiter schreibt er (1997, S. 206), dass in der zweiten Moderne „die mit der Industriegesellschaft entstandenen, klassischen Identitäten und Rollen von Männern und Frauen zugleich in ihren Grundlagen erschüttert, aufgelöst und abgewandelt revitalisiert werden. Das kommt beispielsweise darin zum Ausdruck, dass Männer Elemente von Frauenrollen und Frauen Elemente von Männerrollen adaptieren und abwandeln, aber dabei gleichzeitig sich an die Bruchstücke ihrer naturalen Identität klammern und diese neu ausbauen und inszenieren“.

Als Ende der sozialen Ontologie kann man leicht erkennen, dass sich neue Identitäten ausbilden, die nicht mehr durch die Herkunftsfamilie erzeugt werden, und neue Individualisierungsprozesse, die nicht mehr mit der sozialen Ontologie

zusammenhängen. In Bezug auf die neuen Individualisierungsprozesse geht eine Strömung der Kindheitsforschung davon aus, dass Kinder sich ohne Berücksichtigung der Herkunftsfamilie selbst sozialisieren und individualisieren. Das eigene Leben des Kindes wird zum alltäglichen Handlungs-, Inszenierungs- und Selbstdarstellungsproblem (Bastelbiographie). Und in Bezug auf die neuen Identitäten diskutiert die heutige Sozialisationsforschung auch über das Verschwinden der traditionellen Erziehungsziele der Eltern, das sich insbesondere im allgemeinen Autoritätsverfall manifestiert.

Gegen die auf Becks These fußende Kindheitsforschung setzt die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung ihre *These von der fortdauernden Bedeutung der Familie*. Mit dieser Erkenntnis setzt sie ihrerseits voraus, dass die Sozillage und das Sozialisationsmilieu nach wie vor für die kindliche Entwicklung entscheidend sind. Aus diesem Grund diskutiert die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung darüber, dass Kinder sich selbst mit Hilfe ihrer elterlichen Erziehung im Rahmen ihrer Sozillage und Sozialisationsmilieu entwickeln und individualisieren. Dafür untersucht die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung den biographischen Entwicklungsablauf in der aktuellen Sozillage und dem Sozialisationsmilieu. Daran ist interessant, in welcher Art und Weise die alltäglichen Bewältigungsfähigkeiten des Kindes – von der Milieuzugehörigkeit oder vom familialen Kommunikationsklima zwischen Eltern und Kindern – ausgeformt werden. Insofern ist die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung kontinuierlich zu einem bedeutenden Zweig der gegenwärtigen Sozialisationsforschung in Deutschland geworden.

3.3.1 Kindheitsforschung

Scarr (1992, S. 10) betont auf Grund seines Untersuchungsergebnisses, dass „elterliche Unterschiede hinsichtlich ihres Erziehungsstils, ihrer sozialen Schichtzugehörigkeit und ihres Einkommens geringe Effekte auf messbare Unterschiede in der Intelligenz, den Interessen und der Persönlichkeit bei ihren Kindern haben“ und dass Kinder sich selbst sozialisieren und ihre kognitiven Fähigkeiten erwerben. Auf Grund der Bedeutung dieser subjektiven Fragestellung hat sich in Deutschland seit Mitte der 1980er Jahre die „Kindheitsforschung“ etabliert. Auf ihrem 27. Kongress (1995) in Halle hat die Deutsche Gesellschaft für Soziologie schließlich eine eigenständige Arbeitsgruppe „Soziologie der Kindheit“ eingerichtet. Die Soziologie der Kindheit versteht sich als Gegenprogramm zur Sozialisationsforschung. Im Gegensatz zu traditionellen sozialstrukturellen Sozialisationsforschungen, in deren Brennpunkt die schichtenspezifische Sozialisationsforschung stand, thematisiert die gegenwärtige Kindheitsforschung „Kind“ als privates Sein und „Kindheit“ als gesellschaftlichen Status (Aging-Struktur oder Aging-Stratifikation) bzw. die „Struktur des Lebenslaufs“ oder die „Institutionalisierung der Verzeitlichung des Lebens“ (Kohli 1991, S. 310). So setzt die Kindheitsforschung entscheidend vor-

aus, dass das biographische Prinzip als individuell rationale Erfahrung (Kind) in die zeitlich gegebene Struktur (Kindheit) eingeführt wird.

Die Kindheitsforschung (Markefka/Nauck 1993) konzentriert sich auf die kindliche Sozialisation („Selbstsozialisation“). Die Kinder mit ihren biographisch subjektiven Fahrplänen bewegen sich im historisch vorgegebenen Kontext der gesellschaftlich aktuellen Definition von Kindheit (Makroebene). Dies beinhaltet zunächst die Vorstellung, dass Kindheit in einem permanenten gesellschaftlichen Prozess geschaffen und rekonstruiert wird und in diesem Prozess ihre spezifischen Handlungsmerkmale erhält, die das alltägliche Leben von Kindern und ihre jeweiligen Lebenswelten prägen und gestalten. Auf diese Weise hängt der kindliche Status mit der Entwicklung der ökonomischen, sozialen und kulturellen Meta-Struktur der Gesellschaft zusammen.

Daneben geht die Kindheitsforschung davon aus, dass „kindliche Entwicklung“ zeitlich nicht als Normalbiographie wie „Jugend“ oder „Generation“, sondern als „Bastel-Biographie“ dargestellt wird. Die Entwicklung des kindlichen Lebens bzw. der kindliche Lebenslauf folgt wie im Fall der Erwachsenen den Ergebnissen der rationalen und reflexiven Erfahrungen in unterschiedlichen Handlungsfeldern. Durch seine rationalen Erfahrungen wird das Kind befähigt, sein Leben selbst zu gestalten. Sein Charakter wird durch seine Lebensereignisse geprägt. War sein Charakter ehemals durch seine schicksalhafte Zugehörigkeit zu einer Klasse oder Schicht determiniert, so sind es heute individuelle Ereignisse, die auf Grund seiner eigenen Verantwortung passieren, sei es die schulische Leistung, das Ergebnis in Prüfungen usw. Solche Ereignisse werden individuell, häufig genug auch sehr überraschend, an unterschiedlichen biographischen Stationen erlebt und dementsprechend nicht mehr als Kollektivschicksal interpretiert.

Im Hinblick auf das Gegenprogramm der traditionellen Sozialisationsforschung verzichtet die Kindheitsforschung auf die Formulierung der ontologisch (familiär) bedingten Abhängigkeit der Kinder. Darüber hinaus steht die Kindheitsforschung anders als die traditionelle Sozialisationsforschung „dem Bündnis der drei Disziplinen Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaft gegenüber“ (Zinnecker 1996, S. 33). Sie behauptet, „Sozialisation sei generell ein veraltetes Wissenschaftsparadigma“ (Zinnecker 1996, S. 36). Damit versucht die Kindheitsforschung einen Paradigmenwechsel. Dieser Paradigmenwechsel geht von einer antipädagogischen Grundposition aus. Diese „äußert sich darin, dass man ‚Vorbildern‘ und ‚Lernen am Modell‘ zunehmend weniger vertraut; dass moderne Eltern statt Kinder zu erziehen lieber ‚mit Kindern leben‘ möchten; dass man vermehrt Heranwachsenden statt Erwachsenen zukunftsweisende Kompetenzen zuschreibt (z.B. im elektronischen Bereich, bei Medien oder in Umweltfragen); dass gesellschaftlicher Dissens über pädagogische Zielsetzungen und Verfahrensweisen besteht, so dass man im Zweifelsfall erzieherisch gegeneinander arbeitet oder

darauf verzichtet, solche Zukunftsziele pädagogisch zu vertreten“ (Zinnecker 1996, S. 45).

Die Kindheitsforschung als Gegenparadigma zur Sozialisation findet sich in beiden Forschungsrichtungen. *Zum einen* lässt sich von einer akteurs- bzw. lebensweltorientierten Kinderforschung sprechen. Diese legt ihren Schwerpunkt auf den Alltag und die Kultur der Kinder (alltägliches Kinderleben). Ihre wichtigen Themen beziehen sich auch auf das Problem der kindlichen Entwicklung, das um das sozialräumliche Verhalten von Kindern, ihre Freizeitaktivitäten und sozialen Beziehungen zentriert ist⁵. Diese Kinderforschung hat ihr methodisches Design von der Lebenslaufforschung und der feministischen Forschung, nicht aber von der traditionellen Sozialisationsforschung übernommen. Zunächst wählt sie die Institutionen für die teilnehmende Beobachtung. Diese Beobachtungen beziehen sich oftmals auf die Gleichaltrigen-Interaktion in einem Kindergarten oder einer Schulklasse. Innerhalb dieser Institution konzentriert sich diese Forschung auch auf die sozialen Interaktionen, die aber nicht diejenigen zwischen Erzieher (Lehrer) und Kindern, sondern auf diejenigen, die zwischen den Kindern stattfinden. „Die räumlich anwesenden und mit den Kindern interagierenden Pädagogen und Pädagoginnen bleiben aber kunstvoll aus dem Fokus der Forschung ausgeklammert“ (Zinnecker 1996, S. 48). Diese Forschung untersucht nämlich die sozialen Handlungsregeln zwischen Gleichaltrigen – nicht etwa diejenigen im alltäglichen Umgang von Kindern mit Erwachsenen.

Zum anderen lässt sich von einer sozialstrukturellen Kindheitsforschung⁶ sprechen. Diese untersucht Kinder als Bevölkerungsgruppe und fasst die Kindheit als Institutionalisierung eines kulturellen Musters der Kinder sowie unter dem Gesichtspunkt einer generationalen Ordnung des Sozialen (Honig u.a. 1996, S. 21). In Anlehnung an Konzepte und Ansätze der feministischen Sozialwissenschaft hat die Kindheitsforschung darauf hingewiesen, dass die Kindheit vom Lebensalter der Jugend zu unterscheiden sei wie auf ähnliche Weise ‚Gender‘ (Geschlechtszugehörigkeit als soziales Konstrukt) von ‚Sex‘ (körperliches Geschlecht). „Analog zur Analyse der Geschlechterverhältnisse kann mit dieser Unterscheidung prinzipiell die asymmetrische Relation Kind/Erwachsener als grundlegendes gesellschaftliches Strukturierungsprinzip verstanden und u.a. als Machtbeziehung thematisiert werden“ (Honig u.a. 1996, S. 21f.). Deshalb steht die strukturbezogene Kindheitsforschung insbesondere einer Sozialpolitik für das Kind nahe. Sie thematisiert die Rechte der Kinder und arbeitet ihre historischen Entwicklungslinien im Rahmen der Modernisierung der Kindheit heraus. Kindheitsforschung „orientiert sich am Modell politischer Bürgerrechtsbewegungen. Ihnen geht es um die

5 Bekannte Vertreter in Deutschland sind die Arbeitsgruppen um Manuela de Bois-Reymond, Peter Büchner und Heinz-Hermann Krüger, Lothar Krappmann und Hans Oswald sowie Hartmut und Helga Zeiher.

6 Bekannte Vertreter in Deutschland sind Petra Buhr und Angelika Engelbert, Hans Bertram und Bernhard Nauck.

Freisetzung der Kinder aus fürsorglichen und bevormundenden Abhängigkeiten. Kinder sind danach eine soziale Minderheit, die allgemein unter der Erwachsenen-Mehrheit, speziell aber unter pädagogischer Patronage zu leiden hat. Für sie macht es daher grundsätzlich keinen Sinn, wenn z.B. Kindheitssoziologie ... unter dem Sektions-Etikett ‚Bildungs- und Erziehungssoziologie‘ firmiert. (...) Die Einnahme einer bürgerrechtlerischen Position hat interessante Konsequenzen für die wissenschaftliche Definition des Kindheitsstatus“ (Zinnecker 1996, S. 46).

Der Ausgangspunkt der sozialstrukturellen Kindheitsforschung beginnt mit der Gegenüberstellung zwischen Staat und Kind. Somit konzentriert sich diese Kindheitsforschung darauf, die reflexive Veränderung aus der politischen und rechtlichen Metastruktur abzuleiten. So vernachlässigt die sozialstrukturelle Kindheitsforschung auch wie die lebensweltorientierte das Vermittlungsprinzip (d.h. familiäre oder schulische Sozialisation), weil sie den direkten Einfluss politischer Maßnahmen auf die kindliche Entwicklung betont. Denn die Kindheitsforschung kann leider den Einfluss der Vermittlungsinstitution zwischen Gesellschaft und Kindern kaum erklären, obwohl die vermittelnde Institution unbedingt ein wichtiges Mittel für die kindliche Entwicklung ist. Deswegen verzichtet die Kinderforschung auf die Rolle des Erziehers. In erster Linie interessiert sich diese Forschung für die aktiven Verhaltensweisen und Erfahrungen des Kindes. Und sie geht davon aus, dass die durch den spielerischen Umgang der kindlichen Generation mit ihrer Umwelt hervorgebrachten sozialen Probleme durch politische Maßnahmen überwunden werden können. Damit scheint die Kindheitsforschung zu betonen, dass die Familie, in deren Rahmen fast alle Kommunikationen und alltäglichen Beziehungen stattfinden, ihrer Sozialisationsfunktion verlustig geht. Und obwohl die deutsche Gesellschaft als (post)industrielle Gesellschaft immer noch durch eine hierarchische Schichtenstruktur gekennzeichnet ist, erkennt die Kindheitsforschung nur eine geringe Bedeutung von Klasse, Schicht oder Soziallage.

3.3.2 Veränderung der Erziehungsziele

Viele Autoren der Sozialisationsforschung scheinen davon auszugehen, dass durch den gesellschaftlichen Wandel ungleichheitsrelevante und den Eltern gemeinsame Erziehungsziele verschwinden. Einige Autoren (Beck-Gernsheim 1990, S. 168; Beck 1997) gehen davon aus, dass es durch reflexive Modernisierung im Erziehungsklima von Arbeiterfamilien zu Veränderungen gekommen ist, dass elterliche Erziehungsziele sich geändert haben und Einstellungen wie die Neigung zu Zwang, Ordnung, Liebesentzug usw. in Arbeiterfamilien verschwunden sei. Die Erziehungsziele der Eltern hätten sich demnach ohne Unterschiede nach Klassen und Schichten zur reflexiven Selbstständigkeit hin gewandelt.

Diese Autoren gehen weitgehend von einem radikalen Wandel der Familien aus. Hohe Scheidungsziffern, der Rückgang der Kinderzahl, die Ausbreitung au-

berelicher Lebensgemeinschaften, Müttererwerbstätigkeit usw. bewirken, dass die Familien sich radikal von Notgemeinschaften zur Wahlverwandtschaft⁷ (Beck-Gernsheim 1994, S. 120) umgestalten. „Die Familie verlor ihre Funktion als Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft, statt dessen begann ein neues Verhältnis“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 121). Wenn die Familie ihre eigene Funktion als Ort und Organisatorin von Solidarität nicht erfüllen könne, könnten Eltern keine gemeinsame Wertorientierung aufbauen. Immer mehr Frauen lösen sich in vielen Bereichen – Bildung, Beruf, Familienzyklus, Rechtssystem usw. – aus der Abhängigkeit von ihren Männern. Sie werden auf Selbstständigkeit und Selbstversorgung verwiesen: „Frauen entwickeln heute zunehmend Erwartungen, Wünsche, Lebenspläne, die nicht mehr allein auf die Familie bezogen sind, sondern ebenso auf die eigene Person. Sie planen, zunächst einmal im ökonomischen Sinn, ihre eigene Existenzsicherung und verstehen sich zunehmend auch mit eigenen Interessen und Rechten, Zukunftsplänen und Wahlmöglichkeiten“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 122f.). Durch die Individualisierung der Frauen, die ihren traditionellen Lebensrhythmus tendenziell auflöst, müssen immer mehr Frauen nicht nur ihre Biographie (die Bastel-Biographie), sondern auch ihre Erziehungsziele selbst herstellen und inszenieren.

In Anbetracht des gesellschaftlichen und familialen Wandels verfolgen Frauen nicht die Erziehungsziele, die sie mit ihrem Mann gemeinsam ausgebildet haben, sondern arbeiten nun selbst am Informationserwerb für ihre Kinder. Mütter sollen „möglichst Mini-Experten sein, was Kinder betrifft. Denn als Resultat der einschlägigen Fortschritte in Pädagogik, Psychologie, Medizin steht immer mehr Wissen zur Verfügung“ (Beck-Gernsheim 1990, S. 170). Als gute Mutter gelten nun die Frauen, die sich dieses Wissen zum Wohle des Kindes aneignen. Die Mütter als Erzieherinnen müssen sich auf allen Seiten nach dem Gebot bestmöglicher Förderung des Kindes informieren: vom Fernsehen über Zeitschriften bis zur Schule. Nicht-Beachtung der kindlichen Bedürfnisse führt zu irreversiblen Schädigungen und einem Mangel an kindlicher Entwicklung, vor allem zu Leistungsversagen. Auch hier führt wieder die Verweigerung der Informationsarbeit der Mutter zu Problemen des Kindes, weil Kinder zu oft mit ihrer neuen Innerlichkeit auf den gesellschaftlichen Wandel reagieren, indem sie die traditionellen Perspektiven aktiv ablehnen und stattdessen eine neue Lebensform zu prägen suchen. Zusammenfassend führt der neue Individualisierungsprozess dazu, dass Eltern kein gemeinsames Erziehungsziel mehr für ihre Kinder ausbilden. Es gibt nur die aktive Informationsarbeit der Frauen, um die bestmögliche Förderung ihrer Kinder zu erzielen.

Aber dieser Ansatz litt unter einem gravierenden Mangel: Es gibt keine repräsentativen Daten darüber, wie die zunehmende Individualisierung und Pluralisierung

7 Wilkinson (1997, S. 98) schreibt, dass auf Grund der modernen Wahlfreiheit eine Verschiebung von der ‚Ehe als Institution‘ zur ‚Ehe als Beziehung‘ stattgefunden habe.

der Lebensweisen auf den elterlichen Wertewandel wirkt. Viele Untersuchungen (Fthenakis 1984, 1985; Parcel/Menaghan 1994) belegen immer noch die Tatsache, dass der Vater seine Rolle nicht nur als Hauptnährer, sondern auch als Helfer für die Entwicklung seiner Kinder außer- und innerfamilial ausfüllt. Und gegen die Annahme vom Verschwinden der gemeinsamen Wertorientierung der Eltern beziehen sich einige Autoren (Gensicke 1994, 1996; Klages 1993; Reuband 1995) auf die historische Veränderung der gemeinsamen Erziehungsziele der Eltern.

Gensicke (1996) hat die Erforschung der historischen Veränderung der Erziehungsziele in der westdeutschen Bevölkerung eingeleitet. Er geht vom direkten Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Situation und den elterlichen Erziehungszielen aus. Er bezieht sich darauf, wie sich drei Erziehungsziele – „Ordnungsliebe und Fleiß“, „Selbstständigkeit und freier Wille“ sowie „Kontrolle“ – während der letzten 50 Jahren in Westdeutschland verändert haben. Er geht zunächst davon aus, dass die deutsche Gesellschaft bis in die 1960er Jahre hinein unter ökonomischer Knappheit litt. Unter dieser gesellschaftlichen Situation mussten alle Familien nicht nur sparsam wirtschaften, um für ihre eigene Zukunft und ihre Kinder vorzusorgen. Somit hatte das elterliche Erziehungsziel „Ordnungsliebe und Fleiß“ eine klare Priorität. Im Lauf der zweiten Hälfte 1960er Jahre gewann das Erziehungsziel „Selbstständigkeit und freier Wille“ durch das Aufkommen der antiautoritären Pädagogisierung die Oberhand. „1969 hatte das Erziehungsziel ‚Selbstständigkeit und freier Wille‘ mit 45 Prozent mit ‚Ordnungsliebe und Fleiß‘ gleichgezogen; 1974 wurde es mit 53 Prozent von mehr als der Hälfte der Westdeutschen vertreten. In den siebziger Jahren boten sich beide Optionen ein Kopf-an-Kopf-Rennen, das in den achtziger und den neunziger Jahren mit einer Zweidrittelmehrheit zu Gunsten der Liberalität entschieden wurde“ (Gensicke 1996, S. 11). Lukesch (1996, S. 161) stellt auch fest, dass „das Erziehungsziel ‚Ordnungsliebe und Fleiß‘ seit etwa 1970 zu Gunsten des Zieles ‚Selbstständigkeit und freier Wille‘ an die zweite Stelle gedrängt worden ist; ‚Gehorsam und Unterordnung‘ waren im Zeitvergleich immer drittrangig“. Das heißt, dass „Eltern ihre Erziehungsaufgaben anders als früher wahrnehmen“ (Lukesch 1996, S. 162).

Entgegen der Annahme vom direkten Einfluss der gesellschaftlichen Situation auf die elterlichen Erziehungsziele gehen die Autoren der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung vom Zusammenhang zwischen mehrdimensionalen Lebensbedingungen einer Familie und den elterlichen Erziehungszielen aus. Dafür gibt es einige sehr interessante Untersuchungen. Sie haben gezeigt, dass Klasse oder Schicht kontinuierlich mit den elterlichen Erziehungszielen zusammenhängen (Fauser 1985; Feldkircher 1994). Diese Autoren versichern, dass eine selbst- bzw. eine fremdbestimmte Werthaltung der Eltern in engem Zusammenhang mit ihrer sozialen Schichtzugehörigkeit steht. Feldkircher (1994) konzentriert sich auf die historische Veränderung der beiden Erziehungsziele (Selbstbestimmung und An-

passung), die in den westdeutschen Erhebungen aus den Jahren 1982 und 1992 variieren. Beide Erziehungsziele, Selbstbestimmung⁸ und Anpassung⁹, werden durch je eigene Items repräsentiert. Er legt seine These vor, wonach die elterlichen Erziehungsziele sowohl durch Alter als auch durch Schichtzugehörigkeit beeinflusst werden. Feldkircher spricht dem Alter eine ganz besondere Rolle als Determinante der Erziehungsziele zu. Er verweist darauf, dass „die älteren Befragten die Wichtigkeit der Items, die Erziehung zur Anpassung reflektieren, hoch bewerten, während die Jüngeren die Items, die Erziehung zur Selbstbestimmung ausdrücken, für wichtiger erachten“ (Feldkircher 1994, S. 183). Neben dem individuellen Alter, ergab Feldkirchers Längsschnittuntersuchung, spielt die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Geburtskohorte eine bedeutende Rolle hinsichtlich der Haltung zu unterschiedlichen Erziehungszielen. Demnach unterliegen die elterlichen Erziehungsziele dem Einfluss der Schichtzugehörigkeit und der väterlichen Berufsbedingungen und -erfahrungen. Feldkircher ist sich dessen sicher, dass es einen Zusammenhang zwischen Schichtzugehörigkeit, operationalisiert anhand beruflicher Arbeits-erfahrungen, und elterlichen Erziehungszielen gibt. „Ob ein Befragter Selbstbestimmungs- oder Konformitätsitems präferiert, hängt also nur indirekt von seiner Klassenposition und eher von seinen ganz individuellen tagtäglichen Erfahrungen am Arbeitsplatz ab. (...) In den unteren sozialen Klassen und Schichten begrenzt der Beruf typischerweise die Selbstbestimmung. Diese Erfahrung macht sich graduell in der Weltanschauung und damit auch in der Erziehungszielorientierung der betroffenen Personen bemerkbar. (...) Da die Dienstklasse die größte Autonomie besitzt und einer geringeren Beaufsichtigung unterliegt und da es für sie charakteristischer als für die Arbeiterklasse ist, dass ihre Mitglieder eher mit Daten und Menschen arbeiten, kann angenommen werden, dass die Berufe, die durch die Dienstklasse reflektiert werden, ein hohes Maß an Selbstbestimmung beinhalten. Bei der Arbeiterklasse ist es das genaue Gegenteil: Da für die Berufe dieser Klasse geringe Autonomie, starke Beaufsichtigung der Arbeit sowie hauptsächlich manuelle Tätigkeit charakteristisch sind, kann angenommen werden, dass sie ein geringes Maß an Selbstbestimmung mit sich bringen“ (Feldkircher 1994, S. 190f.). Er stellt also fest, dass die der Schichtzugehörigkeit entsprechenden Erfahrungen der Eltern auch ihre Erziehungsziele ausformen.

Darüber hinaus konzentrieren sich die gegenwärtigen Untersuchungen zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung weitgehend auf die Mängel der vorherigen sozialstrukturellen Sozialisationsforschung. Um diese Mängel zu überwinden, lassen sich die gegenwärtigen Untersuchungen der sozial-

⁸ Feldkircher (1994, S. 181) fasst hierunter „Menschenverstand“, „Verantwortungsbewusstsein“, „Rücksicht“, „Verträglichkeit“, „Interesse“ und „Selbstbeherrschung“ als Selbstbestimmungs-items.

⁹ Feldkircher (1994, S. 181) fasst hierunter „Gehorsam“, „Umgangsformen“, „Sauberkeit und Ordnung“, „Leistungsfähigkeit“, „gute schulische Leistungen“ und „Geschlechtsrolle“ als Anpassungs-items.

strukturellen Sozialisationsforschung an die Studien Bourdieus (1983) und Colemans (1988) über das „soziale Kapital der Herkunftsfamilie“ anlehnen. Coleman/Hoffer (1987) haben Schulabbrecher an verschiedenen High-Schools in den USA untersucht. In dieser Studie haben sie gezeigt, dass wichtige Voraussetzungen in der Familie für den Schulerfolg der Kinder nicht nur in den materiellen Ressourcen der Familie und im Bildungsabschluss der Eltern liegen, sondern auch dass das soziale Kapital der Familie hier eine zusätzliche und bedeutende Rolle spielt (vgl. Coleman 1988, S. 109). Die Besonderheit des sozialen Kapitals liegt darin, dass es in den *Beziehungen zwischen Eltern und Kindern* verankert ist und dass es wieder die kognitive Ausbildung der elterlichen Erziehungsziele beeinflusst. Das soziale Kapital der Familie wurde bei Coleman und Hoffer operationalisiert als *die Anzahl Erwachsener pro Kind in der Familie* und als *mütterliche Aufmerksamkeit, die dem Kind geschenkt wird*. Die Untersuchungsergebnisse erbrachten deutliche Zusammenhänge zwischen dem Schulabbruch und dem sozialen Kapital der Familie: Kinder aus Zwei-Eltern-Familien, Kinder ohne bzw. mit wenig Geschwistern und von Müttern, die erwarteten, dass ihre Kinder später ein College besuchen, brachen die Schule signifikant seltener ab als Kinder, für die das nicht galt (vgl. Coleman 1988, S. 111). Aber nach Coleman und Hoffer hängt das soziale Kapital einer Familie wenig mit den objektiven Berufsbedingungen und -erfahrungen und der Bildungsgrad der Eltern zusammen.

Im Vergleich dazu geht Bourdieu davon aus, dass „der Umfang Sozialkapitals, das der einzelne besitzt, demnach sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen abhängt, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von dem Umfang des (ökonomischen, kulturellen oder symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht. Obwohl also das Sozialkapital nicht unmittelbar auf das ökonomische und kulturelle Kapital eines bestimmten Individuums oder auch der Gesamtheit derer, die mit ihm verbunden sind, reduziert werden kann, ist es doch niemals völlig unabhängig davon“ (Bourdieu 1983, S. 191). Aber bei Bourdieu bezeichnet das soziale Kapital nicht die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, sondern die in den *Tauschbeziehungen* institutionalisierte gegenseitige Anerkennung in einer Gesellschaft. Bourdieu (1983, S. 192) zielt eher auf die gesellschaftlich anerkannten „Institutionalisierungsriten“ als auf die familiäre Kulturalisierung zwischen Eltern und Kindern. Deswegen lässt sich das soziale Kapital einer Familie im Zusammenhang mit sozialen und innerfamiliären Beziehungen berücksichtigen. Es handelt sich um die Persönlichkeitsformung der Eltern, die durch ihre Sozillage (vertikale, horizontale und zeitliche Faktoren der Eltern) sowie die sozial und innerfamiliär etablierten Erfahrungen ausgebildet wird. Daher werden im Fall der eines elterlichen Berufswechsels die Sozillage und die durch die sozialen und innerfamiliären Erfahrungen erworbene Persönlichkeit der Eltern im Kern erhalten bleiben.

3.3.3 Kompetenz oder Defizit

Um die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung weiter zu entwickeln, müssen sich ihre Autoren auch mit dem Einfluss der sozialen Ungleichheit auf die kindliche Entwicklung beschäftigen. Die kindliche Entwicklung hängt immer mit dem komplexen Resultat der familialen Sozillagen und den daraus resultierenden Erfahrungen der Eltern zusammen: Schicht, Arbeitslosigkeit, Bildungsniveau, kulturelle Aktivitäten, Erziehungsstile, Trennung oder Verlust eines Elternteils, Aufwachsen mit nur einem Elternteil, Wiederverheiratung usw. Diese komplexen Entwicklungsbedingungen wirken anhand der familialen Sozialisation auf die kognitive, leistungsbezogene und emotionale Entwicklung des Kindes. Häufige Veränderungen der familialen Lebensformen können eine positive Entwicklung des Kindes erschweren, da es sich immer wieder auf neue, unbekannte Lebenssituationen einstellen muss und weder das nötige Vertrauen noch eine ausreichende Verhaltenssicherheit entwickeln kann. Hier steht mein Versuch zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung wieder vor dem Problem, auf welche Art und Weise sich die familialen Lebensbedingungen einschließlich der soziokulturellen Lebensweise der Eltern auf die kindliche Entwicklung auswirken. Um diesem Problem näher zu kommen, gerieten Autoren der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung immer noch in das traditionelle Dilemma zwischen Kompetenz- und Defizit-Hypothese. Ausgangspunkt der beiden Hypothesen war die bildungspolitische Debatte und die darauf folgende Interpretation der Erzieher-Kind-Beziehungen.

In diesem Sinne setzt der Kompetenz-Ansatz voraus: Je harmonischer die Erfahrung familialer Kommunikationen (Eltern-Kind-Beziehungen) und je empathischer die Eltern von den Kindern wahrgenommen werden, desto positiver und konfliktloser finden Kinder zu einer kognitiven und sozialkognitiven Rollenübernahme und desto stärker sind sie von ihrer Selbstwirksamkeit und Problemlösungskompetenz überzeugt (vgl. Stecher 1996, S. 287). Somit liegen die Grundmotive des Kompetenz-Ansatzes weitgehend darin, dass die kognitive Entwicklung des Kindes alltäglich eher durch anregende und verständnisvolle Kommunikation sowie durch emotionale Bemühungen der Eltern beeinflusst wird als durch die sozialstrukturellen Faktoren. Dieser Ansatz ergibt sich daraus, dass die kindliche Entwicklung „nur in geringem Maße auf (schichtenspezifische) Herkunftseffekte zurückzuführen seien“ (Grundmann 1998b, S. 16). Um das Problem der schichtenspezifischen Kontextabhängigkeit der kindlichen Kompetenzentwicklung zu überwinden, schlägt Grundmann vor, die leistungsbezogene Entwicklung des Kindes von seiner Kompetenzentwicklung zu unterscheiden (vgl. Grundmann 1998b, S. 17). Nach Grundmann wird die kognitive Entwicklung primär durch familiale Sozialisationserfahrungen angeregt und sie ist in geringerem Maß von sozioökonomischen Deprivationseinflüssen betroffen als die Leistungsentwicklung: „Die kogni-

tive Entwicklung unterlag daher auch weniger einschneidenden Benachteiligungen bei Kindern aus deprivierten Milieus als die Leistungsentwicklung“ (Grundmann 1998a, S. 179). „Kognitive Fähigkeiten sind im Wesentlichen von den in den Familien vorherrschenden Kommunikationsstrukturen, dem sozialen Interaktionsklima und elterlichen Anregungspotenzialen geprägt, über die dem Kind kognitive Erfahrungsobjekte nahegebracht werden“ (Grundmann 1998a, S. 166).

„Da sich die Leistungsentwicklung primär auf situationspezifische, im schulischen Leistungskontext weitgehend sozial normierte Handlungsstrategien bezieht, dürfte diese im stärkeren Maße von den sozio-ökonomischen und sozio-kulturellen Restriktionen beeinflusst werden, unter denen Kinder in deprivierten Milieus aufwachsen. Diese Benachteiligungen ergeben sich auch aus den sozialen Selektionseinflüssen, die den Bildungserwerbsprozess (und damit die schulische Leistungsentwicklung und den Bildungserfolg) maßgeblich beeinflussen“ (Grundmann 1998a, S. 165f.). „Kinder aus diesen (benachteiligten) Milieus können die schulischen Leistungsanforderungen häufig deswegen nicht erfüllen, weil die alltäglichen Lebensbedingungen die notwendige elterliche Unterstützung erschweren, die vom Bildungssystem gefordert wird. Hinzu kommt, dass Kinder aus diesen Milieus auf Grund finanzieller und struktureller Benachteiligungen gezwungen sind, den Bildungsverlauf frühzeitig, d.h. nach der Regelschule abzubrechen“ (Grundmann 1998a, S. 168).

Darüber hinaus legt der Kompetenzansatz den Akzent auf die aktive Verhaltensweise des Kindes: Kinder wählen ihre eigenen Handlungsmöglichkeiten selektiv auf der Grundlage der Perspektive der Eltern aus und sie erfahren alltäglich in der Familie die unmittelbaren Interaktionen mit ihren Eltern. Die erfahrbare Form der unmittelbaren Interaktionen ist eine zentrale Quelle für ein stabiles Selbstvertrauen. So betrachtet Kompetenzansatz die emotionale Zuwendung und kognitive Einbringung der Eltern in die kindlichen Familienerfahrungen. Er konzentriert sich nämlich darauf, in welchem Familienklima täglich Prozesse wechselseitiger Anerkennung zwischen Eltern und Kindern stattfinden. „Die emotionale Zuwendung zu Kindern kann diese positiven Wirkungen nur haben, wenn auch die Kinder ihrerseits die Erwachsenen als einfühlsam und hilfsbereit wahrnehmen“ (Leu 1997, S. 34). „Die Missachtung der anderen besteht in Formen der Verletzung der physischen Integrität, d.h. Misshandlung und Vergewaltigung, durch die gerade das Selbstvertrauen besonders beeinträchtigt wird. Wichtige Indikatoren für diese Eltern-Kind-Beziehungen sind Feingefühl, Empathie und Verlässlichkeit“ (Leu 1997, S. 33). „Die Chance von Kindern, als möglichst gleichberechtigte Partner anerkannt zu werden, hängt deutlich mit der Sensibilität der Eltern für den Entwicklungsstand der Heranwachsenden und mit einer sicheren und verlässlichen Elternbeziehung zusammen“ (Leu 1997, S. 34). Von einem partnerschaftlichen Verhältnis geprägte Beziehungen zwischen Eltern und Kindern gewährleisten diesen eher Autonomie und ein positives Selbstwertgefühl. In

dieser dauerhaften kognitiven und emotionalen Bemühung der Eltern spielt nicht nur die positive Kommunikationsstruktur, sondern auch eine stabile gefühlsmäßige Bindung zwischen Eltern und Kindern eine wichtige Rolle. In diesem Sinne kommt es dem Kompetenzansatz weiter darauf an, dass die kognitiven und emotional unterstützenden Bemühungen der Eltern zur Erhöhung der kindlichen Bewältigungsfähigkeit beitragen. Würde das Kind unter der dauerhaften kognitiven und emotionalen Unterstützung der Eltern heranwachsen, könnte es eine positive (oder gelungene) Bewältigungsfähigkeit erwerben. In diesem von den Eltern geschaffenen positiven Familienklima übernimmt das Kind reibungslos die allgemeine Handlungskoordination des sich entwickelnden Individuums. Anders als die Leistung (z.B. Schulnote, spätere Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten) wird die kognitive Entwicklung des Kindes eher durch die elterliche Bemühung als durch die sozialstrukturellen Faktoren geprägt. Aber am Kompetenzansatz lässt sich folgendes kritisieren:

- 1) Er geht davon aus, dass die Soziallage einer Familie im System der sozialen Ungleichheit wahrscheinlich die kindliche Entwicklung beeinflusst. Er bestätigt auch deren Einfluss auf die leistungsbezogene Entwicklung des Kindes (z.B. Schulabbruch der Kinder aus benachteiligten Milieus). Aber er bezweifelt im Wesentlichen ihren Einfluss auf die kognitive Entwicklung des Kindes.
- 2) Dieser Ansatz geht davon aus, dass in den Eltern-Kind-Beziehungen kognitive Kommunikation und emotionale Unterstützung der Eltern zur positiven kognitiven Entwicklung des Kindes führen. Aber wenn diese kognitiven und emotionalen Potenziale soziallagespezifisch sind, können damit sowohl die lebenspraktischen Erfahrungen als auch der kognitive und emotionale Erwerb des Kindes nicht erklärt werden.
- 3) Hinzu kommt der wichtige Aspekt der emotionalen Zuwendung der Eltern. Der Kompetenzansatz berücksichtigt nicht, dass die Qualität der emotionalen Zuwendung soziallagespezifisch ausgeprägt ist. Demgegenüber geht er eher von der Bedeutung des Familienklimas für die emotionale Zuwendung der Eltern als von der Bedeutung ihrer aktuellen Lebensbedingungen aus. Die kognitiven Merkmale der Eltern können durch die objektiven Lebensbedingungen und ihre biographischen Erfahrungen (v.a. Erfahrungen in der Arbeitswelt und der Herkunftsfamilie) ausgebildet werden. Damit gehe ich davon aus, dass diese psychische Eigenschaft der Eltern in den Eltern-Kind-Beziehungen realisiert und transformiert wird. Aus diesem Grund sollen die emotionale Zuwendung und die kognitive Kommunikation der Eltern durchaus im Anschluss an die Soziallage berücksichtigt werden.

So bleibt aber immer noch offen, in welchem Ausmaß die soziale Ungleichheit die kindliche Entwicklung prägt. Der Defizitansatz in seiner heutigen Form lässt hierzu vermuten, dass für die kindliche Entwicklung die Soziallage und die durch die sozialen und innerfamiliären Erfahrungen erworbene Persönlichkeit der Eltern

eine wichtige Rolle spielen. In diesem Sinne lehnt er sich heute an die „subjekt-orientierte Milieutheorie“ (Kreckel 1992; Vester, u.a. 1993; Lüders 1997 usw.) an. Diese geht von der Prämisse aus, dass die Untersuchung der individuellen Lebensbedingungen und Erfahrungen nach wie vor mit dem Begriff „Klasse“ oder „Schicht“ beginnen kann. Der heutige Defizitansatz geht zunächst davon aus, dass ein eindeutiger (determinierter) Einfluss der Schichtstruktur auf die individuellen Lebensbedingungen und Erfahrungen nicht vorausgesetzt werden kann. In Anlehnung an Kreckel (1998, S. 34) lässt sich also formulieren: Schichten sind nur das gesellschaftliche Sein und keine Akteure. Deswegen können Schichten nicht das gesellschaftliche Bewusstsein bestimmen. Von den Schichten können also weder das gesellschaftliche Bewusstsein noch die Interessen von Individuen abgeleitet werden. Das Bewusstsein der Individuen wird sozialespezifisch durch ihre Erfahrungen geformt. Deswegen muss man theoretisch und empirisch genau unterscheiden zwischen abstrakten Schichtungsverhältnissen und den Soziallagen und Sozialisationsmilieus als lebensweltlicher Schichtzugehörigkeit.

Das Soziallage prägt nicht nur die gruppenspezifische Mentalität der Eltern, sondern auch die realitätsangemessene und wiederholbare Verhaltensweise. Eine weitere Überlegung verbindet sich mit dem Hinweis darauf, dass mit der Lockerung konventioneller Verhaltenszwänge und mit der Zunahme äußerer Wahlmöglichkeiten, neuer Werte und der inneren Reflexionsfähigkeit die Bindung an das traditionelle schichtenspezifische Bewusstsein (Stammkultur) teilweise gelockert worden ist. Das Sozialisationsmilieu erscheint als Pluralisierung der soziokulturellen Erscheinungsformen im Rahmen der gegebenen Soziallage. Es handelt sich um die subjektive und dynamische Persönlichkeit der Eltern, die trotzdem eng mit der Soziallage (einschließlich der vertikalen und horizontalen Dimensionen und der elterlichen Lebenserfahrungen in der Arbeitswelt und der Herkunftsfamilie) der Eltern zusammenhängt und durch die sozialen und innerfamilialen Erfahrungen der Eltern als kulturelle Aktivität geprägt wird. Somit stellt sich weiter eine Frage, ob die gruppenspezifische Mentalität der Eltern wirklich ihrer Lebensweise entspricht. Die Diskussion über die Soziallage und das Sozialisationsmilieu beinhaltet gleichzeitig diese beiden widersprüchlichen Merkmale.

Der Defizitansatz bezieht sich im Gegensatz zu dem Kompetenzansatz auf die elterliche Erziehungsqualität. Die Eltern-Kind-Beziehungen hängen im Wesentlichen mit den alltäglichen kindbezogenen Problemlösungen zusammen. Diese Beziehungen können aber mit der direkten schichtspezifischen Sanktionsform (Mittelschicht – psychologische und induktive Form; Arbeiterschicht – machtorientierte Form) nicht beschrieben werden. Der heutige Defizitansatz reduziert die Eltern-Kind-Beziehungen nicht mehr auf eine Einbahn-Kommunikation. Er geht vielmehr davon aus, dass die kindliche Entwicklung zwar nur im Rahmen der komplex wechselseitigen Eltern-Kind-Beziehungen entsteht, aber auf Grund milieuspezifischer Erziehungsqualität defizitär geworden ist. Zunächst soll die Theorie

sich darauf konzentrieren, wie relevant die milieuspezifische Erziehungsqualität der Eltern für die kindliche Entwicklung ist. Somit lässt sich nicht nur über die kognitive Einstellung (Selbstbestimmung oder Konformität), sondern auch über praktisch rationale und emotionale Problem- und Konfliktlösungsstrategien der Eltern reden. Diese elterlichen Potenziale für die Eltern-Kind-Beziehungen hängen aber im Wesentlichen mit der aktuellen Soziallage und den soziokulturell unterschiedlichen Sozialisationsmilieus zusammen. Zum Beispiel sind alleinerziehende Mütter in der Unterschicht zur Bewältigung ihrer alltäglichen Aufgaben und materiellen Probleme vielfach unabdingbar auf die Hilfe ihrer Herkunftsfamilie, ihrer Verwandtschaft oder anderer sozialer Netzwerke und Institutionen angewiesen. Damit lässt sich vermuten, dass diese Mütter andere kognitive Einstellungen und eine andere Problemlösungsstrategie leisten als Mütter in vollständigen Unterschichtfamilien. Aus diesem Grund konzentriert sich der Defizitansatz auf die milieuspezifische Qualität der elterlichen Erziehung im Rahmen der Soziallage einer Familie. Die mühsame Unterstützung und die gegenseitige Anerkennung hängt also entscheidend mit der ungleichen Soziallage zusammen.

Im Gegensatz zum Kompetenzansatz betrachtet der Defizitansatz daher den Einfluss der Soziallage und des Sozialisationsmilieus auf die elterliche Erziehungsqualität und die kindliche Entwicklung. Erst so lässt sich betonen, dass die Soziallage sich auf die sozialisatorische Dispositionsausformung der Eltern, ihre Verausgabung von Zeit und Mühe mit ihren Kindern sowie ihre kognitive und emotionale Problemlösungsstrategie auswirkt. Es lässt sich zwar vermuten, dass die elterlichen Bemühungen einen positiven Einfluss auf die Eltern-Kind-Beziehungen haben. Jedoch werden diese Bemühungen bereits von der milieuspezifischen Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen bestimmt, die gerade durch das legitime Machtgefälle strukturiert werden und primär die kindliche Entwicklung beeinflussen. Somit lässt sich auch feststellen, dass die familiäre Sozialisation nicht zur Erklärung kurzfristiger Phänomene, sondern zur Erklärung langfristiger, durch die sozialstrukturell zwanghafte Anpassung der kindlichen Entwicklungsaufgaben entstehender Probleme herangezogen werden kann. Die Möglichkeiten und Fähigkeiten zu kindbezogenen Problemlösungen (kognitive und reflexive Wertorientierung und Grad elterlicher Unterstützung) entstehen nämlich auf Grund des Sozialisationsmilieus und der Soziallage. Dadurch lässt sich leicht vermuten, dass sich die grundsätzlichen Unterschiede zwischen allein erziehenden Müttern und vollständigen Familien auf die jeweils unterschiedlichen sozialstrukturellen Ressourcen und die alltäglichen Lebensweisen beziehen. Allein erziehende Mütter mit vielen Ressourcen und Hilfe von ihren Freunden beziehen für ihre kindbezogenen Problemlösungen mehr Informationen von Institutionen als vollständige Unterschichtfamilien.

Ferner sind Kinder „nicht passive Rezipienten von Anforderungen und Belastungen, ‚abhängige Variablen‘, sondern aktive Former sowohl ihrer Wahrneh-

mung der belastenden Situation als auch ihrer prospektiv orientierten Bewältigungsprozesse“ (Steinkamp 1986, S. 153). Dafür kann das aktive Verhalten der Kinder im Rahmen der familialen Sozialisation (z.B. Konflikte zwischen Eltern und Kindern) auch eine produktive Rolle spielen. Aber der Defizitansatz setzt voraus, dass Kinder im Sozialisationsmilieu der Arbeiterschicht, verglichen mit Kindern im Sozialisationsmilieu der Akademikerschicht, ein zurückhaltend-vermeidendes Bewältigungsverhalten erlernen. Es liegt auf der Hand, dass die konformistischen Erziehungspraktiken in Familien der Arbeiterschicht – zwanghafte Beschränkung der Eltern (wegen geringer Unterstützungspotenziale) – ein zurückhaltend-vermeidendes Bewältigungsverhalten des Kindes verursachen. Eltern im Arbeitermilieu können kognitiv und reflexiv ihre Erziehungsziele und ihre Kommunikationsstile mit ihren Kindern verändern. Unter diesen elterlichen Bemühungen können Kinder im Arbeitermilieu zwar kurzfristig erhebliche Leistungen erbringen, aber leider können sich diese Eltern-Kind-Beziehungen im Arbeitermilieu langfristig nicht halten. Insofern lässt sich betonen, dass diese kognitive und reflexive Reaktion der Eltern auf die kindlichen Probleme langfristig bedeutungslos sein wird. Daraufhin liegt mein Anstoß also in der Erkenntnis, dass die Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung auf dem Defizitansatz beruht.

Kapitel 4

Ein Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung

Seit Mitte der 1980er Jahre hat die Erkenntnis wieder an Gewicht gewonnen, dass es auf Grund des sozialen Wandels wichtig ist, die Ursachen, Prozesse und Folgen der familialen Sozialisation neu zu erklären. Dabei haben sich im Laufe der Forschungsentwicklung drei Fragenkomplexe als zentral erwiesen, mit deren Aufkommen und Bearbeitung zugleich eine kritische Sicht auf frühere Ansätze und Erklärungsweisen der Sozialisationsforschung verbunden ist: *Erstens* geht es darum, ob angesichts des beobachtbaren sozialen Wandels frühere Annahmen über die Verursachung unterschiedlicher familialer Sozialisationsverläufe noch ihre Berechtigung haben. *Zweitens* richtet sich das Interesse verstärkt auf die Eltern-Kind-Beziehungen, die nicht länger allein aus der intentionalen oder kognitiven Perspektive der Eltern betrachtet werden. Und *drittens* wird gefragt, wie die familiäre Sozialisation im Rahmen der Soziallage und Sozialisationsmilieu als Folge der sozialen Ungleichheit auf die kindliche Entwicklung wirkt.

4.1 Einige Fragestellungen der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung

Im Mittelpunkt der Bemühungen um die Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung steht die Trias aus Ursache, Prozess und Folge der familialen Sozialisation. Diese lässt sich ihrerseits in einzelne Problemfelder der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung gliedern: (1) Angesichts des sozialen Wandels der deutschen Gesellschaft erscheint das Konzept der aktuellen Lage im System der sozialen Ungleichheit immer fragwürdiger, weil sich die gesellschaftlichen Umstände dahingehend gewandelt haben, dass neben vertikalen auch horizontale Dimensionen Bedeutung gewonnen haben. (2) Daneben wird die Frage erörtert, ob der Zusammenhang zwischen Makro- und Mikroebene, wie ihn die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung konzipiert hatte, noch seine Bedeutung hat. (3) Die Erkenntnis der eigenständigen kindlichen Handlungsergebnisse im Rahmen der Eltern-Kind-Beziehungen führt im vorliegenden Ansatz dazu, die Eltern-Kind-Beziehungen nicht mehr als einseitig durch die Intention der Eltern gesteuert zu konzipieren. (4) Ein weiteres Problem der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung liegt in der Vernachlässigung der aktiven Verhaltensweise des Kindes, also der Tatsache, dass das Kind sich selbst in seinen Soziallage und Sozialisationsmilieu sozialisiert. (5) Schließlich

bestehen Zweifel, ob zur Erklärung der komplexen Ursachen, Prozesse und Folgen der familialen Sozialisation die in der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung eingesetzte *quantitative* Methode angemessen ist.

4.1.1 Die aktuelle Lage im System der sozialen Ungleichheit

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung hatte noch versucht, die Sozialisationsbedingungen einer Familie und den Prozess der familialen Sozialisation auf Grund ihrer Schichtzugehörigkeit zu erklären, die sie anhand der Variablen Beruf, Bildung und Einkommen operationalisierte. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat die Ursachen der familialen Sozialisation neu reflektiert. Ihr Ausgangspunkt liegt darin, dass mit den Schichtenvariablen die Ursachen der familialen Sozialisation schwer erfassbar sind. Daher ist sie davon ausgegangen, dass das Schichtkonzept zur Erklärung der familialen Sozialisation ungenügend ist. Allerdings betont sie, dass die familiale Sozialisation sehr wohl in Abhängigkeit von der sozialen Ungleichheit variiert. Deshalb hat sie (Bertram 1976a; Steinkamp/Stief 1978; Grüneisen/Hoff 1977) die spezifischen Ursachen der familialen Sozialisation neu konzipiert. Als Alternative hat sie den Begriff „aktuale Lage im System der sozialen Ungleichheit“ (im Folgenden: „aktuale Lage“) vorgelegt (Steinkamp/Stief 1978, S. 49-60). Diese wurden (1978, S. 49) anhand der folgenden Indikatoren operationalisiert:

- Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung in der beruflichen Arbeit,
- Materielle Lebensbedingungen,
- Berufsprestige,
- Bildungsniveau.

Kohn hat als Erster den Zusammenhang zwischen den Schichtvariablen (Berufsposition und Bildung) und den beruflichen Arbeitsbedingungen und -erfahrungen berücksichtigt. Bertram hat hierzu drei Strukturdimensionen (berufliche Autonomie in der Arbeitswelt, Organisationsabhängigkeit und Schichtzugehörigkeit) untersucht. Die besondere Leistung von Steinkamp und Stief besteht darin, dass sie im Begriff „aktuale Lage“ die Bedeutung der Schichtzugehörigkeit und der *beruflichen Arbeit der Väter* für die familiale Sozialisation herausgearbeitet haben. Denn die einzige Voraussetzung der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung besteht in der Annahme, dass die sozialstrukturellen Gruppen nicht ein-, sondern mehrdimensional gegliedert sind. Durch die Herausarbeitung dieser Gliederung ist es der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung gelungen, die elterlichen Erziehungsziele und -verhaltensweisen präziser zu erklären als frühere Ansätze.

Die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung nimmt an, dass Familien, die über eine breite Ressourcenbasis (Macht, Geld, Prestige, Wissen) verfügen, relativ

leicht ihre Lebensziele durchsetzen und ihre Lebensqualität erhöhen können, und dass der Erwerb dieser Ressourcen durchaus in einer engen Beziehung zur beruflichen Position des Haupternährers steht. In den fortgeschrittenen Industriegesellschaften haben sich aber die Umstände dieses Erwerbs mehr oder weniger verändert. Ihr Erwerb ist auf Grund staatlicher Transfers und der Frauenerwerbstätigkeit nicht mehr in dem von der Theorie angenommenen Maß auf den Familienvorstand (normalerweise den Vater) angewiesen und die hergebrachten Formen der beruflichen Karriere des Vaters und der innerfamiliären Rollenverteilung werden durch den sozialen Wandel immer mehr relativiert.

Mein Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung bezieht sich auf der Grundlage dieses sozialen Wandels auf die *Soziallage* einer Familie auf und stellt die Frage, *welche Dimensionen der sozialen Ungleichheit in einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft die Bestimmung allgemein akzeptierter Lebensziele der Eltern beeinflussen und damit die Qualität des familialen Lebens prägen*. In der heutigen Diskussion innerhalb der Sozialisationsforschung geht es um die Frage, ob die vertikalen Dimensionen nach wie vor zur Erklärung der elterlichen Erziehungsziele und -verhaltensweisen ausreichen. Diese Frage impliziert, dass sowohl vertikale als auch horizontale Dimensionen einen Beitrag zur Erklärung der familialen Sozialisation leisten können. Dafür hat die sozialökologische Sozialisationsforschung seit den frühen 1980er Jahren einen Beitrag geleistet. Einige Untersuchungen (Bagel/Fausser/Mundt 1981; Strohmeier/Herlth 1981; Rodax/Spitz 1982) haben darauf hingewiesen, dass neben der Schichtvariablen die horizontale Variable „Wohnsituation“ die für die kindliche Entwicklung bedeutenden familialen Lebensbedingungen prägt. Darüber hinaus ist wichtig, dass Frauen außer ihrem Beitrag zur Kindererziehung auch zum Erwerb der materiellen Ressourcen einer Familie aktiv beitragen und dass der Staat zu Gunsten der Erhöhung der familialen Lebensqualität intervenieren kann. Beides schwächt, wie bereits angedeutet, den Einfluss des Vaters auf die Ressourcenbasis der Familie.

Der Begriff der aktuellen Lage beinhaltet über die Schichtvariablen hinaus die Perspektive der väterlichen Arbeitsbedingungen und -erfahrungen. Hieran anknüpfend erlangt das Konzept „Soziallage“ Bedeutung, das die elterlichen Lebensbedingungen und -erfahrungen beinhaltet. Die Hinwendung zu den *elterlichen* Lebensbedingungen und -erfahrungen überwindet die vormalige Beschränkung auf die beruflichen Arbeitserfahrungen der *Väter*. Neben den beruflichen Arbeitserfahrungen der *Eltern* müssen auch deren biographische Erfahrungen (v.a. in der Herkunftsfamilie) berücksichtigt werden. Im Anschluss daran besteht ein wichtiger Aspekt meines Ansatzes in der Erkenntnis, dass das Konzept *Soziallage* sowohl die vertikalen und horizontalen als auch die zeitlich-biographischen Dimensionen der Eltern im System der sozialen Ungleichheit (Geissler 1994, S. 549) einschließt.

4.1.2 Der Zusammenhang zwischen Makro- und Mikroebene

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung konzentriert sich auf den Zusammenhang zwischen Makro- und Mikroebene, der als Verbindung des „Familiensystems mit dem ‚broader social system‘“ (Steinkamp 1988, S. 139) bezeichnet werden kann. Diesbezüglich geht sie vor allem davon aus, dass es einen starken Zusammenhang zwischen der aktuellen Lage und der elterlichen Persönlichkeitsstruktur gibt.

Diesen Zusammenhang hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung in ihren Arbeiten herausgestellt. Trotz der damit erreichten Steigerung der Erklärungskraft bleibt aber offen, ob die elterliche Persönlichkeitsstruktur gegenüber der aktuellen Lage homogen ist und ob die im beruflichen Arbeitsprozess erworbene Persönlichkeitsstruktur des Mannes auf seine Frau übertragen wird. Wenn sich die elterliche Persönlichkeitsstruktur entweder nur unzureichend aus der aktuellen Lage erklären lässt oder sie durch andere Erfahrungen beeinflusst wird, dann ist die Berücksichtigung der Verknüpfung zwischen Makro- und Mikroebene, wie sie von der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung vorgenommen wurde, problematisch. In diesem Sinne konzentriere ich mich unter Berücksichtigung der Soziallage auf die Pluralisierung der gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen Aspekte der Persönlichkeitsstruktur der Eltern.

Erstens haben die Autoren der heutigen Sozialstrukturanalyse (Hradil 1987, 1999; Dangschat 1998; Kreckel 1992; Vester et al. 1993 usw.) häufig festgestellt, dass Schichtlage oder Klassenlage in keinem engen Zusammenhang mit der individuellen Persönlichkeit stehen. Daher lässt sich vermuten, dass der Zusammenhang zwischen der aktuellen Lage und der elterlichen Persönlichkeitsstruktur entkoppelt ist. Deswegen ist es zuerst erforderlich, zur Erklärung der elterlichen Persönlichkeitsstruktur weitere (vertikale, horizontale und zeitliche) Dimensionen (Soziallage) einzuführen. Aber „Soziallage“ ist nur das gesellschaftliche Sein und kein Akteur. Deswegen kann die Soziallage einer Familie nicht die elterliche Persönlichkeit und ihre Interessen erklären. Die elterliche Persönlichkeit wird durchweg durch ihre sozialen und innerfamilialen Beziehungen erworben. Jedoch können solche Beziehungen der Eltern ihre Persönlichkeitsstruktur nur unter dem Einfluss ihrer Soziallage beeinflussen. Daher gehe ich davon aus, dass die Ausformung der elterlichen Persönlichkeitsstruktur von ihrer Soziallage beeinflusst wird.

Zweitens hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung nur den Einfluss der im beruflichen Arbeitsprozess erworbenen Persönlichkeitsstruktur des Vaters und deren Übertragung auf seine Ehefrau berücksichtigt. Sie hat die Bedeutung der weiblichen Erfahrungen und der weiblichen Aktivität in der

ehelichen Beziehungsstruktur vernachlässigt. Es stellt sich daher die Frage, wie die praktischen elterlichen Interaktionen in der Familie dargestellt werden können. Es geht darum, wie die Ressourcenüberlegenheit sich auf die eheliche Interaktionsstruktur auswirkt. Jedoch ist es auf Grund der mütterlichen Soziallage und des Ressourcenungleichgewichts zwischen den Eltern offen, ob die väterliche Persönlichkeitsstruktur auf seine Ehefrau übertragen wird oder umgekehrt.

In diesem Sinne bezieht das Sozialisationsmilieu sich auf die Verknüpfung zwischen Makro- und Mikroebene (vgl. Abb. 10 in Kap. 5), die die wesentliche Voraussetzung für die durch die sozialen und familialen Lebenserfahrungen verfestigte Persönlichkeitsstruktur der Eltern im Rahmen ihrer Soziallage im System der sozialen Ungleichheit darstellen. Daher lässt sich das Sozialisationsmilieu im Rahmen der Soziallage als *Gruppenbündelung der durch die sozialen und familialen Lebenserfahrungen erworbenen Persönlichkeit der Eltern* konzipieren.

4.1.3 Intentionale oder kognitive Eltern-Kind-Beziehungen

Beschränkte sich die schichtenspezifische Sozialisationsforschung auf die *Mutter-Kind-Beziehungen* und auf direkte, schichtspezifische Determinanten zur Erklärung des elterlichen Erziehungsstils, so untersucht die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung die *Eltern-Kind-Beziehung* und die indirekte Erziehung unter Berücksichtigung der intentionalen oder kognitiven (absichtlichen und planvollen) Erziehungsstile der Eltern. Durch ihre Konzentration auf den intentionalen oder kognitiven Aspekt hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung allerdings die nicht-intentionalen Einflüsse der Erziehung auf die kindliche Entwicklung im Rahmen der Eltern-Kind-Beziehungen vernachlässigt.

Weiter hat die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung das „durch kindliche Rezeption und Interpretation gefilterte Handeln der Eltern“ (Steinkamp 1991, S. 268) unberücksichtigt gelassen. Steinkamp (1988, S. 147f.) stellt dazu fest, dass „man einer Theorie familialer Sozialisation aber dann erst einen Schritt näher kommt, wenn es gelingt, aus der Fülle Tag für Tag sich ereignender kindbezogener Interaktionen solche immer wiederkehrenden, typischen elterlichen Interaktionsmodi herauszufiltern“. So ist es im Rahmen einer heutigen Untersuchung notwendig, die Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen zu berücksichtigen, die in engem Zusammenhang mit der Soziallage und deren spezifischen Erfahrungen steht. Dazu müssen die alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen diskutiert werden, in deren Rahmen sowohl Wertorientierung und Einstellung als auch das Sanktionsverhalten der Eltern durchgesetzt werden. Aber die alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen bestehen nicht nur entsprechend den kognitiven elterlichen Vorstellungen vom Wünschenswerten aus ihren intentionalen Problem- und Konfliktlösungsstrategien, sondern auch aus ihrem

nicht-intentionalen Verhalten. Dabei bleibt offen, ob die alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen durch die positive Bemühung der Eltern eine radikale Änderung erfahren können. Aus diesem Grund beabsichtigt mein Ansatz in Bezug auf die alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen, die elterliche Erziehungsqualität zu analysieren, wie sie im Zusammenhang zwischen Sozillage, Sozialisationsmilieu und Erziehungsstilen entsteht.

4.1.4 Die Vernachlässigung des kindlichen Subjekts

Die herkömmliche sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat die aktive Verhaltensweise des Kindes weitgehend unberücksichtigt gelassen. Sie hat die kindliche Entwicklung als passive Internalisierung interpretiert. Deswegen betont Grundmann (1994, S. 164), dass „die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung gescheitert ist, weil sie den Prozess, über den die Sozialisationsbedingungen für das Individuum relevant werden – kurz: vom Individuum internalisiert und externalisiert werden – aus den Augen verloren hatte und ihr Augenmerk statt dessen auf die Ausdifferenzierung der sozialstrukturellen Sozialisationsbedingungen richtete“. Mein Ansatz geht im Anschluss hieran davon aus, dass Kinder nicht als passiv Internalisierende, sondern vielmehr als aktive Teilnehmer der familialen Beziehungsstruktur anzusehen sind.

Um die aktive Verhaltensweise des Kindes im Rahmen von Sozillage und Sozialisationsmilieu zu untersuchen, müssen die Prozesse der aktiven Formung seiner Persönlichkeit und Verhaltensweise gegenüber seiner Umwelt diskutiert werden. Diese Prozesse gründen im dialektischen Verhältnis zwischen aktiver Gestaltung der individuellen Biographie und kontinuierlicher Gebundenheit an Sozillage und Sozialisationsmilieu. In diesem Sinne ist darauf zu achten, dass die Alltagsaktivitäten des Kindes mit seiner jeweiligen Sozillage und seinem Sozialisationsmilieu zusammenhängen. Damit geht mein Ansatz davon aus, dass die familiäre Sozialisation die soziale Ungleichheit in der kindlichen Entwicklung kanalisieren kann.

4.1.5 Probleme quantitativer Verfahren

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat deutliche theoretische und empirische Mängel. In deren Mittelpunkt steht die theoretische und methodische Interpretation der Beziehungen der drei Ebenen Sozialstruktur, familiäre Sozialisation und kindliche Entwicklung untereinander. Mein Ansatz bezieht sich insbesondere auf die komplexe Wechselbeziehung zwischen diesen drei Ebenen.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung versucht, empirisch zu untersuchen, wie die komplexen Zusammenhänge von unabhängiger, intervenie-

render und abhängiger Variable erklärt werden können.¹ Der Korrelation zwischen der unabhängigen und der abhängigen Variable liegt nach diesem Modell kein direkter Kausalzusammenhang zu Grunde. Der Zusammenhang entsteht vielmehr erst durch das Einwirken einer unabhängigen über eine intervenierende auf eine abhängige Variable. Insofern basiert der Ansatz der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung auf der Annahme einer Kausalkette (unabhängige, intervenierende und abhängige Variable). Zu deren Untersuchung hat sie quantitative Verfahren angewandt. Dadurch hat sie vor allem lineare Kausalzusammenhänge und die statistische Beziehungsstruktur erfasst. Jedoch bestehen erhebliche Zweifel, ob mit dem linearen Kausalmodell und dem quantitativen Verfahren wirklich Struktur und Prozess der familialen Sozialisation erfasst werden können. Deren Analyse darf nicht auf der Annahme der Stabilität, sondern muss auf der Annahme der Dynamik der familialen Sozialisation aufbauen. Steinkamp (1982a, S. 139) hat darauf hingewiesen, dass „eine adäquate, als Kausalzusammenhang interpretierbare Erfassung des komplexen Ursache-Wirkungs-Verhältnisses von Sozialstruktur und Persönlichkeit – entgegen der vorherrschenden Praxis von Querschnittsanalysen – longitudinale Mehrebenenanalysen verlangt“. Bertram (1981, S. 186f.) hat ebenfalls die Bedeutung von Longitudinalstudien für die Sozialisationsforschung herausgestellt.

In diesem Sinne setzt mein Ansatz nicht-lineare Kausalzusammenhänge und eine dynamische Beziehungsstruktur voraus. Zu deren Untersuchung schlage ich die Kombination sowohl des quantitativen mit dem qualitativen Verfahren als auch der Querschnitts- mit der Längsschnittanalyse vor (vgl. Hurrelmann/Ulich 1991; Hurrelmann 1993). Damit konzentriert sich mein Ansatz auf die praktischen Beobachtungen der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungserfahrungen. Diesbezüglich scheint eine Explorationsstudie interessant zu sein, die Dittrich schon 1985 zur familialen Sozialisation durchgeführt hat (vgl. Abschnitt 5.3.3). Durch die Kombination quantitativer mit qualitativen Verfahren können die Eltern-Kind-Beziehungen unter den familialen Realbedingungen untersucht werden, die sich insbesondere auf die elterliche Erziehungsqualität und die aktive Reaktion des Kindes hierauf beziehen.

4.2 Ursachen von Unterschieden in der familialen Sozialisation

Die herkömmliche sozialstrukturelle Sozialisationsforschung ging von der Homogenität zwischen den objektiven Lebensbedingungen und der subjektiven Persönlichkeit in den Industriegesellschaften aus. Sie hat in der rapide gewandelten Industriegesellschaft betont, dass große Gruppen von Eltern ähnliche Interessen hatten und in ähnlichen Kulturformen lebten. Sie hat daher die

1 In der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung bildet die aktuelle Lage die unabhängige, die Familiäre Sozialisation die intervenierende und die kindliche Entwicklung die

soziokulturelle Differenzierung nicht berücksichtigt. In den fortgeschrittenen Industriegesellschaften wuchs die soziokulturelle Vielfalt. Hinter der neuen soziokulturellen Mannigfaltigkeit stehen die durch den rapide gewachsenen Wohlstand, die Bildungsexpansion etc. gestiegenen Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten der Eltern. Diese soziokulturelle Mannigfaltigkeit prägt maßgeblich das Verhalten und die sozialen Beziehungen von Eltern. Aber diese soziokulturelle Lebensweise definiert sich nach wie vor über die ungleiche Verteilung von Ressourcen.

Sofern das „Sozialisationsmilieu“ eng mit der Soziallage im System der sozialen Ungleichheit zusammenhängt und aus der durch die öffentlichen und familialen Lebenserfahrungen erworbenen Persönlichkeitsstruktur der Eltern besteht, erscheint mir die Verwendung dieses Begriffs als sinnvoll, um die Ursachen der Unterschiede in der familialen Sozialisation zu erklären.

Zur Erklärung der Unterschiede in der familialen Sozialisation konzentriert sich mein Ansatz auf die sozialstrukturelle Differenzierung nach Soziallage und Sozialisationsmilieu. Zunächst berücksichtige ich die „Soziallage“ als das ungelöste Problem der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung. Dabei geht es zuerst um die vertikalen (sozioökonomischen) Dimensionen der sozialen Ungleichheit im Hinblick auf die familiale Sozialisation. Daraufhin geht es um die horizontalen (soziokulturellen) Dimensionen. Hier ist auch zu berücksichtigen, dass die Zeitdimension der sozialen Ungleichheit an Bedeutung gewinnt. Aus diesem Grund bezieht sich mein Ansatz darauf, dass die Soziallage einer Familie die vertikalen, horizontalen und zeitlichen Faktoren im System der sozialen Ungleichheit beinhaltet und die Unterschiede in der familialen Sozialisation bewirkt.

Mein Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung geht weiter davon aus, dass das Sozialisationsmilieu als eine Ursache der Unterschiede in der familialen Sozialisation angesehen werden kann. Es besteht nicht nur aus der elterlichen Persönlichkeitsstruktur, sondern auch aus ihrer alltäglichen Interaktionsstruktur. Für die Typisierung dieses Sozialisationsmilieus spielt die Soziallage eine sehr wichtige Rolle. Aber es bleibt offen, wie die Soziallage und das Sozialisationsmilieu auf die elterlichen Erziehungsstile einwirken.

4.2.1 Die „Soziallage im System der sozialen Ungleichheit“

Mein Ansatz knüpft insofern an die aktuelle soziologische Diskussion an, als die Bedeutung der sozialstrukturellen Bedingungen für den Prozess der familialen Sozialisation im Vordergrund steht. Unter Beibehaltung der bisher dargelegten

abhängige Variable.

Begriffspaare „Schicht“ und „aktuelle Lage“ wird es zunehmend schwieriger, die gegenwärtigen sozialstrukturellen Sozialisationsbedingungen auszumachen. Daher soll hier ein Entwurf vorgelegt werden, der auf der mehrdimensionalen Soziallage (vertikale, horizontale und zeitliche Dimensionen) der Eltern beruht.

4.2.1.1 Mehrdimensionale Soziallage

Nach der sozialökologischen Sozialisationsforschung (Mundt 1980; Rodax/Spitz 1982) manifestieren sich die objektiven Sozialisationsbedingungen im System der sozialen Ungleichheit in den ökologisch-sozioökonomischen Dimensionen einer Familie. Es geht um Zweifel an der prinzipiellen Gültigkeit der Schichtvariablen als Ursache der Unterschiede in der familialen Sozialisation. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat den Begriff der „aktualen Lage“ vorgelegt, der mehrdimensional war und vor allem durch die Schicht- und die Berufsvariablen (z.B. Berufsposition, objektive Berufsbedingungen, Einkommen, Bildungsgrad, berufliche Arbeitserfahrungen) geprägt wurde.

Der Begriff „Lage“ wird in neuerer Zeit von Hradil (1987) aufgegriffen. In seinem Buch „Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft: Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus“ hat er eine Alternative zu den klassischen Begriffen „Klasse“ und „Schicht“ vorgeschlagen. Seine Auffassung geht dahin, dass sich Klassen und Schichten als traditionelle Muster sozialer Gruppenverteilung im Zuge des Fortschritts der Wohlfahrts-gesellschaft auflösen oder gar schon aufgelöst haben. Deswegen soll die Sozialstruktur nicht mehr mit dem traditionellen Instrumentarium der Klassen oder mit einer besonderen Kategorie „Arbeit“ analysiert werden. Statt dessen verwendet Hradil den Begriff „soziale Lage“, der er als „Bestimmungsgründe der Lebensbedingungen“ (1999, S. 368), d.h. die Gesamtheit (un-)vorteilhafter Lebensbedingungen charakterisiert.

Vor allem lässt sich die Soziallage im System der sozialen Ungleichheit nicht nur auf die Schicht- und die Berufsvariablen abbilden, denn die horizontalen Dimensionen haben ständig an Bedeutung gewonnen. Sie sind, wie die schichtrelevanten und beruflichen Dimensionen für die Lebensverhältnisse des Individuums, relevant für die Kluft zwischen Gastarbeitern und Deutschen, zwischen den Generationen, zwischen Frauen und Männern, zwischen Stadt- und Landbewohnern usw. Deshalb kann man aus dieser Perspektive kritisieren, dass der Begriff der aktuellen Lage der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung sich in erster Linie auf die vertikalen Dimensionen gerichtet und dabei vernachlässigt hat, die horizontalen Determinanten der individuellen Lebensverhältnisse zu berücksichtigen. Die Bedeutung der horizontalen Dimensionen der sozialen Ungleichheit liegt wie diejenige der schichtrelevanten und beruflichen darin begründet, dass die Gesellschaft diese Unterschiede systematisch hervor-

bringt. Die schichtrelevanten, beruflichen und horizontalen Dimensionen beziehen sich daher auf strukturierte und institutionalisierte Ungleichheit. Insofern sind diese beiden Dimensionen (die vertikale und die horizontale) „objektiv“. Demgegenüber werden natürliche, individuelle und zufällige Ungleichheiten nach wie vor nicht den *sozialen* Ungleichheiten subsumiert. Angeborene Behinderungen, individuelle psychische Eigenschaften oder einmalige Lotteriegewinne können zwar einen erheblichen Vor- oder Nachteil für die Lebensverhältnisse eines Individuums bedeuten, gelten aber nicht als Ausprägungen *sozialer* Ungleichheit. In der gegenwärtigen Gesellschaft sind die objektiven (schichtrelevanten, beruflichen und horizontalen) Merkmale nicht zufällig verteilt und sie sind durch das Individuum normalerweise nur schwer veränderbar. In Bezug auf die vertikalen und horizontalen Dimensionen gehen aktuelle Ansätze zur Analyse sozialer Ungleichheit in Deutschland (vgl. Mayer/Blossfeld 1990; Bertram/Dannenbeck 1990; Kreckel 1992; Vester et al. 1993; Geißler 1996a und 1996b) davon aus, dass „sich die traditionellen Strukturen sozialer Ungleichheit (Schichtungen und Klassen) überlebt hätten, dass sich statt dessen bzw. zusätzlich ‚neue‘, quer zu den traditionellen Ungleichheitsdimensionen als bedeutsam herausgebildet haben“ (Dangschat 1998, S. 51).

Darüber hinaus wendet sich die Diskussion über die Soziallage der zeitlichen Dimension zu. Dabei geht es um die tendenzielle Stabilität der Soziallage einer Familie. „Die Ungleichheitsrelevanz einer sozialen Lage hängt ebenso von ihrer Dauer, ihrem Verlauf, ihrer Position im individuellen (familialen) Lebenslauf ab wie von der Zeitstruktur der Statuspassagen“ (Geissler 1994, S. 555). So ist die Soziallage einer Familie stabil oder instabil, sofern sie mit bestimmten anderen Ereignissen oder Übergängen im Lebenslauf vorübergehend zusammenfällt oder sich überlappt. Jedoch tendiert die Soziallage langfristig zur Stabilität.

Ein weiterer wichtiger Vorteil der Soziallage (vgl. Abb. 5) besteht darin, dass auf ihr basierende Betrachtungsweisen die objektiven und zeitlichen Merkmale der Frauen in den Blick nehmen, da die objektiven und zeitlichen Merkmale der Frauen bisher von der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung nur indirekt betrachtet worden sind. Frauen wurden bisher nach Maßgabe der schichtrelevanten und beruflichen Merkmale des Ehemannes kategorisiert. Damit wurde vernachlässigt, dass Frauen andere objektive Merkmale als Männer vorfinden und dass ihre Lebensziele und ihre Lebensqualität sowohl unabhängig von denen ihrer Männer sein als auch diese transformieren können. Mein Ansatz stellt sich daher die Aufgabe, die Soziallage der bislang unberücksichtigten Frauen in die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung einzubeziehen.

Daher geht mein Ansatz der Frage nach, welche Dimensionen der Soziallage sowohl die familiäre Sozialisation als auch die kindliche Entwicklung beeinflussen. Insofern könnte der Preis dafür, dass die horizontalen Dimensionen und die Frauen aufgenommen werden, das Fallenlassen der schichtrelevanten und be-

rufflichen Dimensionen sein. Daher wird in meinem Ansatz erhöhte Aufmerksamkeit darauf zu richten sein, wie die vertikalen Dimensionen der Eltern mit den horizontalen Dimensionen zusammenhängen und wie die zeitliche Dimension auf die Sozillage einer Familie einwirkt. Mit dieser Frage ziele ich auf ein Zentrum-Peripherie-Modell in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften (Kreckel 1992), das in der Erklärung der familialen Sozialisation „eine Unterscheidung von, gemessen an den wichtigen Dimensionen, zentralen und mehr oder weniger marginalen Lagen erlaubt“ (Lamprecht/Stamm 2000, S. 267).

Abbildung 5: Mehrdimensionale Sozillage

Vertikale Dimensionen	Horizontale Dimensionen
Schichtvariablen (Berufspostion, Bildungsniveau und Einkommen), Berufsvariablen ¹ , Transfereinkommen usw.	Wohnsituation ² , Freizeitbedingungen ³ , Ethnie, Generation, Religion usw.


 Zeitliche Dimension

1. Die objektiven Berufsvariablen lassen sich in Anlehnung an Steinkamp/Stief (1978, S. 50-54; 1979, S. 181) durch folgende Merkmale kennzeichnen: die Ausprägung der Überwachung, die inhaltliche Komplexität der Arbeit, die Routine, die intellektuell-organisatorischen Arbeitsanforderungen, die Entscheidungs- und Mitbestimmungsmöglichkeit, die Stellung in der Subordinationshierarchie.
2. Die Wohnsituation einer Familie umfasst nicht nur Größe der Wohnung, die Rechtsform (Miete oder Eigentum) und die Art des Hauses (Einfamilienhaus oder Wohnblock), sondern auch die Qualität des Wohnquartiers (Ort, Infrastruktur und Anregungsgehalt).
3. Die Freizeit einer Familie umfasst nicht nur Wochenendfreizeit und Urlaub, sondern auch Lebensfreizeit (Schlafen, Essen, Hobbys usw.; vgl. Hradil 1999, S. 311ff.).

4.2.1.2 Das Zentrum-Peripherie-Modell

„Unter *sozialer Ungleichheit* wird die gesellschaftlich hervorgebrachte, relativ dauerhaft vorgegebene Struktur ungleicher Verteilung knapper und begehrter materieller und immaterieller Ressourcen (einschließlich ungleicher Zugangschancen zu ihnen) auf die Mitglieder einer Gesellschaft verstanden, die die Befriedigung allgemein akzeptierter Lebensziele beeinflusst (Hradil 1987) und damit die ‚Qualität des Lebens von Individuen‘ (Miller & Roby 1970, 186) entscheidend prägt“ (Steinkamp 1991, S. 255). Da in einer Industriegesellschaft die Bindung der verschiedenen Ressourcen an die berufliche Stellung von zentraler Bedeutung ist und ihrerseits individuelle Lebensziele und Verhaltensweisen entscheidend beeinflusst, setzt die neuere sozialstrukturelle Sozialisations-

forschung genau hier an, um die Relevanz der beruflichen Ressourcen, der objektiven Berufsbedingungen und der Arbeitserfahrungen des Vaters für die Erkundung der lagespezifischen Gruppenverteilung herauszuarbeiten. Steinkamp/Stief (1978, S. 136) kamen zu dem Ergebnis: „Zusammenfassend lässt sich ein relativ enger Zusammenhang zwischen dem Berufsstatus der Väter einerseits und den von uns untersuchten sozioökonomischen (berufliche Arbeitssituation, v.a. Selbstbestimmungschancen der Väter, Haushaltsnettoeinkommen) und sozio-kulturellen (Bildungsniveau) Lebensbedingungen andererseits feststellen“. In dieser Studie haben Steinkamp/Stief (1978, S. 122) eine Kategorisierung in fünf Berufsstatusgruppen vorgelegt: a) Un- und angelernte Arbeiter, b) Facharbeiter; Einfache Angestellte und Beamte, c) Mittlere Angestellte und Beamte; Kleinere Selbstständige, d) Gehobene Angestellte und Beamte; Mittlere Selbstständige; Nichtakademische freie Berufe, e) Leitende Angestellte; Beamte im Höheren Dienst; Akademische und sonstige gehobene freie Berufe.

In der heutigen Diskussion wird die Bedeutung solcher Berufsstatusgruppen skeptischer beurteilt. Viele Autoren (Bertram/Dannenbeck 1990, S. 211ff.; Hradil 1990b, S. 125) haben in diesem Zusammenhang festgestellt, dass die Unterstellung der Statuskonsistenz und der Vertikalität auch im Hinblick auf die Schichtungsdimensionen Einkommen, Qualifikation und Prestige häufig nicht zutrifft. Insbesondere im ‚mittleren‘ Bereich finden sie einerseits Bevölkerungsgruppen mit relativ hoher Bildung, aber nur durchschnittlichem Einkommen, andererseits Gruppierungen mit hohem Einkommen und nur durchschnittlicher Bildung. Darüber hinaus haben viele empirische Untersuchungen im Rahmen der sozialökologischen Sozialisationsforschung gezeigt, wie in der Realität häufig Mischtypen von der Art „gleiche Schicht in verschiedenen Umwelten“ beziehungsweise „gleiche Umwelt für verschiedene Schichten“ vorkommen (Herlyn 1985, S. 119). Vor diesem Hintergrund wird für die heutige Diskussion gerade das komplizierte Zusammenspiel von vertikalen und horizontalen Dimensionen zum erklärungsbedürftigen Gegenstand.

Seit Anfang der 1980er Jahre setzte in der Sozialisationsforschung eine neue Diskussion um die Gruppenverteilung der Sozillage ein, die von den Ergebnissen der Statusinkonsistenzforschung Gebrauch machte und konsequent auf die Einbeziehung vertikaler und horizontaler Dimensionen hinarbeitet. Dabei haben sich zwei analytische Modelle herauskristallisiert. Das erste stammt von Hradil (1987, S. 154f.) und geht vom physikalischen Begriff der *Kräftefelder* aus, um die Privilegierungen und Benachteiligungen der Handlungschancen in ihrer Dynamik zu erklären. Seine Gruppenverteilung basiert auf typischen Kontexten ungleicher Handlungsbedingungen, was Zwischenformen allerdings nicht ausschließt. Beispielsweise ist die Sozillage berufstätiger Hausfrauen durch ihre Zwitterstellung als Haushaltsmitglieder einerseits und als Berufstätige andererseits gekennzeichnet. In diesem Sinne betont Hradil (1987, S. 157), dass „die Abgrenzung der

einzelnen Lagen Zwischenstellungen und Doppelmitgliedschaften durchaus zulässt“. Mit dieser Präzisierung hält er an der Eindeutigkeit der getroffenen Abgrenzungen fest. Für diese Eindeutigkeit geht er (1987, S. 153) davon aus, dass je nach dem getroffenen Kontext einer Person „primäre“, „sekundäre“ und „unwichtige“ Handlungsbedingungen unterschiedlich sind: „Durch die Eindeutigkeit der Abgrenzung ‚primärer‘ Lebensbedingungen sowie der ‚zulässigen‘ Kombination ‚sekundärer‘ Lebensbedingungen besteht die Möglichkeit, nach entsprechenden Operationalisierungen recht genaue Aussagen über den Umfang der einzelnen sozialen Lagen zu machen“ (Hradil 1987, S. 157).

Gegen Hradil lässt sich einwenden, dass seine Vorgehensweise gerade solche Disparitäten außer Acht lässt, die aus dem für fortgeschrittene Industriegesellschaften typischen Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital entstehen. Dieses Problem wird vom zweiten analytischen Modell aufgegriffen, das von Reinhard Kreckel (1983; 1998, S. 39) formuliert wurde und um das Begriffspaar von *Zentrum und Peripherie* angeordnet ist. Kreckels Ansatz geht davon aus, dass die Strukturierung der zentralen (vertikalen) Dimensionen mit den jeweils peripheren (horizontalen) Dimensionen interferiert (vgl. Kreckel 1998, S. 36; Dangschat 1998). In diesem Sinne ist die jeweilige Soziallage von den jeweiligen kontextuellen Effekten ungleicher Handlungsbedingungen abhängig. Ganz allgemein lassen sich zwei Kontexte unterscheiden: zentrale und dominierende sowie periphere und nachgeordnete. Betrachtet man diese beiden Kontexte im gesellschaftlichen Zusammenhang, so überrascht es nicht, dass der zentrale Kontext für die Bestimmung der Lebensbedingungen eindeutig im Mittelpunkt steht.

In der soziologischen Sozialisationsforschung lässt sich das Zentrum-Peripherie-Modell weiter insofern benutzen, als es zur Erklärung der familialen Sozialisation in den fortgeschrittenen Gesellschaften eine Unterscheidung wichtiger von marginalen Dimensionen erlaubt. In diesem Sinne kann die Dichotomie von Zentrum und Peripherie gesellschaftlich in den vertikalen Dimensionen realisiert werden. Damit sollen die vertikalen und die horizontalen Dimensionen kombiniert werden. Dieses Zentrum-Peripherie-Modell kam schon früh in der sozialökologischen Sozialisationsforschung zur Anwendung. Einige Autoren der sozialökologischen Sozialisationsforschung (Mundt 1980; Bargel/Fauser/Mundt 1981; Rodax/Spitz 1982) gehen davon aus, dass im Zusammenhang zwischen materiellen (vertikalen) und räumlichen (horizontalen) Dimensionen ein entscheidender Mechanismus der Unterschiede der familialen Sozialisation zu sehen ist. Sie gehen davon aus, dass die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung mit ihrer Bezugnahme auf Schichtvariablen zur Erklärung der familialen Sozialisation die Bedeutung ökologischer Faktoren nicht berücksichtigt hat, weil diese durchweg übersehen hat, dass in der Schichtzugehörigkeit auch Umweltbedingungen präsent sind. Deshalb machte die sozialökologische Sozialisationsforschung zunehmend darauf aufmerksam, dass „die ‚horizontale‘ Dimension der

Ungleichheit von Sozialisationsbedingungen (=ökologischer Aspekt) eigenständig neben die ‚vertikal‘ (durch Beruf, Position, Status) bestimmte Perspektive sozial ungleicher Entwicklungsvoraussetzung trat „(Rodax/Spitz 1982, S. 15).

Darüber hinaus soll eine weitere wichtige Eigenschaft der Soziallage im System der sozialen Ungleichheit berücksichtigt werden. Die Soziallage beinhaltet auch die zeitliche Dimension hinsichtlich der elterlichen Karrieren oder Erfahrungen. „Wenn aber weder die Homogenität von Lebenslagen – im Sinne einer gleichen oder ähnlichen Ausstattung mit Vorteilen und/oder Nachteilen (vgl. Hradil 1987) in der Sachdimension – noch vorgängige Mechanismen der Sozialintegration – in Form von kulturellen ‚Semantiken‘, von normativen Orientierungen, gemeinsamen ‚soziokulturellen Milieus‘, Deutungsmustern und Lebensstilen – (Teil-)Vergemeinschaftungen und (Teil-)Vergesellschaftungen in differenzierten und individualisierten Gesellschaften der Gegenwart und damit verknüpfte Tendenzen der Bildung und ‚Entbildung‘ sozialer Klassen bzw. Prozesse der Schichtung und solche der ‚Entschichtung‘ befriedigend erklären können, verlagert sich das theoretische Interesse um so nachdrücklicher auf die Zeitdimension: Denn hier entscheidet sich, ob trotz aller sachlichen Heterogenität von ‚Individual-‘ und Teillagen und trotz der Erosion sozialer ‚Ligaturen‘ kollektive Akteure entstehen oder fortbestehen können, die durch ihr Handeln zur Veränderung, aber auch zur Konservierung von Ungleichheitsstrukturen beitragen können“ (Berger 1990, S. 342). Die Berücksichtigung der zeitlichen Dimension zielt auf eine Stabilität oder auf eine Verzeitlichung des Begriffs Soziallage: „Neben einem Minimum an Ähnlichkeit in Ressourcenausstattung und Belastungen und neben einem Minimalbestand gemeinsamer Muster der Deutung von ‚Ungleichheitssituationen‘ – beides Voraussetzungen, die im Zuge sozialstruktureller Differenzierungsprozesse und der Erosion tradierter Wahrnehmungs- und Deutungsschemata problematisch geworden scheinen – gewinnt die zeitliche Stabilität von Lagen und/oder die Regelmäßigkeit von Verläufen als eine Voraussetzung für kohärente Deutungen und kollektive Aktionen immer mehr an Gewicht“ (Berger 1990, S. 343). Am Beispiel von elterlichen Karrieren oder Erfahrungen soll die zeitliche Stabilität der Soziallage diskutiert werden. Vertikale und horizontale Dimensionen sind deswegen unverzichtbar, weil die zeitliche Dauer und Stetigkeit von Ungleichheit selbst wichtige zusätzliche Dimensionen der sozialen Ungleichheit sind. Die sozial verbindlichen Bedeutungen der elterlichen Karrieren oder Erfahrungen lassen sich als „Lebenschancen“ kennzeichnen. Da die individuellen Karrieren oder Erfahrungen sich auf durch Institutionen vorgezeichnete Muster – auf Bildungssystem, Arbeitswelt oder Herkunftsfamilie – beziehen, lässt sich durch ihre Aggregation zugleich die Soziallage einer Familie im System der sozialen Ungleichheit erfassen. Erfahrungen werden in den verschiedenen Bereichen des sozialen Lebens institutionell vorgegeben, an denen

eine konkrete Person im Lauf ihres Lebens teilhat: Bildung, Arbeit, Familie, Freizeit, Konsum, Kultur, Religion, Politik usw.

Die Frage, was Zentrum und was Peripherie ist, wird durchweg gesellschaftlich entschieden. So entstehen Zentrum und Peripherie zwar aus dem typischen Widerspruch von Lohnarbeit und Kapital in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Das Zentrum-Peripherie-Modell berücksichtigt aber den Zusammenhang zwischen den vertikalen und den horizontalen Faktoren.

4.2.2 Der Einfluss der Sozillage auf die familiale Sozialisation

Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung hatte herausgearbeitet, dass Schichtvariablen (Berufsposition, Bildung, Einkommen) kollektive Erziehungsstile erklären können. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat demgegenüber bezweifelt, ob die soziale Schichtzugehörigkeit *direkt* die kollektiven Erziehungsstile der Eltern prägt. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung interessiert sich daher dafür, dass die aktuelle Lage (Schicht- und Berufsvariablen) vermittelbar die spezifische Persönlichkeit der Eltern beeinflusst. Vor diesem Hintergrund geht sie der Frage nach, wie der Einfluss der aktuellen Lage auf die erziehungsrelevanten Einstellungen und Wertorientierungen der Eltern aus soziologischer Perspektive untersucht werden kann.

Mein Ansatz beginnt mit dem Einfluss der Sozillage auf die elterliche Persönlichkeitsstruktur. Ebenso wie die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung geht ihre hier vorgelegte Weiterentwicklung davon aus, dass die Entwicklung der elterlichen Psyche mittels ihrer Erfahrungen in ihrer Sozillage gründet, also das Bewusstsein im Allgemeinen, das Denken und die Sprache im Besonderen. Daher interessiert sich mein Ansatz zwar für den Einfluss der vertikalen Dimensionen auf die elterliche Persönlichkeitsstruktur. Die Aussage enthält aber den Hinweis, dass die vertikalen Dimensionen der Eltern zur Erklärung ihrer Persönlichkeitsstruktur nicht ausreichen. Insofern geht es darum, den Zusammenhang zwischen vertikalen und horizontalen Dimensionen einerseits und den zeitlich biografischen Lebenserfahrungen der Eltern für die Erklärung der unterschiedlichen Persönlichkeit der Eltern andererseits zu vermitteln.

Mein Ansatz interessiert sich dafür, dass die elterliche Persönlichkeitsstruktur von vertikalen und horizontalen Dimensionen sowie biographischen Erfahrungen der Eltern beeinflusst wird. Auf Grund der Berücksichtigung der horizontalen Dimensionen und der biographischen Lebenserfahrungen der Eltern lässt sich vermuten, dass in einer Gruppe mit gleicher Schichtzugehörigkeit und gleichen Arbeitserfahrungen die elterliche Persönlichkeitsstruktur nicht ganz gleich ist, weil noch weitere Einflüsse der sozialen Ungleichheit auf das elterliche Bewusstsein wirken. Dabei gibt es eine wichtige Leitlinie: *die Erfahrungen, die die*

elterliche Persönlichkeit in der sozialen Ungleichheitsstruktur prägen, werden in den zentralen und dominanten Bereichen der Lebenswelt (v.a. Arbeitswelt und Herkunftsfamilie) gesammelt. Insofern werden im Rahmen des Zentrum-Peripherie-Modells die vertikalen, horizontalen und zeitlichen Dimensionen als ein wichtiger Mechanismus dargestellt, mit dem Unterschiede in der Persönlichkeitsstruktur der Eltern erklärt werden können. Zum Komplex der zentralen Soziallage gehören daher die nachfolgend erörterten Dimensionen.

(1) Zur Erklärung der Ausformung der elterlichen Persönlichkeit sind Schichtvariablen (*Berufsposition, Bildung und Einkommen*) nach wie vor wichtig. Die Schichtvariablen dürfen aber nicht mehr ausschließlich auf den Haupternährer bezogen werden. Viele Untersuchungen (v.a. Kohn 1969; Steinkamp/Stief 1978) haben bereits gezeigt, dass das Bildungsniveau der Mutter für die elterliche Erziehung sehr relevant ist. In Bezug auf die familiäre Sozialisation hängt die elterliche Persönlichkeitsformung vor allem mit ihrer Berufsposition und ihrem Bildungsniveau zusammen: „In the U.S. modell, education and occupational status appear to be equally powerful indicators of social-stratification position, with income of decidely lesser importance“ (Kohn und Schoenbach 1993, S. 142).

(2) Die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung ist der erste Zweig der Sozialisationsforschung, der die *Berufsbedingungen* berücksichtigt. Sie hat auf viele Berufsbedingungen aufmerksam gemacht. Aber sie hat nur die statischen Erfahrungen unter den väterlichen Berufsbedingungen berücksichtigt. Kohn konzentriert sich in Bezug auf die väterlichen Erfahrungen von Selbstbestimmung und Kontrolle unter den Berufsbedingungen auf die inhaltliche Komplexität der Arbeit (Dinge, Menschen, Daten), Steinkamp auf die Stellung in der Subordinationshierarchie.

So haben beide die mütterlichen Berufsbedingungen und Erfahrungen unberücksichtigt gelassen. Die Berücksichtigung der Bedeutung der mütterlichen Berufsbedingungen dient dem Zweck, den Zusammenhang zwischen den elterlichen Berufsbedingungen und ihrer Persönlichkeitsstruktur neu zu erklären. Hinsichtlich der Erwerbstätigkeit der Mütter ist die Untersuchung von Miller et al. (1979) interessant. Sie zeigt, dass „der Einfluss der beruflichen Arbeitsbedingungen auf die Persönlichkeit der Frau sehr ähnlich ist wie der bei Männern: Die Arbeitsbedingungen berufstätiger Frauen, die Selbstbestimmung ermöglichen, stehen in positiver Beziehung zu ihrer intellektuellen Kapazität und zu einer offenen, flexiblen Orientierung anderen Menschen gegenüber. Dagegen führen Arbeitsbedingungen, die die Möglichkeiten der Selbstbestimmung einschränken oder die mit Druck und Ungewissheit verbunden sind, zu einer wenig effektiven intellektuellen Leistung, ungünstigen Selbstkonzeptionen und einer rigiden sozialen Orientierung“ (Steinkamp 1988, S. 143). Nach dem Eintritt in den beruflichen

Erfahrungsbereich könnte eine Frau mit stark traditioneller Geschlechtsrollenorientierung nach und nach eine autonome Persönlichkeit annehmen, die auch erhebliche Konsequenzen auf ihre Einstellungen und ihr Verhalten gegenüber Ehemann und Kindern haben könnte (vgl. Steinkamp 1988, S. 143). Wenn diese Voraussetzung zuträfe, könnte die Vaterdominanz auf Grund der zunehmenden Frauenerwerbstätigkeit grundsätzlich abnehmen. Umgekehrt lässt sich erwarten, dass sich mit den Arbeitserfahrungen von Frauen auch die Persönlichkeit der ihrer Ehemänner verändern kann.

- (3) Auch der Grad an *sozialer Anerkennung* beeinflusst die Ausformung der elterlichen Persönlichkeit. „Eine Berufsposition kann einem Individuum das Gefühl verweigern, von anderen anerkannt zu werden. Selbstachtung und Selbstwertgefühl einer Person sind nun in hohem Maße abhängig von der Einschätzung durch andere Menschen. Auch das Rollenverhalten einer Person und damit auch ihr innerfamiliales Verhalten werden durch den Grad der Anerkennung und der Achtung geprägt, den sie regelmäßig erfährt. Mangelnde interpersonale Anerkennung bedeutet Blockierung von psychischen Gratifikationen und Befriedigungsmöglichkeiten, die Ursache für erhebliche Frustration sein können“ (Steinkamp 1980, S. 275). Der Grad sozialer Anerkennung trägt zur affektiven Sicherheit und Zufriedenheit des Individuums bei und steht in engem Zusammenhang mit Berufsposition und Arbeitserfahrungen.
- (4) Die *Wohnsituation* als eine der horizontalen Dimensionen ist wichtig, insofern ihre Merkmale mit den latenten und manifesten Beziehungen der Eltern zusammenhängen. Es lässt sich vermuten, dass die Wohnsituation die Persönlichkeitsstruktur der Eltern vermittelt. Insbesondere gibt es eine enge Beziehung zwischen dem Wohnquartier und der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht. Das Wohnquartier (vgl. Rodax/Spitz 1982) bezieht sich eher auf die elterliche Persönlichkeit als andere Aspekte der Wohnsituation (Größe der Wohnung, Rechtsform (Miete oder Eigentum), Anzahl der Zimmer etc.). „Einer der Aspekte ist der Wohnquartierskontakt über Kinder und über gemeinsame Probleme der familialen und schulischen Erziehung. Ein weiterer Aspekt liegt darin, dass die Sozialstruktur des Wohnquartiers eine Umwelt gemeinsamer Normen und Wertorientierungen bildet und die Beziehungen bestimmt“ (Rodax/Spitz 1982, S. 75). In diesem Sinne beeinflusst das Wohnquartier im Zusammenhang mit den vertikalen Dimensionen die Ausformung der elterlichen Persönlichkeit.
- (5) *Generation, Religion und Ethnie* der Eltern wirken sich maßgeblich auf die Ausformung ihrer Persönlichkeit aus. Die Generationszugehörigkeit kann die Ausformung der Persönlichkeit beeinflussen. Die Wirkungen historischer Rahmenbedingungen, die auf dem Wandel der Berufsstruktur beruhen, erleben unterschiedliche Generationen zu unterschiedlichen Zeitpunkten auf der Grundlage unterschiedlicher Arbeitserfahrungen und ökonomischer Möglich-

keiten. Viele Studien in den USA (Loasa/Sigel 1982; Elardo/Bradley 1981) haben auch darauf hingewiesen, dass der ethnische und religiöse Hintergrund die elterlichen Werte beeinflusst und sich somit auf die Eltern-Kind-Beziehungen auswirkt. Eine aktuelle deutsche Studie kommt zum gleichen Ergebnis (Nauck 1990, 1991). Wie aber die schichtenspezifische Sozialisationsforschung in den USA schon am Beispiel des engen Zusammenhangs zwischen ethnischen Unterschieden und der väterlichen Berufsposition deutlich gezeigt hat, sind die Merkmale Berufsposition, Bildungsniveau und Herkunftsfamilie der Eltern gegenüber den ethnischen Unterscheidungsmerkmalen vorrangig. In diesem Zusammenhang sind die erwähnten Faktoren und Erfahrungen für die Ausformung der elterlichen Persönlichkeit bedeutsam, sofern sie an die schichtrelevanten Faktoren und Erfahrungen anschließen.

- (6) Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat den Zusammenhang zwischen den Arbeitserfahrungen der Väter (Selbstbestimmung vs. Konformität) und der Persönlichkeitsausformung der Eltern bestätigt. Aber sie hat weder biographische Berufswechsel der Eltern noch die *dynamischen Arbeitserfahrungen* der Mütter berücksichtigt. Diese beiden Kriterien sind aber kaum ausreichend zu verstehen ohne die Berücksichtigung der Frage nach dem historischen Wandel der Berufsstruktur. Beide Phänomene können, ganz unabhängig von den Lebensentscheidungen der Subjekte, Ergebnis veränderter Berufsstrukturen sein. Vor allem gibt es einen engen Zusammenhang zwischen dem Wachstum des Dienstleistungssektors und der Veränderung der elterlichen Arbeitswelt.

Die dynamischen Arbeitserfahrungen der Eltern (ihre kontinuierlichen Arbeitserfahrungen, die Dauer ihrer Berufstätigkeit, der Grad an Aufstieg und Veränderungen, den sie in der Arbeitswelt erleben, die entsprechenden Veränderungen ihrer Arbeitsplatzsituation, die Arbeitsplatzsicherheit im Rahmen von Flexibilisierungsstrategien der Unternehmer usw.), die außerberuflichen Erfahrungen durch den Einfluss ihrer Arbeitswelt (z.B. Umschulung, Freizeit) und die vorberuflichen Erfahrungen (z.B. Herkunftsfamilie und Bildungssystem) – all dies steht in engem Zusammenhang mit der elterlichen Persönlichkeitsausformung. Aber es ist in Bezug auf familiäre Sozialisation wichtig, wie durch die Veränderung der elterlichen Arbeitswelt die elterliche Persönlichkeit (Selbstbestimmung vs. Konformität) stabilisiert oder destabilisiert wird.

- (7) Schließlich geht es um die elterlichen Erfahrungen in ihrer Herkunftsfamilie. Oevermann (1969, S. 304-309) hat den Zusammenhang zwischen der Schichtzugehörigkeit und kulturell tradierten Wertorientierungen der Eltern bestätigt. Steinkamp/Stief (1978) haben diesen Zusammenhang untersucht, wonach „der Umfang der familiengeschichtlich konsistenten Verankerung in

der gegenwärtigen Berufsstatusgruppe einen zusätzlichen Einfluss auf Aspekte familialer Sozialisation (sozialisationsrelevante Einstellungsmuster der Väter) habe“ (Steinkamp 1980, S. 275).

Mein Ansatz knüpft an die familiengeschichtlich konsistente Kulturalisierung der Ausformung der elterlichen Persönlichkeit in bestimmten Ungleichheitslagen an. Die Bedeutung dieser Erfahrungen wird dadurch unterstrichen, dass Eltern sich durchaus nicht von der Werthaltung ihrer Herkunftsfamilie (über drei Generation hinaus) ablösen können, sondern diese in ihren Lebensläufen allenfalls besitzen. Auch neuere Untersuchungen (Alheit 1995; Lange/Völker 1996; Burkart/Koppetsch/Maier 1999) belegen eine Kontinuität zentraler Werthaltungen, die die Abfolge mehrerer Generationen ebenso überdauert wie gesellschaftspolitische Systemwechsel (letzteres wird vor allem am Beispiel Ostdeutschlands deutlich). In diesem Zusammenhang lässt sich auch die intergenerationelle Milieu-Untersuchung von Vester et al. (1993) nennen, die gleichfalls die Persistenz des Klassenhabitus über die Generationen hinweg bestätigt.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat in Bezug auf die aktuelle Lage versucht, die elterliche Persönlichkeitsstruktur im Zusammenhang zwischen den schichtrelevanten Faktoren und den Berufsfaktoren zu erfassen. Diese Bemühungen auf der Basis der aktuellen Lage haben zwar inzwischen wichtige Erkenntnisse geliefert, aber heutige Untersuchungen befassen sich eher mit der Soziallage, weil die aktuelle Lage zur Erklärung der elterlichen Wertorientierung und Einstellungsstruktur zu wenige Dimensionen enthält. Insofern scheint die Heterogenität zwischen aktueller Lage und elterlicher Persönlichkeit zu machen. Und der soziale Wandel in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften hat zur Pluralisierung der elterlichen Persönlichkeiten geführt. Deswegen versuche ich, die zentrale Frage zu beantworten, *ob die Sozillage* (die vertikalen und horizontalen Faktoren und die biographischen Erfahrungen der Eltern) *die sozialisationsrelevanten Orientierungen* (Erziehungsziele und -einstellungen) *und Interaktionsstrategien* (Erziehungstechniken, Sozialisationsrollenverteilung) *deutlich beeinflusst und damit die Annahme spezifischer Sozialisationsmilieus rechtfertigt*.

In diesem Sinne muss die Sozillage als Ursache der Unterschiede in der familialen Sozialisation berücksichtigt werden. Die Sozillage im System der sozialen Ungleichheit kann nicht mehr als statuskonsistent dargestellt werden. Vielmehr muss ihre Statusinkonsistenz zur Kenntnis genommen werden, wie sie z.B. in einer Spitzengruppe mit gesicherter Berufsposition, hohem Bildungsniveau, mittlerem Einkommen, einem mittleren Wohnquartier, selbstbestimmten Arbeitsbedingungen und -erfahrungen und Selbstbestimmungserfahrungen in Herkunftsfamilie besteht.

Aber es stellt sich die Frage, wie die Sozillage der Eltern sich auf deren Persönlichkeitsstruktur konsistent auswirkt und wie sie in der Praxis ihrer sozialen

Beziehungen und ihrer erziehungsrelevanten Interaktionen innerhalb der Familie wirkt. Dafür soll mein Ansatz zunächst das „Sozialisationsmilieu“ einschließen. Dies stellt unter dem Einfluss der Soziallage die Verknüpfung der durch die sozialen Beziehungen verinnerlichten elterlichen Persönlichkeitsstruktur und der durch alltägliche, erziehungsrelevante Interaktionen der Eltern erworbenen Erziehungsziele dar. Im Folgenden ist daher die Frage zu erörtern, wie es im Zusammenhang mit der Soziallage zur Konkretisierung des Sozialisationsmilieus kommt.

4.3 Das Sozialisationsmilieu

Im Folgenden soll gezeigt werden, *auf welche Weise die soziale Ungleichheit für die elterliche Persönlichkeitsstruktur relevant wird*. Um die elterliche Persönlichkeitsstruktur besser zu erklären, bezieht sich mein Ansatz auf das Konzept des *soziokulturellen Sozialisationsmilieus*. Das Sozialisationsmilieu lässt sich bei mir verstehen als Aggregat der moralischen und erziehungsrelevanten Wertorientierungen, Einstellungen und Handlungsstrategien der Eltern, die durch die sozialen und innerfamilialen Beziehungen erworben werden.

4.3.1 Zur Entstehung des Begriffs „Sozialisationsmilieu“

Zur Präzisierung des Begriffs „Sozialisationsmilieu“ soll hier die soziologische Diskussion über soziale Milieus aufgegriffen werden. Diese Diskussion hat in Deutschland mit der Arbeit von Hradil (1987) einen neuen Aufschwung erfahren. Er hat erörtert, wie die Vermittlung von Sozialstruktur und Handlung erklärt werden kann. „In herkömmlichen Klassen- und Schichtkonzepten wird in der Regel davon ausgegangen, dass mit bestimmten äußeren Lebensbedingungen mehr oder minder eng auch bestimmte innere Haltungen (Klassenbewusstsein, Klassenpraxis, schichtspezifisches Denken und Verhalten, etc.) einhergehen. (...) Hinter diesen ‚klassischen‘ Konzepten stehen Vorstellungen und Erfahrungen, nach denen das Sein das Bewusstsein bestimmt. Demgegenüber geht in die Untersuchung von sozialen Lagen, von Lebenslagen sowie bestimmter neuerer Klassen- und Schichtbegriffe die Annahme ein, dass die objektiven Lebensbedingungen möglicherweise, aber nicht notwendigerweise die subjektiven Lebensweisen der Menschen prägen“ (Hradil 1999, S. 40f.). Aus diesem Grund entwickelt Hradil (1999, S. 41) sein Milieukonzept, das „Gruppen Gleichgesinnter zusammenfasst, die gemeinsame Werthaltungen und Mentalitäten aufweisen und auch die Art gemeinsam haben, ihre Beziehungen zu Mitmenschen einzurichten und ihre Umwelt in ähnlicher Weise zu sehen und zu gestalten. Kleinere Milieus, zum Beispiel Stadtviertelmilieus, weisen darüber hinaus häufig einen inneren

Zusammenhang auf, der sich in einem gewissen Wir-Gefühl und in verstärkten Binnenkontakten der Menschen äußert“ (Hradil 1987, S. 158ff.). Im Mittelpunkt seines Milieukonzeptes steht die Bedeutung der vertikalen Soziallage: „Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozialen Milieu ist keineswegs unabhängig von der Schichtzugehörigkeit. Es gibt vielmehr typische Unterschicht-, Mittelschicht- und Oberschicht-Milieus. Welche Werthaltungen und Lebenseinstellungen ein Mensch aufweist, ist also durchaus mitbestimmt von seiner Einkommenshöhe, seinem Bildungsgrad und seiner Berufsstellung. Aber diese schichtungsrelevanten Lebensbedingungen geben keineswegs zureichend über die Milieuzugehörigkeit Auskunft. Innerhalb der einzelnen Schichten finden sich in aller Regel mehrere Milieus nebeneinander“ (Hradil 1999, S. 420f.). Weiter geht er (1999, S. 425) von einem pluralen Milieugefüge aus, das „keine echten gesellschaftlichen Gruppen mit bekannten Namen, symbolisch-deutlichen Grenzen und einem Zusammenhörigkeits-Gefühl der Menschen“ aufweist, weil jedes soziale Milieu häufig durch Überschneidungen, Randstellungen und Doppelzugehörigkeiten gekennzeichnet ist. Und „die Zugehörigkeit zu einem sozialen Milieu muss nicht lebenslang andauern. Durch Umbrüche im privaten oder beruflichen Leben, durch den Wechsel von Sozialkontakten sowie durch damit in Verbindung stehende Einstellungsänderungen können sich die Werthaltungen der Menschen von einem Milieu zum anderen bewegen. Gleichwohl kann die Milieuzugehörigkeit nicht umstandslos durch bewusste Entscheidungen gewählt oder gewechselt werden. Tief sitzende Einstellungen und Sozialisierungserfahrungen sowie die Verwobenheit in Sozialkontakte lassen im Allgemeinen nur langsame Änderungen von Milieustrukturen und -zugehörigkeiten zu“ (Hradil 1999, S. 426). Obwohl Hradil das Milieu in der Soziallage fundiert, betont er, dass die Milieuzugehörigkeit eher von den durch aktive Sozialkontakte erworbenen Einstellungen abhängig ist. „Menschen in modernen Gesellschaften besitzen – auch innerhalb gleicher Klassen, Schichten, Soziallagen und sozialer Milieus – eine gewisse Freiheit, ihr Alltagsleben zu gestalten“ (Hradil 1999, S. 41f.). Im Mittelpunkt seines Milieukonzeptes steht die Heterogenität zwischen sozialer Lage und Milieuzugehörigkeit. In diesem Sinne orientiert Hradil sich am Modell des subjektorientierten, heterogenen und leicht wechselbaren Milieu. Schließlich typologisiert er (1999, S. 421ff.) in Anlehnung an Ergebnisse des SINUS-Instituts (1998) zehn Milieus,² die jeweils durch ihre gemeinsame Gesinnung charakterisiert sind.

In Anknüpfung an Hradils Milieukonzept hat Schulze (1992) das phänomenologische Erlebnismilieukonzept vorgelegt. Zunächst geht Schulze davon aus, dass der rapide gesellschaftliche Wandel in der Bundesrepublik zur

2 Konservativ-technokratisches Milieu (10%), Kleinbürgerliches Milieu (14%), Traditionelles Arbeitermilieu (5%), Traditionsloses Arbeitermilieu (11%), Aufstiegsorientiertes Milieu

Veränderung der menschlichen Handlungsweisen geführt hat und dass diese veränderten Handlungsweisen der Menschen nicht mehr durch den statuskonsistenten Schichtbegriff erklärt werden, weil sich die schichttypischen Verbindungen von objektiven und subjektiven Existenzformen gelöst haben: Die seit den 1970er Jahren stattgefundene Nivellierung der sozialen Schichten führt dazu, dass „die kulturelle Einfachstruktur der sozialen Schichtung weitgehend verblasst ist“ (Müller-Schneider 1994, S. 87). So stehen im Mittelpunkt des phänomenologischen Erlebnismilieukonzepts die erlebnisorientierten Handlungsweisen der Menschen. Die „Suche nach dem ‚schönen Erlebnis‘ ist zu einem wichtigen Bestandteil des Alltagslebens geworden: als Amüsement, Unterhaltung, Kunstgenuss, intellektuelle Leistung, berufliche Bestätigung und vieles mehr. (...) Ein Mensch handelt erlebnisorientiert, wenn das Ziel seiner Handlung ein schönes Erlebnis ist“ (Müller-Schneider 1994, S. 89). Müller-Schneider sieht im Begriff der Erlebnisgesellschaft die Möglichkeit, neue Tendenzen in der gesellschaftlichen Entwicklung zu erklären. „Die Brauchbarkeit der Sichtweise von der Erlebnisgesellschaft ist darin zu sehen, dass diese Perspektive die Auffindung einer neuen kulturellen Einfachstruktur der Bundesrepublik Deutschland ermöglicht und somit auch den Blick auf sozialstrukturelle Basismilieus freigibt, die in den letzten Jahrzehnten entstanden sind“ (Müller-Schneider 1994, S. 99). Entscheidend gehen die Autoren dieser Schule auf Grund neuer Tendenzen in der gesellschaftlichen Entwicklung davon aus, dass „alltagsästhetische Schemata, und zwar das Trivial-, Spannungs- und Hochkulturschema, das Prestige als zentrale Dimension der primären Wahrnehmung sozialer Ungleichheit ablösen“ (Müller-Schneider 1994, S. 104). Unter Vernachlässigung der sozialen Ungleichheit bezieht sich die Gliederung der Bevölkerung in Erlebnismilieus auf alltagsästhetische Distinktionsschemata: „Das Trivialschema formiert sich durch die linke Kulturkritik und deren Popularisierung, das Spannungsschema durch die actionorientierte Genusssuche junger Menschen und die Entfaltung des Hochkulturschemas setzt durch den Wandel der Handlungsmotivation von der hierarchischen Distinktion zur Genussorientierung ein“ (Müller-Schneider 1994, S. 104). Im Rahmen der erlebnisorientierten fundamentalen Semantik, die soziale Ähnlichkeit und Unterschiedlichkeit ohne den direkten Rekurs auf die Soziallage an vielen Alltagswahrnehmungen festmacht, haben Schulze (1992) und Müller-Schneider (1994) die Existenz von fünf Erlebnismilieus konstatiert: *Unterhaltungsmilieu* (Alter unter 40 Jahre; niedrige Bildung), *Selbstverwirklichung* (Alter unter 40 Jahre; weiterführende Bildung), *Niveaumilieu* (Alter über 40 Jahre; höhere Bildungsabschlüsse), *Harmonie* (Alter über 40 Jahre; niedrige Bildung) und *Integrationsmilieu* (Alter über 40 Jahre, mittlere Bildung). An dieser

(18%), Modernes bürgerliches Milieu (8%), Liberal-intellektuelles Milieu (10%), Modernes Arbeitnehmersmilieu (7%), Hedonistisches Milieu (11%), Postmodernes Milieu (6%).

oberflächlichen Kategorisierung lässt sich jedoch erkennen, dass die Entfaltung des erlebnisorientierten Milieukonzeptes durchweg die Dimension sozialer Ungleichheit vernachlässigt hat.

Neben den erwähnten beiden Milieukonzepten gibt es noch den Entwurf des gesellschaftlich-politischen Milieukonzeptes (Vester et al. 1993), der stark an der vertikalen und horizontalen Sozillage orientiert ist. Vester et al. (1993, S. 36f.) gehen zunächst davon aus, dass sich an der klassenspezifischen *Konfliktlinie* in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften „eine jüngere Generation von Gewinnern der Bildungsreformen und beruflichen Modernisierungen durch individualisierte Lebensstile und die ‚partizipatorische Revolution‘ von der übrigen Gesellschaft abgrenzt. Seit den 70er Jahren kehren aber auch in den so genannten ‚neuen sozialen Ungleichheiten‘ und in der ‚neuen sozialen Frage‘ historisch ältere, *vormoderne Konfliktlinien* sozialer Ungleichheit wieder. Die Ungleichbehandlung erfolgt nicht nach den weithin als ‚rational‘ geltenden Prinzipien unterschiedlicher Leistungen oder Besitztitel, sondern nach der Gruppenzugehörigkeit der Menschen; sie trifft insbesondere Frauen, Alte, Ausländer, Milieus mit wenig Berufsqualifikation und Menschen in benachteiligten Regionen. (...) Die *klassische soziale Frage*, die durch den Gegensatz von Kapital und Arbeit strukturiert wurde, kehrt damit zurück. Große Teile der jüngeren und mittleren Arbeitnehmergenerationen zweifeln an der Verteilungsgerechtigkeit und zeigen sich von allen politischen Ideologien (den klassenkämpferischen, den sozialpartnerischen, den staatssoziologischen und den postmodernen) gleichermaßen desillusioniert. (...) Schließlich ist auch die konservative ‚*ständisch-moralische Konfliktlinie*‘ keineswegs verschwunden“. Unter der Voraussetzung des gesellschaftlichen Wandels definieren Vester et al. (1993, S. 124) die „lebensweltlichen Zusammenhänge der Individuen als soziale Milieus“, wenn „objektive gesellschaftliche Strukturen und individuelle Dispositionen sich in alltagsweltlichen Lebenszusammenhängen vermitteln“. Weiter stellen Vester et al. (1993, S. 130) fest, dass „im Unterschied zum alltagssprachlichen Begriff des Milieus unser Milieubegriff nicht meint, dass das Individuum ausschließlich oder überwiegend durch gesellschaftliche Umwelteinflüsse geprägt wird. Unser Begriff des Milieus rückt das aktive und gestaltende Moment von sozialer Kohäsion in den Vordergrund und verweist auf reale alltagspraktische Lebenszusammenhänge“.

Dieser Milieugriff ist sperrig. Er basiert auf dem „Zerfall traditionaler und industriegesellschaftlicher Strukturen und der Zunahme individualisierter und pluralisierter Lebensformen. Es wird davon ausgegangen, dass Alltagshandeln, Denken und Lebensstile der Menschen nicht mehr so stark von äußeren Lage-, Klassen- und Schichtbedingungen abhängig seien wie früher. Sie seien differenzierter, heterogener und offener“ (Vester et al. 1993, S. 124). Dennoch stellen sie (1993, S. 133) fest, dass „soziale Milieus keineswegs als zufälliger

oder unstrukturierter gesellschaftlicher Zusammenhang existieren. Sie bilden je nach Maßgabe systematischer Vorgaben und Variablen ... ein vertikales und horizontales, dabei sich überlappendes Grundmuster gesellschaftlicher Lebenszusammenhänge, das auf charakteristische Ungleichheiten gesellschaftlicher Machtchancen verweist“. Ihr zentrales Thema ist die Fortexistenz der industriellen Klassengesellschaft. Vester (1998, S. 110) betont, dass „unsere Gesellschaften sehr wohl ‚Klassengesellschaften‘ sind. Auf der Ebene des lebensweltlichen Alltags teilt sich die Gesellschaft nach *ungleichen Lagen*, die mit der kapitalistischen Grundverfassung unserer Gesellschaft und deren politischer Abfederung zu tun haben, und in *ungleiche Milieus*, d.h. große und kleine Gruppen, die sich in ihrem Geschmack, ihrer Lebensführung, ihrem Habitus nicht miteinander verwechseln lassen wollen. Hier gibt es ein Oben und Unten und ein Nebeneinander, das einer Klassengliederung entspricht“. Aus diesem Grund typologisieren Vester et al. (1993, S. 16) auch in Anlehnung an SINUS (1992) auf der Basis von drei Habitusformen neun Milieus.³

Auf der Basis der soziologischen Diskussion zum ‚sozialen Milieu‘ (Hradil 1999; Müller-Schneider 1994; Vester et al. 1993) wird es möglich, meinen Begriff des „Sozialisationsmilieus“ zu erörtern. Zunächst habe ich in Abschnitt 3.1 herausgestellt, dass die deutsche Gesellschaft nach wie vor eine Klassengesellschaft ist. In den Abschnitten 4.2.1. und 4.2.2 habe ich im Rahmen des Zentrum-Peripherie-Modells die vertikalen und horizontalen Dimensionen und die biografischen Erfahrungen der Eltern dargestellt. Dann habe ich festgestellt, dass mit dem Begriff „aktuelle Lage“ in einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft keine adäquate Darstellung der Unterschiede in der familialen Sozialisation mehr gegeben werden kann. Nun wird es erforderlich, zur besseren Erklärung der Unterschiede in der familialen Sozialisation die Pluralisierung der subjektorientierten Sozialisationsmilieus unter dem Einfluss der Soziallage zu berücksichtigen.

Unter Sozialisationsmilieu im herkömmlichen Sinne wird eine Gesamtheit von sozialisationsrelevanten Gegebenheiten verstanden, die auf die Persönlichkeit und die Lebensweise einer bestimmten Gruppe von Eltern prägend wirkt (vgl. Hradil 1994, S. 98). Im Rahmen der herkömmlichen sozialstrukturellen Sozialisationsforschung beinhaltet das Sozialisationsmilieu daher nicht nur die gesamten Lebensbedingungen, die von den Eltern organisiert werden, sondern auch die spezifischen Handlungsdispositionen der Eltern. Meulemann und Weishaupt (1982, S. 257) haben festgestellt, dass Merkmale des sozialen örtlichen Milieus „als vertikale Dimension sozialer Ungleichheit den aggregierten ‚sozio-

3 Es handelt sich um:

Oberklassen-Habitus (alternatives, technokratisch-liberales und gehobenes konservatives Milieu),
Mittelklassen-Habitus (hedonistisches, aufstiegsorientiertes und kleingürgerliches Milieu) und
Arbeiter-Habitus (neues Arbeitnehmermilieu, traditionsloses Arbeitermilieu und traditionelles Arbeitermilieu).

ökonomischen Status' und als horizontale Dimension sozialer Ungleichheit die ‚sozialökologischen Lebensverhältnisse' und die ‚soziokulturelle Lebenswelt' umfassen“. So hat das Sozialisationsmilieu bislang meist auf den Zusammenhang zwischen den objektiven Lebensbedingungen und der entsprechenden subjektiven Wahrnehmung gezielt.

Der heutige Begriff des Sozialisationsmilieus unterscheidet sich von diesem früheren. Daher baut mein Versuch zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung zunächst auf der Differenzierung von Sozillage und Sozialisationsmilieu auf. Weiter hat der heutige Begriff des Sozialisationsmilieus die Merkmale der Subjektivität, Pluralisierung und Dynamik. Vor allem bezieht sich das Sozialisationsmilieu auf die Phänomene der Pluralisierung der soziokulturellen Lebensweise. Für das Sozialisationsmilieu, das zuvor meist auf die objektive Lebensbedingungen (d.h. hier nur: Sozillage) zielte, gilt heute immer öfter deren subjektive und veränderbare Wahrnehmung und Interpretation als konstitutiv.

- a) Die Subjektivität: Das Sozialisationsmilieu wird durchweg durch die bewusste Entscheidung und das aktive Handeln der Eltern ausgebildet. Jeoch entsteht die subjektive Orientierung und Lebensweise der Eltern nach wie vor im Rahmen ihrer Sozillage.
- b) Die Pluralität: Statt von der Homogenität wie in der herkömmlichen sozialstrukturellen Sozialisationsforschung hängt das Sozialisationsmilieu mit der soziokulturellen Pluralität innerhalb einer Sozillage zusammen.
- c) Die Dynamik: Statt der Annahme des statischen Sozialisationsmilieus wie in der herkömmlichen sozialstrukturellen Sozialisationsforschung geht das Sozialisationsmilieu hier von der Dynamik aus: Eltern können ihre eigene Persönlichkeit und Verhaltensweise nicht lebenslang aufrechterhalten. Dennoch hängt diese veränderbare Persönlichkeit und Verhaltensweise der Eltern mit ihrer Sozillage im System der sozialen Ungleichheit zusammen.

So bilden sich Unterschiede in der familialen Sozialisation nicht nur in Abhängigkeit von der Sozillage, sondern auch abhängig vom Sozialisationsmilieu der Eltern heraus. Eltern können sich gezielt in ein bestimmtes Sozialisationsmilieu begeben. Bei Eltern gleicher Sozillage zeigen sich daher Unterschiede in ihrer soziokulturellen Ausrichtung, insbesondere ihren intentionalen Erziehungszielen. Diese intentionale Orientierung und Verhaltensweise der Eltern beeinflusst zwar die kindliche Entwicklung, es ist aber wichtig, dass ihre soziokulturelle Orientierung und Lebensweise durchaus von ihrer Sozillage abhängen. Hierzu gehören zum Beispiel Konsumstile, wie sie unter dem Einfluss der sozioökonomischen Lage in langjährigen Kommunikationen und Erfahrungen entwickelt werden. Darüber hinaus weisen milieuspezifische Sozialisationsstudien darauf hin, dass Sozialisationsprozesse zwar nicht mehr auf die Formung einer lebenslang stabil bleibenden Persönlichkeit hinauslaufen, dass

aber der Umgang mit wechselnden Identitäten und die Gestaltung des eigenen Lebenslaufs keinesfalls von der Soziallage entkoppelt ist.

Insofern kehrt mein Versuch zur klassischen Sozialisationsfrage zurück, die durch den Gegensatz von Sozialstruktur und Individuum strukturiert wurde. Damit bezieht sich mein Versuch auf das Sozialisationsmilieu, wenn objektive gesellschaftliche Lebensbedingungen und elterliche Erziehungsstile sich in der durch die sozialen und familialen Erfahrungen selbst erworbene Persönlichkeit der Eltern vermitteln. Um solche Vermittlung besser zu erklären, berücksichtigt mein Versuch weiter die Verbindung zwischen Makro- und Mikromilieu. Hierzu bezieht sich mein Versuch auf die Differenzierung und Integration zwischen Makro- und Mikromilieu (Hradil 1987, S. 167f.; Dangschat 1998, S. 57). Hradil unterscheidet zwischen Makro- und Mikro-Milieus: „Während für die Konstitution der Makro-Milieus keine unmittelbaren sozialen Kontakte notwendig sind, sind sie für die Mikro-Milieus unumgänglich“ (Dangschat 1998, S. 61). Die „gesellschaftspolitischen Milieus spiegeln sich einerseits konkret-lebensweltlich in Mikro-Milieus wider (Formen der Vergemeinschaftung in Familie, Nachbarschaft, Freundeskreis und am Arbeitsplatz), andererseits in Form normativer Konzepte als Makro-Milieus (Formen der Vergesellschaftung in Verbänden, Parteien, Verwaltung, der Arbeitsteilung, des Tauschs, des Vertrages)“ (Dangschat 1998, S. 57). In diesem Zusammenhang bezeichnet das *Makromilieu* Ähnlichkeiten in der *normativen* Persönlichkeitsstruktur der Eltern, die im Rahmen der Soziallage durch die gesellschaftlichen Erfahrungen selbst erworben worden sind. Das *Mikromilieu* bezeichnet Ähnlichkeiten in der *erziehungsrelevanten* Persönlichkeitsstruktur der Eltern, die im Rahmen der Soziallage durch die innerfamilialen Beziehungen selbst erworben wird. Daher werden Ähnlichkeiten in der elterlichen Persönlichkeitsstruktur durch die objektiven äußeren Lebensbedingungen (Soziallage) und die subjektiv aktiven inneren Fähigkeiten und Verhaltensweisen (Praxis) vermittelt. In diesem Sinne setzt sich das Sozialisationsmilieu unter dem Einfluss der Soziallage aus der durch die sozialen Beziehungen erworbenen moralischen Persönlichkeitsstruktur (Markomilieu) und den durch die familialen Beziehungen erworbenen erziehungsrelevanten Zielen und Einstellungen (Mikromilieu) zusammen, so dass es sich auf die elterlichen Erziehungsstile bezieht. Daher definiere ich hinsichtlich der Verbindung von Makro- und Mikromilieu das Sozialisationsmilieu als *Gruppenbündelung der durch soziale und familiale Lebenserfahrungen selbst erworbenen Persönlichkeit der Eltern*.

Eltern, die sich in einem Sozialisationsmilieu Gleichgesinnter bewegen, haben nicht nur gemeinsame Werte und Vorstellungen, sondern weisen auch ähnliche Verhaltensweisen auf, die in den alltäglichen Beziehungen zu ihren Mitmenschen zur Anwendung kommen. Daher werden die Angehörigen eines Sozialisationsmilieus ihre Umwelt in ähnlicher Weise wahrnehmen und gestalten. Für meinen

Ansatz gewinnt der Begriff des Sozialisationsmilieus dann an Bedeutung, wenn ich den Fragen nachgehe, welchen Einfluss die Soziallage auf Makro- und Mikromilieu ausübt, und wie das Sozialisationsmilieu auf die elterlichen Erziehungsstile wirkt. Mein Ansatz geht darüber hinaus vom Einfluss der Soziallage sowohl auf die elterliche Persönlichkeitsstruktur als auch auf die elterlichen Interaktions- und Kommunikationsweisen aus. In diesem Sinne nehmen „Soziallage und Sozialisationsmilieu“ die Stelle ein, die in früheren Ansätzen die „Berufsstatusgruppierung“ innehatte, um die Prozesse und Folgen der familialen Sozialisation zu erklären.

4.3.2 „Sozialisationsmilieu“ als Verbindung von Makro- und Mikromilieu

Im Anschluss an das soeben Erörterte lässt sich auf die Frage eingehen, wie die Soziallage (also die vertikalen und horizontalen Lebensbedingungen und die biographischen Erfahrungen durch die Eltern) auf die durch die sozialen Beziehungen selbst erworbene Persönlichkeit der Eltern einwirkt und wie die im Rahmen der sozialen Beziehungen erworbene Persönlichkeit der Eltern mit ihren innerfamilialen Verhaltensweisen und ihren Erziehungszielen und -einstellungen zusammenhängt. Mein Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung baut insofern auf drei Fragestellungen auf:

- (1) Obwohl die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung mit großem Erfolg darauf hingewiesen hat, dass neben den schichtenspezifischen Faktoren die väterlichen Arbeitserfahrungen die typische Persönlichkeitsstruktur der Eltern beeinflussen, fragt mein Ansatz neben den vertikalen Faktoren sowohl nach den bisher vernachlässigten horizontalen Faktoren als auch nach den verschiedenen Erfahrungen der Eltern (in der Herkunftsfamilie und der Arbeitswelt), die sich in ihrer subjektiven, pluralen und dynamischen Persönlichkeitsstruktur niederschlagen.
- (2) Mein Ansatz fragt weiter nach dem Zusammenhang zwischen dem sozialmoralischen Bewusstsein und den Erziehungszielen der Eltern.
- (3) Schließlich ich frage danach, wie das Sozialisationsmilieu als Gruppenbündelung der durch soziale und familiale Lebenserfahrungen selbst erworbenen Persönlichkeitsstruktur der Eltern unter dem Einfluss ihrer Soziallage im System der sozialen Ungleichheit in sich differenziert und integriert ist.

4.3.2.1 Sozialmoralisches Makromilieu

Das subjektorientierte, plurale und dynamische Sozialisationsmilieu spiegelt sich sowohl in den konkret-lebensweltlichen Formen der Vergemeinschaftung, wie sie beispielsweise in der innerfamilialen Rollenverteilung zum Ausdruck kommen, als auch in den Formen der Vergesellschaftung, wie sie beispielsweise in der sozialen Arbeitsteilung zum Ausdruck kommen. Das Sozialisationsmilieu bildet die Verbindung zwischen der in der typischen Form der Vergemeinschaftung verinnerlichten Persönlichkeit einerseits (Mikromilieu) und der in der spezifischen Vergesellschaftung verinnerlichten Persönlichkeit (Makromilieu) andererseits (vgl. Dangschat 1998, S. 57). Mit anderen Worten finden die elterlichen Beziehungen oder Interaktionen auf zwei unterschiedlichen Ebenen statt (öffentlich und privat), die durch die alltägliche Lebenspraxis verbunden sind.

Im Zentrum des Interesses steht zunächst das sozialmoralische Bewusstsein der Eltern im Rahmen des Makromilieus. Es handelt sich um eine soziale Beziehung, die während des gesamten Lebens der Eltern von wesentlicher Bedeutung bleibt. Die herkömmliche sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat die Differenzierung der erziehungsrelevanten Persönlichkeitsstruktur der Eltern zwischen der öffentlichen und privaten Sphäre nicht berücksichtigt, obwohl diese Differenzierung eng mit den elterlichen Erziehungsstilen verbunden ist. Meine Überlegung gründet in der Annahme, dass es möglich ist, die Disparität in der Verknüpfung des sozialmoralischen Bewusstseins mit den Erziehungszielen und -einstellungen der Eltern fruchtbar zu machen.

Mein Ansatz geht davon aus, dass die Ausformung der elterlichen Persönlichkeitsstruktur eng mit der Soziallage zusammenhängt. Diesbezüglich stellt mein Ansatz zunächst fest, dass der Zusammenhang zwischen Schichtlage oder aktueller Lage und der erziehungsrelevanten Persönlichkeit der Eltern entkoppelt ist. Die herkömmliche sozialstrukturelle Sozialisationsforschung ging von der Homogenität zwischen der erziehungsrelevanten Persönlichkeitsstruktur der Eltern und ihrer Schichtlage oder aktuellen Lage aus. Im Vergleich damit konzentriert sich mein Ansatz auf den Einfluss der Soziallage auf die elterliche Persönlichkeitsstruktur. Diese Überlegung beginnt daher damit, dass „die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung sich im Wesentlichen auf die genauere Erfassung der väterlichen Arbeitserfahrungen (einschl. ihrer ‚Umsetzung in Persönlichkeitsmerkmale‘) beschränkt, wobei diese zu einer den familialen Sozialisationsprozess quasi determinierenden ‚Supervariablen‘ sozialer Ungleichheit hochstilisiert“ wird (Steinkamp 1991, S. 263).

Das Makromilieu besteht aus der kollektiven und sozialmoralischen Persönlichkeitsstruktur der Eltern, die durch soziale Beziehungen ausgebildet und begrenzt wird. In einer Gesellschaft finden also ständig im Rahmen der sozialen Beziehungen Kohäsions- und Abgrenzungsprozesse statt. Die Menschen stehen regelmäßig in einem Dauerzustand der Kohäsion und Abgrenzung der sozialen Beziehungen. Wenn mehrere Individuen zusammenleben, die ähnliche

Bedürfnisse haben und diese Bedürfnisse auf ähnliche Weise befriedigen wollen, stellt sich das Problem der sozialen Moral: wer darf anderen befehlen, wer bekommt mehr Ressourcen usw. Selbsterzeugung und Selbstreproduktion der sozialmoralischen Makromilieus werden im Rahmen der Sozillage durch gemeinsame Wertorientierungen und Lebenseinstellungen der Eltern perpetuiert, die zur sozialen Kohäsion und Abgrenzung der Eltern führen. In diesem Sinne haben die Autoren der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung (v.a. Neidhardt 1965) darauf aufmerksam gemacht, dass die durch die alltägliche Lebensführung verinnerlichten sozialen Werte schichtspezifisch verteilt sind. Unter dieser Voraussetzung hat Neidhardt die sozialen Werte in öffentliche und familistische Werte gliedert (S. 19).

In diesem Zusammenhang hängt die Sozillage mittels der Kohäsion und Abgrenzung der sozialen Beziehung mit dem sozialmoralischen Bewusstsein der Eltern zusammen. Diese Aussage schließt nicht aus, dass die subjektive Orientierung der Eltern in Bezug auf die universalistischen Ideale von Gleichheit und Emanzipation möglich ist. Zum Beispiel ist ein intentionaler Berufswechsel nach den universalistischen Idealen der Gleichheit und Emanzipation (Individualisierung) zu verstehen. Insofern können Eltern, die diese Ideale verfolgen, ihre sozialen Beziehungen aktiv gestalten und pluralisieren. Insofern können auch mehr unterschiedliche Makromilieus als früher innerhalb einer Gesellschaft existieren. Makromilieus können nicht nur sich selbst entwickeln und sich historisch verändern. Es besteht auch die Möglichkeit, dass Individuen je nach eigener Präferenz ein Milieu auswählen, in dem sie leben. Diesbezüglich geht Hradil (1999, S. 420) davon aus, dass „die ‚subjektiven‘ Lebensweisen einer sozialen Gruppierung durch deren ‚objektive‘ Lebensbedingungen zwar angeregt, beeinflusst oder begrenzt sein mögen, keineswegs aber völlig geprägt sind“. Aus diesem Grund stellt er hinsichtlich Gleichgesinnter fest, dass „die Grenzen zwischen den ... Milieus fließend sind. Sie stellen keine ‚echten‘ gesellschaftlichen Gruppen mit bekannten Namen, symbolisch-deutlichen Grenzen und einem Zusammengehörigkeits-Gefühl der Menschen dar. Es sind vielmehr von Sozialwissenschaftlern ‚geordnete‘ Gruppierungen von Menschen mit ähnlicher Mentalität“ (1999, S. 425). Trotzdem weist Vester (1998, S. 113) auf Grund seiner Untersuchungsergebnisse darauf hin, dass „keine der Mentalitätsformen völlig entkoppelt war von für sie typischen Berufs- und Lebenslagen“. In diesem Sinne lässt sich davon ausgehen, dass in bestimmbareren Sozillagen subjektiv bestimmbarere, plurale und dynamische Persönlichkeitsformen der Eltern vorzufinden sind.

Ein sozialmoralisches Makromilieu kann also durch ähnliche elterliche Persönlichkeitscharakteristika über soziale Beziehungen gekennzeichnet werden, die ihrerseits durch Ähnlichkeiten der Sozillage geprägt werden. Elterliche Persönlichkeitsstrukturen (Wertorientierungen, Lebenseinstellungen und Hand-

lungsstrategien) sind also, wie das sozialmoralische Wissenssystem, in einer gegebenen Gesellschaft ungleich verteilt. Diese elterliche Persönlichkeitsstruktur lässt sich durch den Wandel der Berufsstruktur oder der Soziallage und durch intentionales Handeln verändern. Auf Grund der Technisierung und Zunahme des Dienstleistungssektors in der Berufsstruktur wird eine Polarisierung zwischen Modernisierungsgewinnern mit hohem Bildungsniveau und Modernisierungsverlierern mit niedrigem Bildungsniveau vorausgesetzt. Nach der Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit wird die Individualisierung der Frauen beschleunigt. Allerdings ist es die Gesellschaft, die definiert, welcher Beruf mit welchem Prestige verbunden ist. Eine Begrenzung und Durchsetzung der individuellen Ziele erfolgt in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft nach wie vor durch die Schichtzugehörigkeit. Auch liegt die individuelle Begrenzung der subjektiv aktiven Orientierung und Lebensweise noch in den jeweiligen soziallage-spezifischen Bedingungen für die Möglichkeit der Bedürfnisbefriedigung. „Die Mitglieder einer Gesellschaft müssen gemeinsame Ziele und Werte akzeptieren, sonst ist keine Integration und Koordination des Verhaltens möglich. Es muss ein Konsensus über ein gemeinsames Wertesystem bestehen, da sonst eine Gesellschaft in sich bekämpfende Gruppen zerfällt. Eine Differenzierung ist natürlich notwendig, sie muss jedoch selber durch Werte und Normen gerechtfertigt werden. Das zentrale Wertesystem einer Gesellschaft muss von ihren Mitgliedern gelernt werden“ (Fend 1972, S. 29).

Die Diskussion über den Zusammenhang zwischen objektiven Lebensbedingungen und sozialmoralischer Persönlichkeit der Eltern hat hier ihre Wurzel in den vielen Ergebnissen der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung. Der Zusammenhang zwischen aktueller Lage und der sozialmoralischen Persönlichkeit der Eltern wurde von Kohn erfasst. Eltern entwickeln vor allem ihre individualisierte Persönlichkeit in ihrer Arbeitswelt. „Der Kern meiner These ist, dass sich der Zusammenhang zwischen Schicht und Wertorientierungen aus schichtspezifischen Lebensbedingungen ergibt, insbesondere aus den Berufsbedingungen. In der Industriegesellschaft, in der der Beruf eine zentrale Rolle im Leben der Menschen spielt, machen sich die Berufsbedingungen, die die Ausübung von Selbstbestimmung fördern oder hemmen, allmählich in den Absichten der Menschen nicht nur von der Arbeit und ihrer Rolle bei der Arbeit, sondern auch von der Welt und vom Selbst bemerkbar. Die Berufsbedingungen auf höheren Schichtebenen begünstigen die Meinung vom Selbst und von der Gesellschaft, was wiederum den Glauben an die Möglichkeiten rationaler, zielbewusster Handlung fördert und die Bewertung der Selbstbestimmung erhöht. Die Bedingungen des Berufslebens auf unteren Schichtebenen begünstigen eine eng umschriebene Vorstellung vom Selbst und von der Gesellschaft und fördern die positive Bewertung von Anpassung an Autorität“ (Kohn 1981, S. 217). In vielen Beiträgen über den Zusammenhang zwischen dem väterlichen Berufsleben

und der individualisierten Persönlichkeit der Eltern haben Autoren der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung (Kohn 1969; Steinkamp/Stief 1978) insbesondere den Umfang der Arbeitskontrolle, die substanzielle Beschaffenheit der Arbeit (Arbeit mit Dingen, Daten und Personen) und die Stellung in der Subordinationshierarchie als wichtige Berufsbedingungen angesehen. Wenn Dispositionsspielräume in den elterlichen Arbeitsbedingungen zu Autonomie und einer hohen Stellung in der betrieblichen Hierarchie führen, dann haben diese Eltern die Möglichkeit, in Übereinstimmung mit den Erwartungen, die an soziale Beziehungen gerichtet werden, eigene Motivationen und Bedürfnisse zu entwickeln. Eltern, die im Beruf relativ selbstständig handeln können, entwickeln daher relativ individualisierte und personenorientierte Werte und Lebenseinstellungen. Wenn dagegen geringe Dispositionsspielräume in den elterlichen Arbeitsbedingungen zu Kontrolle und Unterordnung führen, dann können die eigenen Motivationen, Bedürfnisse und Verhaltenserwartungen der Eltern in den sozialen Beziehungen mit ihren Erwartungen nicht in Übereinstimmung gebracht werden; zumindest ist eine bedeutende Diskrepanz zwischen eigenen Motivationen und den Erwartungen zu erwarten.

Die heutige Diskussion über die Bedeutung des Makromilieus ist durch die subjektive, plurale und dynamische Persönlichkeit und Lebensweise der Eltern gekennzeichnet. Sie geht davon aus, dass fast alle Eltern mit ihrer sozialmoralischen Identifikation in ihrer Herkunftsfamilie nicht zufrieden sind. Eltern wollen ihre durch die Erfahrungen ihrer Herkunftsfamilie erworbenen Wertorientierungen und Einstellungen verändern. Das trägt zu einem unaufhörlichen Wandel der elterlichen Persönlichkeit bei. Eltern – je nach ihrer Schichtlage, ihrem Berufs- und Bildungsleben, ihrer Herkunftsfamilie, ihrem Geschlecht und ihrer Generation – machen verschiedene Versuche und lassen sich oberflächlich in unterschiedliche und plurale Persönlichkeiten differenzieren. In Anbetracht der selbst erworbenen Wertorientierungen und Einstellungen jedes Makromilieus gewinnt die elterliche Persönlichkeit eine eigene Dynamik und Bedeutung. Aber diese Pluralisierung und Dynamik der Makromilieus impliziert keine traditionslos und beruhsfrei rapide, sondern eine traditions- und beruhsrelevant langsame Veränderung, weil die Dynamik der elterlichen Persönlichkeit in den sozialen und herkunftsfamilialen Beziehungen unter dem Einfluss der Sozillage realisiert wird. Daher kann man die Veränderung des Makromilieus nicht ohne Berücksichtigung der Veränderung der Sozillage und der sozialen und herkunftsfamilialen Beziehungen denken. Es handelt sich um einen langsamen Wandel der Gestalt der elterlichen Persönlichkeit, der aber gewissermaßen noch der Stempel des Herkunftsmilieus in Form vielfältiger Anlehnungs- und Abgrenzungsbeziehungen anhaftet (Müller 1990, S. 59).⁴

4 Diesbezüglich stellen Vester et al. (1993, S. 188) fest: „Denn die über Generationen hinweg tradierten Klassenmentalitäten verschwinden nicht einfach, wenn sich die Lebensverhältnisse

So unterscheiden sich selbstbestimmte Wertorientierungen und Lebenseinstellungen der Eltern je nach Sozillage. Makromilieus unterscheiden sich auch danach, welchen Wertorientierungen und Lebenseinstellungen Eltern selbst in ihrem öffentlichen Leben Vorrang einräumen. Eltern haben unterschiedliche spezifische Wertorientierungen und Lebenseinstellungen: Humanisierung, Individualisierung, Aufstiegsorientierung, Selbstverwirklichung, Familialismus, Sicherheit, Traditionsorientierung usw. Zur Systematisierung dieser subjektiven und pluralen Wertorientierungen und Lebenseinstellungen benutze ich im Folgenden die von Koppetsch/Burkart (1999) entwickelten drei typischen Dimensionen „Individualismus, Familialismus und Traditionalismus“ (s.u.). Diesbezüglich hat Vester bereits (1992, S. 237) dargestellt, dass „der erste Typus [ModernisierungsgewinnerInnen] *aktive* Haltungen bezeichnet, die auf eine verbesserte soziale Lage zielen, aber auch das Risiko des Scheiterns bringen. In ihrer Leistungsfähigkeit oft gering geschätzt ist die *passive* Haltung, die ein *realistisches* und risikoarmes Ausnutzen sich ergebender Chancen vorzieht. Die dritte Haltung, die Verzweiflung oder Resignation entspricht *Durkheims* (1983) Definition von *Anomie* und *Lewins* (1953) Definition von *Demoralisierung*: das Verhaltensrepertoire und das Beziehungssystem der Betroffenen taugen nicht mehr für die Erreichung ihrer Ziele“. Hradil (1999, S. 425) hat auch dargestellt, dass sich „die einzelnen Milieus seit den frühen 80er Jahren veränderten. (...) Dabei wuchsen im Allgemeinen die ‚modernerer‘ individualisierten Milieus. Dagegen haben die ‚traditionelleren‘ Milieus, wo die Einzelnen stärker in Gemeinschaften und ihre Normen eingebunden sind, meist an Größe verloren“ (Hradil 1999, S. 425). In diesem Sinne konzentriert sich mein Ansatz auf den Zusammenhang zwischen Sozillage und sozialmoralischer Persönlichkeitsstruktur der Eltern.

(1) *Individualismus* ist Eltern aus derjenigen Sozillage zuzuordnen, die eine übergeordnete Berufsposition haben, inhaltlich komplexe und übergeordnete Berufsbedingungen und selbstbestimmte Arbeitserfahrungen vorfinden, die überdurchschnittliche Bildungserfahrungen aufweisen und über ein hohes Einkommen verfügen. Ihre Lebensziele kreisen einerseits um Selbstverwirklichung, persönliche Unabhängigkeit, individuelle Eigenverantwortung und anspruchsvolle Standards. Eltern mit diesen Zielen betonen häufig die Gleichheit und Emanzipation. Andererseits sind ihre Lebensziele eher utilitaristisch am Erfolg der eigenen Person orientiert. Eltern mit diesen Zielen nehmen die soziale Ungleichheit als unveränderliche Realität wahr, möchten aber die Chancen beruflichen Erfolgs nutzen und im Strom symbolischer

ändern. Als aktive Formen der Auseinandersetzung mit den Erfahrungen von strukturellen Zwängen, Wertsystemen und sozialer Kontrolle entwickeln sie sich vielmehr in relativer Autonomie von materiellen Grundlagen und in Zusammenhang mit dem Eigensinn kultureller Vergemeinschaftungen. Sie erweisen sich daher in ihren Grundlagen häufig persistent, in ihrer Ausgestaltung jedoch modernisierungsfähig“.

Progressivität schwimmen (Vester et al. 1993, S. 209). Diese Eltern repräsentieren häufig die Haltung, dass Freiheit und Selbstverwirklichung durch den Erwerb von Geld und Prestige ermöglicht werden können (vgl. Vester et al. 1993, S. 224).

(2) *Familialismus* ist den Eltern der Soziallage zuzuordnen, deren Mitglieder mittlere und kleinere Angestellte und Beamte sind und eine ungesicherte manuelle Arbeit verrichten sowie über eine mittlere Bildungsteilnahme und ein mittleres Einkommensniveau verfügen. Die Eltern finden inhaltlich gemischte (komplexe und einfache) und meistens untergeordnete Berufsbedingungen vor. Das Leben der Eltern in diesem Milieu orientiert sich an unabhängigen, eigenverantwortlichen und anspruchsvollen Zielen, die aber nicht immer erreicht werden. Ihr Ziel liegt in der „ganzheitlichen Selbstverwirklichung“ (Vester et al. 1993, S. 219). Eltern mit diesen Zielen suchen einen Kompromiss zwischen dem Aktivismus alternativer Lebensführung und dem realistischen Akzeptieren der eigenen Grenzen (Vester et al. 1993, S. 209) „Körper und Geist, Gefühl und Intellekt, Politik und Person sollen vereint werden. Der Notwendigkeit dieser Gratwanderung zwischen Idealismus und Hedonismus entspricht eine Kultivierung der Sensibilität. Für das Arbeitsethos bedeutet dies, den Anforderungen von Normierung und Leistungsdisziplin durch Selbstbestimmung entgegenzuwirken“ (Vester et al. 1993, S. 219).

(3) *Traditionalismus* herrscht bei Eltern aus der Soziallage vor, die un- und angelernte Berufspositionen innehaben, inhaltlich einfache Arbeit verrichten, über eine unterdurchschnittliche Bildungsteilnahme und ein ungesichertes, niedriges Einkommen verfügen und deren Lebenswelt zusätzlich durch häufige Stresserfahrungen gekennzeichnet ist. Ihr Leben orientiert sich weder am Individualismus noch am Streben nach Selbstverwirklichung. Ihr Lebensziel liegt nicht nur in einer von Unsicherheit, Mangel und Enge befreiten Stabilität, sondern auch in sozialer Anerkennung. Einerseits sind diesen Eltern Ziele wie die vielseitige Selbstverwirklichung in Arbeit, Freizeit und Gesellung sowie egalitäre und solidarische Werte so wichtig, dass sie darauf um eines permanenten sozialen Aufstiegs willen nicht verzichten wollen. Andererseits konzentrieren sie sich primär auf den eigenen engen Vergemeinschaftungskreis und ihr Bemühen, in Familie und Arbeit der ständigen Gefahr anomischer Destabilisierung entgegenzuarbeiten (Vester et al. 1993, S. 209).

Im Folgenden soll dargestellt werden, wie das sozialmoralische Makromilieu in Bezug auf die Soziallage auf die innerfamilialen Beziehungen und die erziehungsrelevanten Ziele und Einstellungen der Eltern wirkt.

4.3.2.2 Erziehungsrelevantes Mikromilieu

Ich habe das Sozialisationsmilieu bereits als Ort der Differenzierung und Integration der Vergesellschaftung (Makroebene) und Vergemeinschaftung (Mikroebene) dargestellt. Auf dieser Grundlage gehe ich im Folgenden der Frage nach, wie die alltäglichen Interaktionen der Eltern und ihre erziehungsrelevanten Ziele und Einstellungen unter Bezugnahme auf diese Vergesellschaftung erklärt werden können. Die Beschränkung des Forschungsinteresses auf das Makromilieu führt dazu, dass die alltäglichen Interaktionen der Eltern und ihre dadurch selbst erworbenen Erziehungsziele und -einstellungen nicht berücksichtigt werden. Daher können bisherige Erklärungsansätze, die auf die homogene Persönlichkeitsstruktur der Eltern im Zusammenhang mit der Schichtlage oder der aktuellen Lage abstellen, nicht der Kritik entgehen, dass in ihren Typologisierungen nicht erkennbar wird, wie Eltern in Bezug auf ihre Soziallage unter dem Einfluss ihres sozialmoralischen Bewusstseins ihre erziehungsrelevanten Ziele und Einstellungen aufbauen, die eng mit ihren regelmäßigen und aktiv interessierten Interaktionen zusammenhängen. Unter dieser Voraussetzung stellt sich die Frage, wie Eltern die beiden erziehungsrelevanten Zieldimensionen (Selbstbestimmung und Konformität) gewichten und ausformulieren.

Ein Mikromilieu ist durch Ähnlichkeit der erziehungsrelevanten Ziele und Einstellungen der Eltern charakterisiert, die diese in ihren alltäglichen Interaktionen erwerben. Die erziehungsrelevante Einstellung der Eltern ist ein relativ dauerhaftes Syndrom konsistenter Dispositionen für die alltäglichen Interaktionen zwischen Eltern und Kindern (Steinkamp 1982a, S. 124). Darüber hinaus spiegeln die Erziehungsziele der Eltern deren spezifische Sollerwartungen gegenüber den Kindern wider (ebd.). Da die erziehungsrelevante Einstellung der Eltern häufig ihrem Erziehungsziel entspricht, „stehen Erziehungsziele und erziehungsrelevante Einstellung keineswegs unvermittelt nebeneinander“ (Steinkamp 1982a, S. 124). Obwohl das elterliche Erziehungsziel nicht nur durch die Soziallage, sondern auch durch die intervenierenden Faktoren (Familiengröße – Kinderzahl, Geschlecht und Alter der Kinder usw.) beeinflusst wird, vernachlässige ich wie Steinkamp/Stief (1978, S. 63) diese intervenierenden Faktoren, weil der Schwerpunkt meines Ansatzes in den elterlichen Erziehungszielen liegt, für deren Erklärung vor allem die Soziallage und deren spezifische Lebenserfahrungen von Bedeutung sind.

Die elterlichen Erziehungsziele enthalten wahrscheinlich ein präskriptives Urteil hinsichtlich der kindlichen Verhaltensweisen und Eigenschaften, da diese Ziele eng mit den universalistischen Idealen⁵ zusammenhängen. Die neuere

5 „Selbst das Bürgerliche Gesetzbuch hat das Erziehungsziel Selbstständigkeit als ein für alle Eltern und Pädagogen verbindliches aufgenommen“ (Pressing, u.a. 1990, S. 10). Im § 1626 BGB heißt es seit dem 1.1.1980: „Bei der Pflege und Erziehung berücksichtigen die Eltern die wachsende Fähigkeit und das wachsende Bedürfnis zu selbstständigem, verantwortungsbewusstem Handeln. Sie besprechen mit dem Kind, soweit es nach dessen Entwicklungsstand angezeigt ist, Fragen der elterlichen Sorge und streben Einvernehmen an“.

sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat hier ausschließlich den Einfluss der im beruflichen Arbeitsprozess erworbenen Persönlichkeitsstruktur des Vaters auf die idealen Erziehungsziele der Eltern (Selbstbestimmung) berücksichtigt. Sie hat aber den Einfluss der mütterlichen Persönlichkeitsstruktur auf die elterlichen Erziehungsziele und ihre alltäglichen Interaktionen vernachlässigt. Daher soll hier darüber hinaus berücksichtigt werden, wie die Soziallage auf der innerfamiliären Ebene die elterlichen Erziehungsziele beeinflusst. Es handelt sich um die Qualität der elterlichen Beziehung in Bezug auf die aktive Durchsetzung der Eltern unter dem Einfluss der Soziallage.

Zeitbudgetstudien in verschiedenen Industrieländern zeigen eine deutliche Tendenz: „Der familiäre Alltag von Kindern ist vor allem Alltag mit der Mutter: die durchschnittliche Zeit, die Väter ihren Kindern widmen, liegt deutlich unter der ihrer Ehefrauen unabhängig vom Alter der Kinder, vom sozialen Status des Ehemannes, der Berufstätigkeit der Frau und dem Zeitpunkt der Erhebung“ (Steinkamp 1988, S. 146; 1991, S. 266). Aber die schichtenspezifische Sozialisationsforschung hatte bereits festgestellt, dass die elterlichen Erziehungsziele nicht allein aus dem zeitlich-quantitativen Zeitaufwand der Mütter bestimmt werden können. Lamb (1979, S. 938) hat betont, „that fathers may make up in quality some of what they lack in quantity“ (zit. nach Steinkamp 1991, S. 266). Deswegen hat sich die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung (Kohn 1969; Steinkamp/Stief 1978) auf die *Qualitätsprobleme der elterlichen Beziehung* konzentriert. Die elterlichen Interaktionen und Kommunikationen sind durch die ungleiche Verteilung sozialer Ressourcen und spezifischer Erfahrungen strukturiert. Die elterliche Beziehungsqualität kommt einerseits in der Institutionalisierung dieser Ressourcenungleichheit zum Ausdruck, welche die Wahl von Zielsetzungen eingeschränkt, andererseits in der Kontrolle über die Zugänglichkeit der Ziele selbst. Daher sind die Erziehungsziele der Eltern mittels der ungleichen Ressourcenverteilung in den langjährigen Interaktionen der Eltern begründet, wenn auch die subjektiven Intentionen und die Aktivität der Eltern auf die Ausformung ihrer Erziehungsziele wirken.

Die Autoren der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung sind davon ausgegangen, dass sich die im beruflichen Arbeitsprozess erworbene Persönlichkeit der Väter auf die Erziehungsziele der Ehefrau überträgt. Kohn (1969, S. 151) hat als Erster dieses Thema in der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung bearbeitet: „It would appear that their husbands' occupational circumstances have substantial importance for mothers' valuation of self-direction, but have little importance for their valuation of conformity. Although both middle- and working-class mothers' valuation of self-direction seems to be affected by their husbands' occupational conditions, the effect is stronger for middle-class mothers“.

Bertram hat bestätigt, dass erstens ein hohes Maß an Heterogenität zwischen Schichtzugehörigkeit und elterlicher Persönlichkeit besteht und zweitens die Merkmale der aktuellen Lage (Schichtzugehörigkeit, bürokratische Organisation und die berufliche Autonomie) voneinander unabhängig die väterliche Persönlichkeitsstruktur beeinflussen, „wobei der beruflichen Autonomie die geringste Bedeutung zukommt. (...) Interessant dabei ist noch, dass die Intelligenz bei wechselseitiger Kontrolle sowohl von der Mitgliedschaft in bürokratischen Organisationen wie von der Schichtzugehörigkeit beeinflusst wird“ (1978, S. 192ff.). Weiter hat er (1978, S. 195) festgestellt, dass „die Strukturvariablen indirekt, vermittelt durch die Einstellungen und Verhaltenszüge des Vaters, die Persönlichkeits- und Einstellungsstruktur der Mutter beeinflussen“.

Steinkamp/Stief (1978) berücksichtigten darüber hinaus, unter anderem wegen der Ressourcenüberlegenheit, die „Übertragung der im beruflichen Arbeitsprozess erworbenen Wertorientierungen, Einstellungen und Handlungsstrategien des Mannes auf die Ehefrau“ (Steinkamp 1988, S. 141). Diese äußert sich in „der Überlegenheit des Mannes gegenüber seiner Frau hinsichtlich der Verfügung über hoch bewertete Ressourcen wie Bildung, Berufsstatus, Einkommen und Prestige“ (ebd.). Dieses Ungleichgewicht wirkt sich nach Auffassung der Autoren nun „nicht nur – wie in der Ressourcentheorie angenommen – auf die Entscheidungsverhältnisse in der Ehe aus, sondern führt auch zu einer asymmetrischen, ‚komplementären‘ (Watzlawick u.a. 1969, 69) Interaktionsstruktur im Ehepartnersubsystem mit der Folge, dass die jeweiligen Situationsdefinitionen des Mannes sich durchsetzen und langfristig die Wertorientierungen, Einstellungen und Verhaltensstrategien der Frauen modifizieren“ (Steinkamp 1988, S. 141). In diesem Sinne gehen Steinkamp/Stief (1978) davon aus, dass die in den beruflichen Arbeitserfahrungen erworbene Persönlichkeitsstruktur des Vaters auf Grund der Ressourcenüberlegenheit im *Verlauf langjähriger Kommunikation* auf die Ehefrau übertragen wird: „In diesem Prozess nimmt in der Regel der männliche Partner eine so genannte superiore, primäre Stellung ein, die Frau dagegen eine inferiore, sekundäre. (...) Normalerweise übertrifft in entwickelten Industriegesellschaften der Ehemann seine Partnerin im Bildungsniveau, Einkommen und Berufsstatus“ (Steinkamp 1980, S. 280). Entsprechend verschaffen seine hoch bewerteten Ressourcen dem Mann innerhalb der elterlichen Beziehungen eine dominante Stellung, die sich nicht nur in seiner größeren Entscheidungsgewalt dokumentiert, sondern ihn wahrscheinlich auch zu einer mächtigen Beeinflussungsinstanz für die Einstellungen und Wertorientierungen der Frau macht.

Die zunehmende Bildungsteilnahme und Berufstätigkeit von Frauen in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften hat zweifellos nicht nur zur Änderung ihrer Wertorientierungen und Einstellungen, sondern auch zur Änderung der innerfamiliären Rollenverteilung geführt. In Bezug auf die Erwerbstätigkeit der Mütter ist gerade die Untersuchung von Miller et al. (1979) interessant. Diese

Autoren zeigten, dass „der Einfluss der beruflichen Arbeitsbedingungen auf die Persönlichkeit der Frau sehr ähnlich ist wie der bei Männern: Die Arbeitsbedingungen berufstätiger Frauen, die Selbstbestimmung ermöglichen, stehen in positiver Beziehung zu ihrer intellektuellen Kapazität und zu einer offenen, flexiblen Orientierung anderen Menschen gegenüber. Dagegen führen Arbeitsbedingungen, die die Möglichkeiten der Selbstbestimmung einschränken oder die mit Druck und Ungewissheit verbunden sind, zu einer wenig effektiven intellektuellen Leistung, ungünstigen Selbstkonzeptionen und einer rigiden sozialen Orientierung“ (Steinkamp 1988, S. 143).

Viele Frauen mit Kindern wünschen sich heute nicht mehr ein familienzentriertes Leben mit traditioneller Arbeitsteilung. Sie wollen sich aktiv für eine andere Lebensform entscheiden, in der sie Berufstätigkeit und Kindererziehung vereinbaren können. Gesellschaftlich ist Frauen aber der Zugang nicht nur zum Arbeitsmarkt allgemein, sondern insbesondere zu gut bezahlten Tätigkeiten und zum beruflichen Aufstieg erschwert. „Die Dominanz der Männer resultierte aus der Kontrolle sozialer Ressourcen“ (Pfau-Effinger 1998, S. 169). Für Eltern ist die Arbeitsteilung gesellschaftlich vorgegeben, in der die Männer eher die bezahlte Erwerbsarbeit und die Frauen eher die unbezahlte Familienarbeit übernehmen. „Die Segregation der Frauen hinsichtlich Einkommen, beruflichem Status und Karrierechancen verstärkt die traditionelle Arbeitsteilung in der Familie und umgekehrt verhindert die Ausbildung dieser Geschlechterrollen durch die Familie eine volle berufliche Partizipation“ (Garhammer 1996, S. 326). Trotzdem „sind die Einstellungen von Frauen zu diesen Lebensbereichen heute weniger standardisiert, als sie es wohl früher waren. Dennoch zeigen sich in den Einstellungen von Frauen deutliche Veränderungstendenzen in Richtung bestimmter neuer, dominierender Leitbilder. So scheint es, dass man für Westdeutschland davon sprechen kann, dass für große Teile der weiblichen Bevölkerung heute das ‚Vereinbarkeitsmodell der Versorgerehe‘ auf der Grundlage einer zeitlich reduzierten Beteiligung von Müttern am Erwerbsleben einen zentralen Bezugspunkt des biographischen Handelns bildet“ (Pfau-Effinger 1998, S. 176).

Trotz der Veränderung der mütterlichen Wertorientierungen kann nach wie vor in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften die traditionelle elterliche Arbeitsteilung als die praktizierte Form angesehen werden: Vater – Vollzeitarbeit; Mutter – Hausarbeit und/oder Teilzeitarbeit.⁶ Meistens kann mit gutem Grund angenommen werden, dass eine Frau durch ökonomische Zwänge der Familie zur Aufnahme ihrer Teilzeitarbeit motiviert sein könnte. So heben einige Untersuchungen (vgl. Burkart et al. 1989; Burkart/Kohli 1992; Misch/Blätzel-

6 Mischau et al. (1998, S. 334) haben eine Antwort auf die Frage nach einer Veränderung des Geschlechterverhältnisses oder dem Aufbrechen traditioneller Geschlechtsrollen gegeben,

Mink/Kramer 1998) die Ressourcenbedingtheit der Erwerbstätigkeit der Frauen hervor. Selbst wenn die traditionelle *Rollenverteilung* in den meisten Familien noch den Normalfall darstellt, kann man nicht sagen, dass sich die väterliche Persönlichkeit einfach auf die Ehefrau überträgt, weil die Frauen die traditionelle *Einstellung* überwunden haben. So ist Steinkamps Kritik (1988, S. 142) von Bedeutung: die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung „nähme eine patriarchalische getönte Sichtweise des familialen Interaktionsprozesses ein, indem sie sich immer noch am traditionellen Muster familialer Arbeitsteilung – der Mann ist berufstätig und die Frau versorgt Haushalt und Kinder – orientierte“.

In diesem Sinne verfügen Eltern in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften über ein breites Set von Erziehungszielen: Urteilskraft, Selbstbewusstsein und Kritikfähigkeit, Verträglichkeit, intrinsische Lernmotivation, Toleranz, Verlässlichkeit, Ehrgeiz, Elternfixierung, Pflichtbewusstsein, Gehorsam, Selbstbeherrschung, Anpassung, gutes Benehmen, Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit, äußere Erscheinung, Sauberkeit und Ordnung, gute schulische Leistungen, Geschlechtsrolle, gute Umgangsformen, Menschenverstand, Rücksicht, Interesse usw. Mein Ansatz geht hier davon aus, dass es einen deutlichen Zusammenhang zwischen der elterlichen Erziehungsziele und ihrer Soziallage (die vertikalen, horizontalen und zeitlichen Faktoren) gibt. Das Erziehungsziel der Eltern wird durch ihre im Verlauf alltäglicher Interaktionen und Kommunikationen mit ihren Kindern erfolgende regelmäßige Verständigung bestimmt. Die elterlichen Erziehungsziele beziehen sich auf diejenigen Wissenssysteme, die das soziale Handeln legitimieren, die Spielregeln festlegen und Begründungsmuster anbieten. Sie versetzen Eltern in die Lage, Eigenschaften ihrer Situation zu erfassen, zu typisieren und die Verständigung zwischen Eltern und Kindern zu ermöglichen. Sie resultieren also aus den kindbezogenen Interaktionen der Eltern. Die kindbezogenen Interaktionen der Eltern bieten jedoch ein komplexeres und widersprüchliches Bild. Zwar vermitteln Eltern zunächst selbst durchweg den Eindruck, ihre idealen Erziehungsziele zu verfolgen und sie mit einigen Abstrichen auch zu erfüllen. Die elterlichen Erziehungsziele können sich ohne Bezugnahme auf die Soziallage durch die elterlichen Beziehungen verändern. Die Möglichkeit zu einer solchen Veränderung liegt dabei nicht in den Soziallage selbst, sondern in den starken Absichten der Eltern. Bei genauerem Hinsehen werden zwar solche kurzfristigen Abweichungen sichtbar, aber auch hinsichtlich der langjährigen Beziehungen der Eltern wird sich eine grundlegende Diskrepanz zu den Idealen zeigen, weil in den elterlichen Interaktionen mit Kindern die aktuelle Soziallage stärker wirkt als die Ideale und Ziele. Die langjährigen Interaktions- und Kommunikationsprozesse bedeuten also eine Vermittlung zwischen ihrer aktuellen Soziallage und ihren Erziehungszielen.

wonach „die innerfamiliale Arbeitsteilung jedoch seit gut zwanzig Jahren im Kern nahezu unverändert“ fortlebt.

Anhand der kindorientierten Beziehungen der Eltern kann man den Zusammenhang zwischen ihrer aktuellen Soziallage und ihren Erziehungszielen verstehen.

In diesem Sinne entwickle ich zur Systematisierung der Erziehungsziele der Eltern in Anlehnung an die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung (Kohn, Bertram, Steinkamp/Stief) die Dimension „Selbstbestimmung vs. Konformität“. Dabei konzentriere ich mich vor allem auf Kohns Ergebnisse (1969, S. 35ff.): „The essential difference between the terms, as we use them, is that self-direction focuses on *internal* standards for behavior; conformity focuses on *externally* imposed rules. (One important corollary is that the former is concerned with intent, the latter only with consequences.) Self-direction does not imply rigidity, isolation, or insensitivity to others; on the contrary, it implies that one is attuned to internal dynamics – one’s own, and other people’s. Conformity does not imply sensitivity to one’s peers, but rather obedience to the dictates of authority” (Kohn 1969, S. 35).

Jetzt kann ich mich auf die soziallagespezifischen und etablierten Erziehungsziele der Eltern beziehen: *Selbstbestimmung im individualistischen Milieu der oberen Soziallage*, *Selbstbestimmung im familistischen Milieu der mittleren Soziallage* und *Konformität im traditionalistischen Milieu der unteren Soziallage* (vgl. Koppetsch/Burkart 1999). Diese Erziehungsziele stehen nicht in direktem Zusammenhang mit der Soziallage der Eltern, sondern mit deren langjährigen Interaktionen. Zunächst können sich Eltern am reflexiven Ziel „Selbstbestimmung“ orientieren. Dafür wenden sie diskursive Interaktionsformen an, die sie mit kognitiven und hohen persönlichen Geltungsansprüchen verbinden. Die Möglichkeit, die die Selbstbestimmung und die diskursive Interaktionsform praktisch bietet, setzt ein überdurchschnittliches Maß an Ressourcen voraus (vgl. Koppetsch/Burkart 1999, S. 24). Die diskursive Interaktion besteht aus der aktiven Partizipation der beiden Eltern. Selbstbestimmung im individualistischen Milieu impliziert die starke Durchsetzung der mütterlichen Persönlichkeit. Die diskursive Interaktion der Eltern führt nämlich zur kognitiven Durchsetzung der Mutter in der Ausformung der Erziehungsziele. Eltern mit diskursiven Interaktionen teilen die Mentalität der reflexiven Rationalität und der Emotionsregulation. So führt ihre Verhaltensweise zu unterstützenden und nicht-körpergebundenen Interaktionen und Kommunikationen.

Eltern aus der mittleren Soziallage orientieren sich wie diejenigen aus dem individualistischen Milieu an „Selbstbestimmung“ als hauptsächlichem Erziehungsziel. Aber dem familistischen Milieu gelingt teilweise die diskursive Interaktion und teilweise die asymmetrisch komplementäre Interaktion der Eltern, weil im familistischen Milieu häufig die Ressourcenungleichheit zwischen den Eltern existiert. Frauen in diesem Milieu sind nicht berufstätig oder teilzeiterwerbstätig und stehen überwiegend für die aktuellen Probleme der Familien- und Erziehungsaufgaben zur Verfügung. Deswegen müssen diese Eltern viel Zeit und

Mühe aufbringen, um zu übereinstimmenden Erziehungszielen zu gelangen. Inzwischen scheint häufig die Diskrepanz zwischen Erziehungszielen und Praxis auf.⁷ In Bezug auf die elterliche Interaktion nimmt in diesem Milieu nicht die kognitive, sondern die emotionale Gestaltung einen hohen Stellenwert in der elterlichen Mentalität ein. Trotz gezielter Bemühungen der Eltern realisiert sich ihre höhere Erwartung gegenüber ihren Kindern nicht im Alltag.

Das dritte Erziehungsziel, die „Konformität“, kommt dort zur Anwendung, wo weder die diskursive noch die emotionale Gestaltung der elterlichen Interaktionen zur Entfaltung kommt. Eltern im traditionalistischen Milieu wünschen sich auch Selbstbestimmung als Erziehungsziel, gelangen aber dennoch zur Konformität als fatalistischer Einstellung. Diese Einstellung hängt eng mit ihrer ungünstigen Soziallage und den engen gemeinschaftlichen Kontakten zusammen: „In diesen Deutungsmustern drückt sich offensichtlich eine kollektive und tradierte Lebenserfahrung der Anerkennung realer Machtverhältnisse in der Gesellschaft aus“ (Müller 1990, S. 63). In diesem Milieu führt die elterliche Interaktion durchaus zur asymmetrischen komplementären Form. Aus diesem Grund ist für die traditionelle Mentalität der Eltern zentral, dass die Erfahrungen der Mitglieder einer Gesellschaftsschicht „in der Lage sind, die familiäre Rollenstruktur sowie die scharf gegeneinander abgegrenzten Geschlechtsrollen deutlich zu artikulieren“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 25f.). Daher ist diese elterliche Verhaltensweise sehr unsicher hinsichtlich der unterstützenden und nicht-körpergebundenen Interaktionen und Kommunikationen. Diese Argumentation lässt sich folgendermaßen zusammenfassen:

- (1) Bei Eltern im individualistischen Milieu ist häufig die diskursive Kommunikationsform anzutreffen. Auch orientieren sie sich am Erziehungsziel der „Selbstbestimmung“, die auf der Grundlage des eigenen Urteils handelt, auf die innere Dynamik und auf die äußeren Konsequenzen achtet und persönliche Verantwortung trägt.
- (2) Unter Eltern im familistischen Milieu ist die Form der komplementären Kommunikation weit verbreitet. Im Vergleich zu Eltern im individualistischen Milieu orientieren sich diese Eltern zwar ähnlich am Ziel der „Selbstbestimmung“, erreichen es aber nicht immer.
- (3) Im traditionalistischen Milieu orientieren Eltern ihre Erziehung am Ziel der „Konformität“. Sie folgen einer fatalistischen Einstellung, die den Geboten

7 Mischau et al. (1998, S. 339) haben in der innerfamiliären Rollenverteilung ähnliche Phänomene dargestellt, dass „mehr als drei Viertel der befragten Partnerschaftsfrauen mit Kind / Kindern die Arbeiten für das Kind / die Kinder sowie die Wege mit dem Kind und den Kindern überwiegend alleine erledigen. Etwas mehr Männer teilen sich die Wege mit Kind/den Kindern mit Partnerin als die Arbeiten für das Kind/die Kinder. Frauen sind damit nicht zufrieden. Mehr als die Hälfte wünschen sich eine partnerschaftliche Arbeitsteilung dieser Tätigkeiten. Absolut gering sind die Zahlen der Frauen, die sich die Übernahme dieser Tätigkeiten durch den Partner oder durch andere Personen wünschen“.

der Autorität folgt, sich auf äußere Konsequenzen konzentriert und intolerant gegenüber Unangepasstheit und abweichender Meinung ist.

4.3.2.3 Verbindung von Makro- und Mikromilieu

Das *Sozialisationsmilieu* wurde bereits definiert als *Gruppenbündelung der durch soziale und familiale Lebenserfahrungen selbst erworbenen Persönlichkeit der Eltern*. Um die komplexe Persönlichkeitsstruktur der Eltern zu erfassen, habe ich zunächst die Unterschiede zwischen Makro- und Mikromilieu dargestellt. Im Zusammenhang mit der elterlichen Soziallage und ihren spezifischen Erfahrungen habe ich weiter die Verbindung dieser beiden Milieus berücksichtigt. In diesem Sinne konzentriere ich mich nun auf den Zusammenhang zwischen der Soziallage einer Familie im System der sozialen Ungleichheit und der elterlichen Persönlichkeit. Die Persönlichkeit der Eltern reproduziert sich auch in ihren alltäglichen und interessenorientierten Interaktionen und Kommunikationen. Weiter stehen in der Praxis der Interaktionen und Kommunikationen häufig Erziehungsziele der Eltern im Widerspruch zueinander.

Die elterliche Persönlichkeit und ihre sozialen und innerfamiliären Beziehungen stehen im Zusammenhang mit ihrer Soziallage. Die Wertorientierung ist nicht statisch, sondern dynamisch. So ist z.B. die heutige Bedeutung des Wortes „Konformität“ nicht gleich wie die frühere. Neue elterliche Wertorientierungen werden in der Praxis von traditionellen Wertorientierungen aus ihrer Soziallage überlagert. In diesem Sinn behalten traditionelle Wertorientierungen weiterhin ihre Kraft. Die Ergebnisse empirischer Untersuchungen zur innerfamiliären Arbeitsteilung zeigen „übereinstimmend eine stabile Dominanz traditioneller Muster. Zwar tragen beinahe alle deutschen Männer, ob verheiratet oder nicht, ob mit Kindern oder ohne, in irgendeiner Weise zur Reproduktionsarbeit bei,⁸ allerdings in weitaus geringerem Maße als die Frauen. Dies gilt auch dann, wenn beide Partner erwerbstätig sind“ (Mischau/Blätzel-Mink/Kramer 1998, S. 334). Aus diesem Grund lässt sich nicht vernachlässigen, dass das Sozialisationsmilieu neben dem Widerspruch zwischen Wunsch und Praxis seine eigene Dynamik entfaltet, die durch die Soziallage und etablierte Interaktionsmodi bestimmt wird.

So soll der Begriff des Sozialisationsmilieus hier dahin gehend entwickelt werden, dass die Verbindung zu Makromilieu und Mikromilieu mittels der gesamten Erfahrungen der Eltern im Rahmen der Soziallage einer Familie hergestellt wird. Unter dieser Voraussetzung gelangt die Untersuchung des

⁸ Die Ergebnisse der Befragung zeigen, dass „die meisten Männer nicht bügeln (87%), die Wäsche nicht waschen (79%), keine Fenster putzen (73%) oder nicht wischen (65%). Gelegentlich räumen sie auf (72%), kaufen ein (63%), trocknen ab (57%) oder waschen ab (55%). Lediglich Reparaturen übernehmen zu 55% die Männer allein“ (Mischau/Blätzel-Mink/Kramer 1998, S. 334).

Sozialisationsmilieus schließlich zur Unterscheidung der drei Typisierungen des *individualistischen*, des *familistischen* und des *traditionalistischen* Milieus (Koppetsch/Burkart 1999), die sich gerade in den Unterschieden der familialen Sozialisation ausdrücken.

(1) *Das individualistische Milieu* gehört zur ökonomisch gesicherten und gut gebildeten Ober- und Obermittelschicht. Beide Eltern haben häufig inhaltlich komplexe und übergeordnete Berufsbedingungen und selbstbestimmte Arbeitserfahrungen. Sie haben auch überdurchschnittliche (eher humanistische) Bildungserfahrungen. Zwar wurden sie in einer selbstbestimmten Erziehungsatmosphäre erzogen, aber ihre jetzige Wertorientierung ist nicht identisch mit den Erziehungszielen und -einstellungen ihrer Eltern und hat sich immer mehr modernisiert. In diesem Milieu gilt das Ideal der rationalen, höchstpersönlichen und egalitären Partnerschaft auf Grund des höheren Bildungsniveaus und der starken beruflichen Professionalisierung für beide Eltern. Eine besondere Akzentuierung erfährt die Form der Ehebeziehungen, die sich als Folge des Bildungsbooms der 1970er Jahre und der feministischen Bewegung ausbreitete, dadurch, dass beide Partner dazu neigen, die Autonomie des jeweils Anderen im Rahmen egalitärer Ehebeziehungen zu wahren. Ihre Interaktionen basieren daher auf dem aktiven Gleichheitsdiskurs. Aber „die Idee der Gleichheit und die Haushaltspraxis sind auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 156). Die individualistische Partnerschaft formuliert den Abbau rollenmäßiger Vorregulierungen zu Gunsten einer Orientierung an partnerschaftlichen Interessen und Bedürfnissen. In Abgrenzung zur starren Rollenverteilung in der bürgerlichen Familie bevorzugen Eltern in diesen Milieus eine reflexive Diskurslogik. Jedoch ist die tägliche Haushaltspraxis nach wie vor Frauensache. Obwohl auf der diskursiven Ebene zwei autonome, rationale, höchstpersönliche und geschlechtsneutrale Subjekte miteinander handeln, ist die praktische Ebene der beiden fest verankert in der „latent bleibenden Geltung von asymmetrischen Regeln der häuslichen Ordnung, die auch gegen die Inhalte des Diskurses wirksam sind“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 244). Die Gleichverteilung der Hausarbeit ist auf die Ebene der Einstellung beschränkt. Auf Grund der Erfüllung ihrer beruflichen oder öffentlichen Aufgaben wird die Übernahme von Hausarbeit von Männern boykottiert und reduziert. Jedoch orientieren sich die erziehungsrelevanten Einstellungen und Werte der Eltern im individualisierten Milieu zweifellos an Selbstbestimmung, die rational stark auf die innere Dynamik achtet und auf der Grundlage des eigenen Urteils handelt. Eltern orientieren sich nicht an familialen Werten und an Gefühlen, sondern durchaus an öffentlichen und reflexiven Werten und der starken Emotionsregulation. Soweit sie sich am Stil der kognitiven Rationalität orientieren, bemühen sich

auf der Basis eines intensiven Diskurses um die Erfüllung des unterstützenden Erziehungsverhaltens.

- (2) *Das familistische Milieu* beinhaltet im Allgemeinen Berufsgruppen aus dem Verwaltungs- und Dienstleistungsbereich mit mittlerem Qualifikationsniveau. Dieses Milieu gehört spezifisch zur Mittelschicht. Die Eltern in diesem Milieu finden inhaltlich gemischte (komplexe und einfache), aber meistens untergeordnete Berufsbedingungen vor. Sie sind von der selbstbestimmten und konformen Erziehungsatmosphäre ihrer Herkunftsfamilie geprägt. Eine besondere Eigenschaft in diesem Milieu liegt darin, dass Eltern sich von den konventionellen, autoritätsgebundenen und leistungsfetischistischen Mustern ihrer Elterngeneration abgrenzen (vgl. Vester et al. 1993, S. 220). Trotzdem lebt der Einfluss der Herkunftsfamilie auf verschiedene Weise in den Eltern fort. In diesem Sinne haben Koppetsch/Burkart (1999, S. 17) festgestellt: „Der ‚Familismus‘ bestimmt die Normen und Leitvorstellungen innerhalb des familistischen Milieus, das stark am historischen Ideal der bürgerlichen Ehe und Familie orientiert ist“. Deswegen unterscheiden sich Idee und Praxis der Eltern in diesem Milieu von denjenigen im individualistischen Milieu. In der familialen Rollenverteilung werden beide Geschlechter wie im individualistischen Milieu oberflächlich als gleichwertig angesehen. Aber anders als im individualistischen Milieu, wo die Frauen ihre Bedeutung durch eigene höhere Bildungserfahrungen selbst gesteigert haben, entsteht die Bedeutung der Frauen in diesem Milieu durch die gemeinsame familienorientierte Atmosphäre der Paare. Beide Partner orientieren sich durchaus am Ideal der gemeinschaftlichen Harmonisierung der Familie. Deswegen liegt dem Bedeutungszuwachs der Frauen nicht kognitive Rationalität zu Grunde, sondern die emotionale Betonung. „Daraus folgt für die praktische Lebensführung, dass die Frau für die Herstellung des familialen Klimas zuständig ist, der Mann für die entsprechende materielle Versorgungsgrundlage“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 17). Im Unterschied zu traditionellen Familien beschränken sich Frauen in diesem Milieu nicht auf Hausarbeit und Erziehungsaufgaben, sondern sind auch „Gestalterin einer komplexen Atmosphäre, in der sich das Familienideal entfalten kann. Sie sind die Gefühlsspezialistin, die Expertin für Familiensinn“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 17). Frauen in diesem Milieu sind zwar häufig berufstätig, aber sie haben meist keinen professionellen oder Vollzeit-, sondern im eher einen Teilzeitarbeitsplatz. Sie erfahren Einschränkungen in der Freizeitgestaltung und übernehmen in den meisten Fällen die zentrale Rolle bei Aufbau und Pflege familialer Unterstützungsnetze. Wenn auch Frauen in diesem Milieu wie diejenigen des individualistischen Milieus diskursive Formen in ihren Paarbeziehungen erhoffen, passen sie sich doch „der überlegenen männlichen Berufsrolle“ an (Koppetsch/Burkart 1999, S. 103). Deswegen besteht in diesem Milieu keine Gleichheit der Geschlechter.

Daher „legt die ideologische Überhöhung der genuin weiblichen Arbeit die alltägliche Praxis der Geschlechter fest: Die Frau bleibt auf ihre Rolle im Haus verwiesen, der Mann wird sowohl vor der Gleichverteilung der Aufgaben als auch vor der Rolle des Hausmannes per se geschützt. Gleichzeitig werden dadurch die existierenden Geschlechtsrollen entproblematisiert und ihre strukturelle Ungleichheit verschleiert. Die soziale und ökonomische Abhängigkeit der Frau bleibt im Verborgenen, das Machtverhältnis erscheint durch die diskursive Überhöhung des weiblichen Status ausgeglichen. Unter dem Druck einer ehelichen Konsensfindung bleiben Widersprüche der Hausfrauen- und Mutterrolle tabuisiert. Die Bedeutsamkeit der Faktoren Liebe, Gemeinsamkeit und Zusammenhalt verhindert insgesamt die Formulierung von Interessengegensätzen oder gar Auseinandersetzungen um Macht. Rationale Aushandlungen über Zuständigkeitsbereiche oder Meinungsverschiedenheiten fallen dem Gebot der familialen Solidarität zum Opfer“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 103). Dennoch „ist die Struktur der Ehebeziehung nicht patriarchalisch. Die Aufwertung der Frau ist keine bloße Ideologie, die Bedeutung der familialen Arbeit im Vergleich zur Erwerbsarbeit ist real, weil die Frau als Wesen begriffen wird, das auf die Herstellung der familistischen Atmosphäre spezialisiert ist“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 104).

So orientiert sich dieses Milieu, oberflächlich gesehen, an einer flexiblen, Freiheit gewährenden und weniger zwangsorientierten Beziehungshaltung. Familienmitglieder in diesem Milieu stoßen aber zunehmend auf realen Druck. Es entsteht also der Eindruck, dass sich diese Familien dem größer werdenden Selbstständigkeitsbedürfnis der Familienmitglieder nicht angepasst haben. Die erziehungsrelevanten Einstellungen und Wertorientierungen der Eltern in diesem Milieu richten sich zwar ebenso wie im individualistischen Milieu auf Selbstbestimmung, diese wird aber nicht immer erreicht. Die Eltern haben allerdings eine intensive Gefühlsbindung zu ihren Kindern. Aus diesem Grund könnten sie nicht konstant ihre diskursiven Interaktionen und Kommunikationen gegenüber ihren Kindern aufrechterhalten. Eltern, die sich am Stil der kognitiven Rationalität orientieren, bemühen sich auf der Basis gefühlsmäßiger Interaktion um ein unterstützendes Erziehungsverhalten.

Dem *traditionalistischen Milieu* gehören im Allgemeinen eher das Arbeiter-, das Handwerker- und das arme Bauernmilieu mit niedrigem Bildungsniveau sowie Haushalte mit geringem Einkommen an. Die Eltern weisen eine unterdurchschnittliche Bildungsteilnahme und seltener eine humanistische Bildungserfahrung auf. Sie haben auch inhaltlich sehr einfache und untergeordnete Arbeitsbedingungen. Vor allem werden sie von der starken Konformitätsatmosphäre ihrer Herkunftsfamilie erzogen. Müller (1990, S. 62) hat diesbezüglich geschrieben: „Als Vertreter des traditionslosen Arbeitermilieus verkörpert der Vater einen typischen Nothabitus, der sich unter anderem in

Sparsamkeit (etwa ‚Auftragen‘ alter Kleidung, Neuanschaffung ‚haltbarer‘ Kleidung), aber auch in einem Respektabilitätsanspruch (Sauberkeit, Ordnung, Sonntagsanzug, eigenes Häuschen usw.) äußert. Die Lebenspraxis des Sohnes hat mit diesen Zügen fast nichts mehr gemein. Die Loslösung von seinem Herkunftsmilieu war für den Sohn ein langwieriger und oft schmerzlicher Lernprozess. Ein Grundproblem bildete dabei die strenge Autorität des Vaters, die sich in einem rigiden Erziehungsstil äußerte. Solidaritätserfahrungen mit den Geschwistern und die Vorreiterfunktion seiner älteren Brüder in der Auseinandersetzung mit dem Vater waren eine wichtige Vorbedingung für die Autonomiebestrebungen des Sohnes. Die verschiedenen ‚Vorbilder‘ – zunächst die Brüder, später Lehrer und Studenten – nutzte er als Gegenautoritäten, was zugleich bedeutet, dass er sich in neue Abhängigkeiten begab. Dennoch hatten die Vorbilder für ihn horizontweiternde Bedeutung“. In diesem Milieu ist traditionellerweise die durch die Ernährerrolle abgesicherte Vorherrschaft des Mannes legitim. „Innerhalb des traditionellen Milieus hat weder der reflexive Diskurs über die Gleichheit der Geschlechter oder Selbstverwirklichung noch die Vorstellung einer psychologischen Verschmelzung der Partner eine besondere Bedeutung. Wir finden hier patriarchalische Einstellungen, die eine explizit hierarchische Beziehung zwischen Geschlechtern vorsehen“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 18). Da Männlichkeit und Weiblichkeit vor allem in der typischen Rollenperformanz zum Ausdruck kommen, bezieht sich das traditionalistische Milieu im Allgemeinen weder auf rational-reflexive Begründungen von Geschlechterrollenidealen noch auch auf gefühlsbezogene Paarbeziehungen. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern hat sich schon im Alltag stark differenziert (vgl. Koppetsch/Burkart 1999, S. 19). So wird das traditionalistische Milieu durch einen Patriarchalismus charakterisiert, der sich auf eine hoch konventionalisierte, am Prestige des Mannes ausgerichtete Form der Geschlechterbeziehung stützt. So wird durch das ökonomische Denken die Hausarbeit der Frauen gegenüber der Erwerbstätigkeit des Vaters abgewertet. Dadurch sind die Sphären beider Geschlechter streng voneinander getrennt. Durch diese Trennung will die Regulierung der Paarbeziehungen „das Konfliktpotenzial ‚Hausarbeit‘ reduzieren: Sie erweist sich als funktional für einen routinisierten und störungsfreien Ablauf innerhalb der häuslichen Sphäre. Verteilungsfragen verlaufen im traditionellen Milieu nahezu ohne Kommunikation“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 224). Schließlich richten sich die erziehungsrelevanten Ziele in diesem Milieu auf Konformität, die sich auf äußere Konsequenz konzentriert und den Geboten der Kontrolle folgt. Eltern in diesem Milieu bevorzugen stark rollendifferenzierte Interaktionen und Kommunikationen. Im Vergleich zu Eltern der individualistischen und familialistischen Milieus ist ihr Verhalten wesentlich durch die Orientierung

an äußeren Geboten strukturiert. Sie hoffen darauf, dass ihre Kinder nicht von den Geboten abweichen.

Abbildung 6: Die sozialespezifischen Sozialisationsmilieus

Interaktion Soziallage	Diskurs	teilweise Diskurs	Asymmetrie
Oben	Individualismus		
Mitte		Familismus	
Unten			Traditionalismus

In dieser Abstraktion lassen sich die drei Sozialisationsmilieus grafisch darstellen (vgl. Abb. 6): das individualistische, das familistische und das traditionalistische Milieu. Der Soziallage *Oben* entspricht typischerweise das individualistische Milieu. Aber man kann nicht feststellen, dass in der Soziallage *Oben* nur eine individualistische Mentalitäts- und Interaktionsform existierte (z.B. auch ein aufstiegsorientiertes oder ein konservativ-technokratisches Milieu). Der Soziallage *Mitte* entspricht typischerweise das familistische Milieu. Auch hier kann man nicht feststellen, dass in der Soziallage *Mitte* nur eine familistische Mentalitäts- und Interaktionsform existierte (z.B. auch ein aufstiegsorientiertes oder ein hedonistisches Milieu). Und schließlich entspricht der Soziallage *Unten* typischerweise das traditionalistische Milieu, ohne dass festzustellen wäre, dass in der Soziallagen *Unten* nur eine traditionsorientierte Mentalitäts- und Interaktionsform existierte (z.B. auch ein hedonistisches Milieu oder ein traditionsloses Arbeitermilieu).

4.4 Familiäre Sozialisation

Die Erforschung der familialen Sozialisation hat seit den 1930er Jahren ihre Paradigmen gewandelt: von der Untersuchung des kindlichen Reifungsprozesses zur Untersuchung des Einflusses des Milieus auf die kindlichen Lernprozesse, von

der Untersuchung mutterzentrierter Erziehungsstile zu elternzentrierten intentionalen oder kognitiven Eltern-Kind-Beziehungen. Schließlich orientiert sie sich zunehmend daran, welche Unterschiede der familialen Sozialisation sozialstrukturell bedingt sind. Es stellt sich aber immer noch die Frage, ob die bisherige Herangehensweise die heutige familiale Sozialisation hinreichend erklären kann.

In diesem Abschnitt entwerfe ich ein Konzept, wie die familiale Sozialisation in meinem Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung definiert werden kann, in welcher Art und Weise die situationsbezogene Erziehungsqualität der Eltern in die Forschung eingeführt werden soll und wie der Zusammenhang zwischen Sozillage, Sozialisationsmilieu und elterlichem Erziehungsverhalten erfasst werden kann.

4.4.1 Familiäre Sozialisation in meinem Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung

In diesem Teil stelle ich dar, wie die familiale Sozialisation in meinem Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung definiert werden soll.

4.4.1.1 Familie mit relativer Autonomie

Eine Gesellschaft braucht die Familie zur Erfüllung vieler Bedürfnisse, z.B. zum Schutz der Kinder und Alten, der Kranken und Schwangeren sowie zur Erziehung der Kinder. Insofern leisten Familien einen unentbehrlichen Beitrag zur Reproduktion einer Gesellschaft. Während Familien mit ihren verschiedenen Interessen und Fähigkeiten ihre privaten Ziele verfolgen, übernehmen und erfüllen sie zugleich Aufgaben, die dem Erhalt der Gesellschaft dienen. Das gemeinsame Interesse der Familienmitglieder kann jedoch nicht durch soziale Kontrolle strukturiert werden. Relativ unabhängig von sozialer Kontrolle versuchen die Familienmitglieder, ihre eigenen Interessen durchzusetzen. In Verfolgung dieser Interessen kommen Familienmitglieder zur Anpassung an oder zur Abweichung von Geboten.

Für kleine Kinder bildet die Familie einen Schutzraum gegenüber der außerfamilialen Umwelt. Die Familie wird als Vermittlungsinstanz zwischen den außerfamilialen Umwelten und der kindlichen Entwicklung angesehen. Sie moderiert die Einflüsse von außen und transformiert Bruchstücke der außerfamilialen Umwelten in die Innenwelt. Aus diesem Grund hat die schichtenspezifische Sozialisationsforschung die Familie als Ort verstanden, an dem außerfamiliale Werte, Normen und Techniken den Familienmitgliedern

vermittelt und verbindlich gemacht werden. Aber die Familie kann nicht nur als Ort angesehen werden, an dem ihre Mitglieder relativ problemlos die außerfamilialen Werte, Normen und Techniken internalisieren. Vielmehr sind Eltern bestrebt, in ihrer Erziehung ihre *individuellen Interessen* durchzusetzen. In den letzten Jahrzehnten verstanden viele Sozialisationsforscher Familie als wechselseitigen Vermittlungsprozess zwischen Lebensbedingungen und individueller Lebensführung. Lorenzer (1973, S. 269f.) hat die Familie als interdependenten Ort zwischen Gesellschaft und Individuum bezeichnet. Auch Hurrelmann (1983, S. 93) hat sie als eine Vermittlungsinstanz dargestellt, in der dieser wechselseitige Prozess sich immer wieder abspielt: „Das menschliche Subjekt steht unter einem sozialen und ökologischen Kontext, der subjektiv aufgenommen und verarbeitet wird, der in diesem Sinne also auf das Subjekt einwirkt, aber zugleich immer auch durch das Individuum beeinflusst, verändert und gestaltet wird“. Auf dieser Grundlage geht die Annahme einer wechselseitigen Perspektive davon aus, dass die Familie auf die gesellschaftlich gegebenen Kontexte teils aktiv gestaltend, teils ausweichend, teils auch passiv hinnehmend reagiert. Auch Steinkamp (1983, S. 114) sieht die Familie nicht mehr als passive Vermittlungsinstanz, sondern als aktives, relativ autonomes Handlungssystem: „In der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung muss das herrschende unfruchtbare Modell sozialkultureller Determinierung familialer Sozialisation zu Gunsten einer Sichtweise aufgegeben werden, die Familie als ein relativ autonomes System konzipiert, indem ihren objektiven sozialstrukturellen Ausgangslagen eine je spezifische Bedeutung verliehen und für die durch sie geschaffenen Probleme eine individuelle Lösung entwickelt wird“.

Es gibt in allen Gesellschaften viele Institutionen, in denen Individuen durch Interaktionen und Kommunikationen sozialisiert werden und die als Vermittlungsinstanzen gesellschaftlicher Werte mit relativer Autonomie ausgestattet sind. In Bezug auf die kindliche Entwicklung ist diese Institution aber fast überall in erster Linie die Familie. Die Familie ist ein sozial differenziertes Feld, das Kindern, während sie aufwachsen, einen übersichtlichen, kalkulierbaren Raum und nach außen ein gewisses Maß an Schutz bietet. Diesbezüglich weist der Begriff „*familiale Sozialisation*“ zunächst Unterschiede zu Begriffen wie „*kindliche Entwicklung*“ oder „*elterliche Erziehung*“ auf, insofern *Kinder selbst in der Familie durch Interaktionen mit Familienmitgliedern (v.a. Eltern) ihre Identität und Verhaltensweise als handlungsfähige Person gewinnen*. In diesem Sinne sind elterliche Erziehung und kindliche Entwicklung in der Familie aufeinander bezogen. In welchem Maße, mit welchen Mitteln und auf welche Ziele hin diese elterliche Erziehung und kindliche Entwicklung stattfindet, ist sehr komplex und keineswegs immer gleich. So umfasst die familiäre Sozialisation Prozesse, in denen Kindern ihre Persönlichkeit und Verhaltensweise vermittelt wird *und* solche, in denen sie diese entwickeln. In diesem Sinne umfasst die

familiale Sozialisation nicht nur sämtliche intentionalen und nicht-intentionalen Handlungsstrategien der Eltern, die Lernvorgänge des Kindes unterstützen, sondern auch die unabsichtlichen, zufällig ablaufenden Handlungen des Kindes.

4.4.1.2 Die Wirkung der familialen Sozialisation auf die kindliche Entwicklung

Mein Ansatz über die familiale Sozialisation fasst zunächst drei kritische Aspekte der herkömmlichen sozialstrukturellen Sozialisationsforschung zusammen: (1) Die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat sich nur auf die Eltern-Kind-Beziehungen in der für statisch angenommenen Kernfamilie konzentriert. Ihre Forschungen haben die Veränderungsmöglichkeiten der Eltern-Kind-Beziehungen unter Berücksichtigung der dynamischen Familiensituationen vernachlässigt. (2) Sie ist davon ausgegangen, dass familiale Sozialisation mit elterlicher Erziehung identisch sei. Sie hat vernachlässigt, dass Kinder sich ihrerseits in den Interaktionen und Kommunikationen mit ihren Eltern aktiv verhalten. Familiäre Sozialisation beinhaltet sowohl die elterliche Erziehung als auch die aktive Reaktion des Kindes auf diese Erziehung. (3) Die herkömmliche sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat auch vernachlässigt, dass die elterliche Erziehung als das durch Erziehungsverhalten ihres Vorbildes (Vater oder Lehrer) reflektierte Elternverhalten von Bedeutung ist. Insofern hat sie nicht wahrgenommen, dass das elterliche Erziehungsverhalten durch die Lebenserfahrungen in ihrem Herkunftsmilieu intentionalen Veränderungen unterworfen sein kann. Diese Punkte führe ich nun aus.

(1) Lange Zeit wurde familiale Sozialisation missverstanden als *Eltern-Kind-Beziehung in einer statischen Kernfamilie*. Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung ist davon ausgegangen, dass Eltern-Kind-Beziehungen sich in einer mutterzentrierten Einbahnstraße gestalten und dass dadurch die Entwicklung der Kinder im Einzelfall gefördert oder behindert wird. Abweichend von dieser Vorstellung hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung die Komplexität familialer Beziehungen bezüglich der verschiedenen dyadischen (Mutter-Kind, Vater-Kind) und triadischen (Vater-Mutter-Kind) Interaktionen und Kommunikationen zu erfassen versucht. Aber sie hat unter den sich verändernden Umständen nicht die Veränderungsmöglichkeiten der Eltern-Kind-Beziehungen berücksichtigt. „Die Familie wird nicht mehr als statische Einheit verstanden, sondern als eine sich selbstständig entwickelnde Einheit, die sowohl ein inneres Gleichgewicht zu halten als auch eine permanente Anpassung an innere oder äußere Veränderungen zu leisten hat“ (Kreppner 1991, S. 333). Der wesentliche Fortschritt der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung besteht in der Berücksichtigung der Tatsache, dass Eltern ihre spezifische Erziehungsaufgabe an die sich verändernden Familien-

situationen anpassen. In Anbetracht inner- und außerfamiliärer Veränderungen müssen Eltern durchaus ihre jeweilige Erziehungsaufgabe und ihre Eltern-Kind-Beziehungsprobleme bewältigen. Wird zum Beispiel ein zweites Kind geboren, haben Eltern nicht nur auf die veränderte Familienstruktur und -situation, sondern auch auf neue Beziehungsprobleme zwischen Familienmitgliedern zu reagieren. Brüderl (1989) hat schon gezeigt, „wie unterschiedlich Mütter und Väter auf ein erstes und zweites Kind reagieren, vor allem in den Monaten vor und den ersten Monaten nach der Geburt (Stress und Depression)“ (zit. nach Kreppner 1991, S. 326). Das heutige Verständnis familialer Sozialisation bezieht sich auf den Zusammenhang zwischen der elterlichen Erziehungsaufgabe in den sich verändernden Familiensituationen und dem praktischen Erziehungsverhalten der Eltern gegenüber ihren Kindern.

- (2) Während die schichtenspezifische Sozialisationsforschung auf der Analyse von Zweierbeziehungen (Mutter-Kind-Interaktionen) beruhte, bestand der nächste Schritt in einer Ausweitung der Forschung auf die verschiedenen Beziehungen zwischen drei oder mehr Bezugspersonen innerhalb der Familie. Trotzdem hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung angenommen, dass Eltern-Kind-Beziehungen aus einer *erziehungsorientierten* Kommunikationsstruktur resultieren. Die heutige Sozialisationsforschung betont demgegenüber, dass Eltern-Kind-Beziehungen keineswegs Resultat einer solchen erziehungsorientierten Kommunikationsstruktur sind, sondern dass sie durchaus als *gegenseitige und partnerschaftliche* Beziehungen zwischen Eltern und Kindern angesehen werden müssen. Familiäre Sozialisation besteht nicht nur aus der Durchsetzung der intentionalen oder kognitiven Handlungen der Eltern, sondern auch aus den aktiven Reaktionen ihres Kindes auf die intentionalen und nicht-intentionalen Handlungen der Eltern. So stellt die familiäre Sozialisation entgegen den Annahmen der bisherigen Sozialisationsforschung keine unmittelbare und ausschließliche Umsetzung der elterlichen Intention dar. Sie stellt vielmehr einen komplexen Interaktions- und Kommunikationsvorgang zwischen Erzieher und Zögling im Sozialisationsmilieu dar. In diesem situationsbezogenen, komplexen Interaktions- und Kommunikationsvorgang entwickelt das Kind selbst seine Identität und Verhaltensweise. Die komplexen Interaktionen und Kommunikationen zwischen Erzieher und Zögling betreffen anfangs die Beherrschung kommunikativer Symbole, insbesondere der Sprache, sowie die Entstehung bestimmter allgemeiner Motive und Werthaltungen und der Emotionsregulation. Hinzu kommt später zentral das Erlernen spezifischer Verhaltensweisen. Was das Kind wie lernt, ist von entscheidendem Einfluss auf seine moralische Entwicklung.

So wird im hier vorgestellten Ansatz die familiäre Sozialisation als reziproker und aktiver Lernprozess im Sozialisationsmilieu konzipiert, in dem sich Eltern und Kinder gegenseitig beeinflussen und verändern. Eltern sind hier eindeutig

Erziehungspersonen, die ihre Erwartung (Wertorientierung), Gefühlsbindung und Kommunikationsstile in und mit ihren Kindern realisieren wollen. Es ist die Aufgabe der Eltern, ihre Kinder zu moralischen, selbstständigen und selbstverantwortlichen Personen zu erziehen. Das daraus resultierende Erziehungsverhältnis ist eindeutig nach den Verantwortlichkeiten und der Unterstützung der Eltern gegenüber ihren Kindern strukturiert. Jedoch reagieren Kinder mit Konformität oder mit Widerstand auf Erziehungsversuche ihrer Eltern, weil Kinder von Geburt an aktiv lernende, soziale und einzigartige menschliche Wesen sind. Konformität oder Widerstand des Kindes ist das zentrale Alltagsgeschehen, das sich durchaus auf die Strukturierung der Eltern-Kind-Beziehungen auswirkt. Bislang hat die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung die familiäre Sozialisation nicht im Hinblick die moralische Entwicklung des Kindes in den wechselseitigen Eltern-Kind-Beziehungen untersucht.

- (3) Die herkömmliche sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat vernachlässigt, dass die elterlichen Erwartungen und Praktiken sich verändern können. „Zum einen wurden die Beziehungen in der Familie egalitärer. Der Autoritarismus in der Eltern-Kind-Beziehung hat seit Jahrhundertbeginn kontinuierlich abgenommen (Reuband 1988). Die Gleichberechtigung von Frauen hat zugenommen. Zunehmend werden sie als eigenständige Person geachtet, die nicht vom Mann abhängig bzw. Teil seines Besitzes ist. Somit kann das Kind an der ersten Institution, in die es hineinwächst, das zentrale Moment einer modernen Moral ablesen, nämlich Gleichheit und Gleichachtung. Zum anderen hat sich auch unser Moralverständnis gewandelt. Universelle moralische Normen heben sich öffentlich sichtbar von bloßen Konventionen ab, und viele repressive Regeln – insbesondere zur Kontrolle der Sexualität – haben ihre moralische Verbindlichkeit verloren. Das bedeutet, dass Eltern ihre Kinder zur Befolgung vorwiegend nur solcher Normen noch anhalten müssen, die die Kinder selbst schon verstehen können (z.B. dass man einem anderen nicht weh tun solle); viele ehemals herrschende Normen (z.B. Masturbationsverbot) müssen nicht mehr durchgesetzt werden. Dies erlaubt Eltern eher, auf Zwang zu verzichten und an Einsicht zu appellieren“ (Nunner-Winkler 1999, S. 304). „Eltern versuchen durch Erklären der sozialen Regeln die Einsichtsfähigkeit des Kindes zu beeinflussen. Ein solches Verhalten der Eltern setzt sicherlich voraus, dass sie in ihrem Kind einen Partner sehen, dass sie der Meinung sind, dass das Kind ein gewisses Maß an Selbstständigkeit braucht, und dass sie selbst über ein hohes Maß an intellektueller Flexibilität verfügen“ (Bertram 1978, S. 36). Aber die Fähigkeit, soziale Regeln zu erklären, ist durchweg situationsabhängig und hängt eng mit der Soziallage einer Familie zusammen. So lässt sich die elterliche Orientierung und Verhaltensweise aktiv und reflexiv verändern. Darin spiegeln sich vor allem die Erziehungsziele und -verhaltensweisen ihres Vorbildes (Vater oder Lehrer)

wider. Insofern können elterliche Erziehungsziele und -verhaltensweisen durch ihre sozialen und herkunftsfamilialen Erfahrungen intentionale Veränderung unterwerfen. Dennoch hängt der Erziehungsversuch der Eltern durchaus mit ihrer Sozillage zusammen.

Das Erziehungsverhalten der Eltern darf nicht nur als Durchsetzung ihrer erziehungsrelevanten Wertorientierung, sondern muss auch aus den Wirkungen des durch kindliche Rezeption und Reaktion gefilterten elterlichen Handelns begriffen werden. Insbesondere ist wichtig zu berücksichtigen, wie Eltern mit ihren Erwartungen auf die Bedürfnisse ihrer Kinder reagieren. Die elterliche Reaktion auf die kindlichen Bedürfnisse ist nämlich durchweg situationsbezogen. Steinkamp (1988, S. 147f.) schreibt dazu, dass man „einer Theorie familialer Sozialisation [...] aber dann erst einen Schritt näher kommt, wenn es gelingt, aus der Fülle Tag für Tag sich ereignender kindbezogener Interaktionen solche immer wiederkehrenden, typischen elterlichen Interaktionsmodi herauszufiltern, die als ‚Bedingungsvariablen‘ für die Entwicklung emotionaler, motivationaler, kognitiver, moralischer, sprachlicher und sozialer Kompetenzen des Kindes empirisch sich bewährt haben. Ein solche, am täglich praktizierten kindbezogenen Elternverhalten ansetzende Erforschung des familialen Sozialisationsprozesses erscheint fruchtbarer als – wie lange geschehen – in erster Linie der Frage nachzugehen, welches Modell Eltern für Kinder repräsentieren, wie durch Identifikationslernen Geschlechtsrollen übernommen werden usw. (Lamb 1979, 940). Es erscheint auch fruchtbarer als – wie in der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung üblich – kindbezogene kognitive Schemata der Eltern (Wertorientierungen/Einstellungen) oder ihre Persönlichkeitseigenschaft als Prädiktorvariablen für kindliche Entwicklung zu erfassen. Denn ohne Bezug zu familialen Alltagssituationen erfasste kindbezogene Attitüden und Handlungsdispositionen der Eltern geben wenig Aufschluss darüber, wie Eltern in solch täglich wiederkehrenden situativen Kontexten sich gegenüber ihren Kindern tatsächlich verhalten“. Der kindbezogene Alltag in der Familie setzt sich „aus einer Reihe verschiedener Situationen zusammen, die in bestimmten Sequenzen sich wiederholen (Wecken der Kinder, Frühstück, Aufbruch zur Schule, Mittagessen, Schularbeiten, Fernsehen usw.). Überall dort, wo Kinder als Akteure an diesen Situationen beteiligt sind, haben diese für sie sozialisatorische Bedeutung“ (Steinkamp 1988, S. 148).

Elterliche Erziehung ist in der Hinsicht wichtig, wie Eltern intentional auf die Bedürfnisse ihrer Kinder reagieren. Es handelt sich darum, wie Eltern aktiv ihre Verantwortung und Unterstützung für die Entwicklung ihrer Kinder ausüben. In diesem Rahmen berücksichtigen Eltern zunächst die Verhaltensereignisse ihrer Kinder. Dann bemühen sie sich um kindbezogene Problemlösungen, in die aber sowohl ihre intentionalen Handlungen als auch Ergebnisse unbeabsichtigter

Beeinflussung eingehen, weil diese elterlichen Bemühungen sich durchweg in Abhängigkeit von ihrer Position in der Sozialstruktur vollziehen. Aus den kindbezogenen und situativen Eltern-Kind-Beziehungen lassen sich keine Schlüsse auf die erfolgreiche Umsetzung der elterlichen Erziehungsziele in Bezug auf die aktiven Bewältigungsprozesse des Kindes ziehen.

Ich habe bereits auf die Veränderung der elterlichen Erziehungsaufgabe in der dynamischen Familie, die wechselseitigen Eltern-Kind-Beziehungen und die intentionale Veränderung der Erziehungsziele und -praktiken der Eltern hingewiesen. Auf dieser Grundlage soll der Einfluss der familialen Sozialisation auf die kindliche Entwicklung untersucht werden. Dabei lässt sich nicht genau vorhersagen, ob der Entwicklungsprozess von den frühkindlichen Erfahrungen bis zur späteren Persönlichkeitsentwicklung eher durch Kontinuität oder durch Diskontinuität charakterisiert werden kann. Einige Langzeitstudien haben allerdings gezeigt, dass „eine große Zahl der Ergebnisse es eher unwahrscheinlich erscheinen ließen, die These einer Kontinuität zwischen den verschiedenen Entwicklungsstadien in der Kindheit aufrecht zu erhalten; die Bedeutung der Sozialisation in der Familie wurde als nicht herausragend für die spätere Entwicklung qualifiziert. Neue Langzeitstudien konnten dagegen Daten liefern, die eher die Kontinuitätsthese stützen (Wachs/Gruen 1982; Wachs 1984; Bronstein/Sigman 1986) und somit die Erfahrungen, die das Kind in seiner Familie sammelt, als möglicherweise einflussreich für spätere intellektuelle und soziale Fähigkeiten werten“ (Kreppner 1989, S. 293). „Daher wird auch angenommen, dass diese frühen innerfamilialen Beziehungen gleichsam die Wurzeln für spätere Interpretationen von Beziehungserfahrungen legen und so den Aufbau der kognitiven und sozialen Vorstellungswelt begründen“ (Kreppner 1989, S. 294). In Anlehnung an diese Aussage orientiert sich mein Ansatz zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung an der Kontinuitätsthese der kindlichen Entwicklung.

4.4.2 Elterliche Erziehung

Als „Erziehung“ wurden bislang in der familialen Sozialisation intentionale oder kognitive (absichtliche und planvolle) Handlungen der Eltern bezeichnet, durch die diese in die Entwicklung ihres Kindes einzugreifen versuchen, um Lernvorgänge zu unterstützen, die im Kind zu Identität und Verhaltensweisen führen, welche von den Eltern als erziehungsrelevant und wünschenswert angesehen werden.

Der schichtenspezifischen Sozialisation liegt dabei allgemein die Hypothese zu Grunde, dass Erziehung das Mittel ist, mit dem Kinder ihre schichtenspezifische Identität und Verhaltensweise erhalten. Durch die elterliche Erziehung werden die kindlichen Identitäten und Verhaltensweisen schichtenspezifisch geprägt. Daher

stellt die schichtenspezifische Sozialisationsforschung fest, dass die schichtenspezifische Erziehung der Eltern *direkt* die schichtenspezifische Identität und Verhaltensweise des Kindes determiniere.

Diese Erklärung der elterlichen Erziehung blieb nicht unwidersprochen. Eine Vielzahl empirischer Untersuchungen hat darauf hingewiesen, dass die Lebensbedingungen der Familie nicht per se als determinierender Faktor der gemeinsamen Identität und Verhaltensweise und damit der elterlichen Erziehung anzusehen sind, sondern dass die Tatsache von erheblicher Bedeutung ist, ob und wie es den Eltern gelingt, kognitive, harmonische und unterstützende Beziehungen in der Familie aufzubauen bzw. zu erhalten (Bertram 1981). Eltern können wohl versuchen, „sich ihren Kindern gegenüber beispielhaft zu verhalten. Selbstkritische Erzieher haben aber schon lange bemerkt, dass die Wirkung des eigenen, um erzieherischer Zwecke willen besonders bewusst vorgelebten Beispiels durch anderweitige schlechte Erfahrungen sehr gemindert werden kann. Sie haben sich deshalb bemüht, den gesamten Erfahrungsbereich der Heranwachsenden in einer Weise zu gestalten, die wünschenswerte Lernergebnisse erhoffen lässt“ (Fend 1972, S. 52). Daher spricht die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung von der *indirekten* Erziehung der Eltern und konzentriert sich damit auf die Bemühung und die Gestaltung der Eltern gegenüber dem Aufwachsen ihres Kindes. Der kommunikative Konsens und die gute Atmosphäre könnten von Eltern gezielt beeinflusst werden. Deswegen hat sich die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung über die elterliche Erziehung im Rahmen der indirekten Effekte der sozialstrukturellen Lebensbedingungen an rationalen und reflexiven Problemlösungs- und Konfliktlösungsstrategien orientiert.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat zur Erklärung der *indirekten* Effekte der elterlichen Erziehung die intentionalen oder kognitiven Handlungen der Eltern betont. Entgegen der herkömmlichen Forschungsperspektive über die intentionalen oder kognitiven Erziehungsstile der Eltern geht mein Ansatz nicht nur der Frage nach, wie die intentionalen und nicht-intentionalen Handlungen der Eltern auf die kindliche Entwicklung wirken, sondern auch wie und inwiefern solche Erziehungsstile durchweg sozialstrukturell begrenzt sind. In diesem Sinne bezieht sich mein Ansatz auf den Zusammenhang zwischen Soziallage, Sozialisationsmilieu und elterlichen Erziehungsstilen.

Der Ausgangspunkt meines Ansatzes liegt *erstens* darin, dass die Soziallage einer Familie die elterliche Persönlichkeitsstruktur beeinflusst, die mit ihren Erziehungszielen in Zusammenhang steht. *Zweitens* beruht er darauf, dass die Soziallage einer Familie mit deren etablierter Verhaltensweise zusammenhängt, die sich gerade in den im Rahmen der intimen Eltern-Kind-Beziehungen durchgeführten intentionalen und nicht-intentionalen Erziehungspraktiken ausdrückt. So wird die gemeinsame Identität und die etablierte Verhaltensweise der Eltern erhalten, die im Mittelpunkt dieser Perspektive stehen. Um die elterlichen

Erziehungspraktiken genauer zu erfassen, befasse ich mich zunächst mit der Untersuchung der intentionalen Erziehungsstile der Eltern. Danach konzentriere ich mich auf die intentionalen und nicht-intentionalen Erziehungspraktiken der Eltern unter dem Einfluss der Soziallage.

4.4.2.1 Intentionale Erziehungsstile

Die elterlichen Erziehungsstile waren in der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung ein wichtiges Thema. „Die Erziehungsziele, -einstellungen und -praktiken stehen zueinander in funktionaler Beziehung. Sie sind integrale Bestandteile des gesamten Systems elterlichen Erziehungsverhaltens. Dieses System elterlichen Erziehungsverhaltens kann als Erziehungsstil bezeichnet werden, insofern es als die typische, überzufällige Konfiguration von Zielen, Einstellungen und Praktiken elterlichen, mittelbar oder ummittelbar auf ein Kind bezogenen Erziehungsverhaltens beschrieben werden kann“ (Darpe/Schneewind 1978, S. 149). So lässt sich die elterliche Erziehung in erziehungsrelevante *Wertorientierungen* und *Erziehungsstile* der Eltern differenzieren.

Wie ich schon in 4.3.2.2 erwähnt habe, umfassen die *erziehungsrelevanten Wertorientierungen* die grundlegenden Einstellungen und Ziele der elterlichen Erziehung. Eltern verfolgen diese Ziele hinsichtlich der Realisierung bestimmter erzieherischer Verhaltensformen (Schneewind 1991, S. 227). Die Erziehungsziele können beispielsweise darin bestehen, dass ein Kind in der Schule gute Leistung erbringen oder eine Tochter von ihrem späteren Mann in Gelddingen unabhängig sein soll. Die elterlichen Erziehungsziele und -einstellungen werden daher durch die „soziokulturell vermittelten Standards“ ausgebildet, „an denen sich die bewusste Einwirkung von Eltern auf die Entwicklung oder Veränderung von Einstellungen und Verhalten ihrer Kinder orientiert“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 65). Daher beinhalten die elterlichen Erziehungsziele ihre „Sollensvorstellungen oder -forderungen, die von seiten der Eltern an das Verhalten der Kinder herangetragen werden“ (Schneewind 1991, S. 227) In diesem Sinne realisieren sich erziehungsrelevante Wertorientierungen der Eltern in Form ihrer Ge- und Verbote.

Erziehungsstile der Eltern „sollen in *deutlicher* Abgrenzung zu den direkt (Erziehungsziele) oder mehr vermittelt (Einstellungen) kind-bezogenen Schemata der Eltern alle Handlungseinheiten umfassen, mit denen sie ihre Verhaltenserwartungen den Kindern gegenüber verbindlich zu machen versuchen“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 68). Sie beinhalten alle konkreten erziehungsrelevanten Verhaltensweisen, die Eltern gegenüber ihren eigenaktiven Kindern äußern, um sie zu belohnen oder zu disziplinieren (vgl. Schneewind 1991, S. 227). Während elterliche Wertorientierungen überwiegend auf einer abstrakten Ebene hinter der Handlung bestehen, geschieht ihre praktische Umsetzung im Rahmen der

elterlichen Erziehungspraktiken. Insofern lassen sich in der Realität die intentionalen Erziehungspraktiken herausarbeiten, in deren Rahmen die Eltern ihre kognitiven und moralischen Wertorientierungen zur kognitiven und moralischen Entwicklung an die Kinder weitergeben.

Die Forschungstradition, die sich mit den intentionalen Erziehungspraktiken der Eltern befasst (Bertram 1976, 1978; Grüneisen/Hoff 1977; Steinkamp/Stief 1978), hat sich an die Arbeit von Hoffman (1963) angelehnt, die die Auswirkung elterlicher Sanktionstechniken auf Aspekte des moralischen Bewusstseins des Kindes untersucht hat. Diese Forschungstradition versucht im Allgemeinen, drei unterschiedliche Sanktionstechniken der Eltern herauszuarbeiten.

- (1) Eltern wenden eine *machtbezogene* Sanktionstechnik an. „Eine moralische Orientierung, die auf Furcht vor Entdeckung und Strafe durch äußere Kontrollinstanzen (z.B. Eltern, Lehrer) basiert, entwickelt sich in Abhängigkeit von Erziehungspraktiken, bei denen körperliche Züchtigung und Entzug von Privilegien vorwiegen. Hoffman nennt diese Sanktionsform machtorientiert (power assertive). Das Vorwiegen machtorientierter, autoritärer Formen der Kontrolle, deren extremste Ausdrucksform körperliche Züchtigung oder deren Androhung darstellt und normalerweise mit einer relativ ablehnenden, indifferenten affektiven Beziehung der Eltern gegenüber dem Kind verbunden ist, führt zu einer unvollständigen Entwicklung moralischer Orientierung. Das Über-Ich bleibt auf dem Stand massiver Strafangst stehen“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 68f.). Daher basieren die machtorientierten Erziehungspraktiken auf der Furcht vor den von äußeren Kontrollinstanzen erwarteten Sanktionen. „Dieser Typus moralischer Orientierung wird von M.L. Hoffman als ‚externalisiert‘ bezeichnet. Die beschriebene Persönlichkeitsstruktur lässt sich auch durch geringe Ich-Stärke, d.h. eine schwache oder völlig ausbleibende Entwicklung wichtiger Grundqualifikationen des Rollenhandelns (Rollendistanz, Frustrationstoleranz, Empathie und die diese Fähigkeit tragende intellektuelle und sprachliche Kapazität) spezifizieren“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 69).
- (2) Eltern wenden eine *liebesorientierte* Sanktionstechnik an. „Eine moralische Orientierung dagegen, die sich durch Unabhängigkeit von externen Sanktionen und durch große individuelle Schulgefühle („schlechtes Gewissen“) charakterisieren lässt, ist das Ergebnis relativ häufiger Anwendung nicht-machtbezogener sog. ‚psychologischer‘, indirekter oder liebesorientierter (love-orientated) Kontrolltechniken“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 69). „Der Einsatz der elterlichen Affekte als hauptsächliches Kontrollmittel führt beim Kind aus Angst vor Liebesverlust zu einer Anpassung an die Erwartungen der Eltern und gleichzeitig zu ihrer starren Verinnerlichung“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 70). „Folge dieses elterlichen Verhaltens ist, dass die Schuldreaktionen der Kinder mit den verbotenen Handlungen selbst assoziiert werden, nicht aber mit der Wahrnehmung ihrer Konsequenzen für sich oder andere Personen

(geringe Empathie). Der Prototyp dieser Entwicklung ist die ‚bürokratische Persönlichkeit‘: Sie zeichnet sich durch eine rigide Über-Ich-Strukturierung aus, deren Konsequenz unbedingte Einhaltung, ja pedantische Befolgung einmal verinnerlichter Normen ist. Normen und deren Befolgung werden bei diesem Typus eines ‚zwanghaften Über-Ich‘ (Krappmann 1971, 140) zum Selbstzweck. Zwanghafter Konformismus ist das Resultat dieses Prozesses. Er impliziert die Unfähigkeit, sich auf verinnerlichte Normen, aber auch auf äußere Erwartungen, reflexiv zu beziehen, sie situationsadäquat anzuwenden und eventuell sogar einer generellen Modifizierung zu unterziehen (geringe Rollendistanz). M.L. Hoffman bezeichnet diesen Typus moralischer Orientierung als ‚konventionalistisch-rigide‘. Starke Über-Ich-Kontrollen gehen mit einer erheblichen Restriktion der Persönlichkeit einher. Die von den Eltern als Mittel der Bestrafung eingesetzten starken und undifferenzierten Varianten der Technik des Liebesentzugs ‚scheinen zu intensiven emotionalen Angstreaktionen des Kindes zu führen, die anfangs vor allem mit den aggressiven Reaktionen auf die elterlichen Frustrationen assoziiert sind und später auf sämtliche neu auftretende potenziell abweichende Impulse generalisiert werden. Die Ausbildung von Ich-Qualität und damit der Fähigkeit zu einer kognitiven Verarbeitung von Impulsen wie auch der im Über-Ich abgelagerten moralischen Regeln wird damit erschwert (Caesar 1972, 88f.)‘ (Steinkamp/Stief 1978, S. 70).

- (3) Eltern wenden schließlich eine *induktive* Sanktionstechnik an. Im deutlichen Gegensatz zu den beiden vorher beschriebenen Typen „versuchen die Eltern, deren Kinder sich durch eine ‚humanistisch-flexible‘ Strukturierung ihres moralischen Bewusstseins auszeichnen, ihre Verhaltenserwartungen den Kindern gegenüber zu begründen und damit verständlich zu machen. Gleichzeitig eröffnen sie ihnen einen Spielraum selbstständiger Entscheidung, was bei den liebesorientierten Formen der Kontrolle nicht geschieht. (...) Diese Über-Ich-Struktur zeichnet sich dadurch aus, dass die moralischen Regeln zwar ebenfalls gut internalisiert sind, aber bei der Beurteilung ihrer Anwendung die Auswirkungen auf die Interessen und Gefühle aller Beteiligten mit ins Kalkül gezogen werden können. Konformität mit den Regeln ist also das Produkt einer selbstständigen Entscheidung. Moralische Regeln werden nicht als Selbstzweck angesehen, sondern sind jeweils auf den Kontext der Bedürfnisse und Intentionen anderer Individuen bezogen“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 71).

Hoffman und Saltzstein (1967) versuchten, Zusammenhänge zwischen dem elterlichen Disziplinierungshandeln und der kindlichen Perzeption empirisch zu erfassen. Sie untersuchten den kausalen Zusammenhang zwischen intentionalem Erziehungsverhalten der Eltern und kindlicher Perzeption. Ihre Untersuchung erbrachte aber nur „geringe empirische Evidenz“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 72).

Die Familienklimaforschung knüpft hier an, indem sie sich darauf bezieht, dass „einerseits jedes Familienmitglied die Qualität des familiären Zusammenlebens mitgestaltet, andererseits aber auch durch den familiären Beziehungsstil in seiner Persönlichkeit geformt wird“ (Schneewind 1991, S. 157). Im Mittelpunkt der Familienklimaforschung steht daher der Zusammenhang zwischen der familiären Beziehungsqualität und der Herausbildung individueller Persönlichkeitsmerkmale.

In Bezug auf die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung gibt Bertram (1978, S. 73) zu bedenken, dass die moralische Entwicklung des Kindes nicht notwendigerweise als Durchsetzung elterlicher Erziehungsziele geschieht. Vielmehr geht er davon aus, dass sie auf das jeweilige familiäre Beziehungsgefüge angewiesen ist, das ohne die Prüfung der familiären Kontexteffekte kaum erklärt werden. Er (1976a, S. 79) hat weiter kritisiert, dass die Erforschung der elterlichen Sanktionstechniken „meist auf intentionales Erziehungsverhalten reduziert wird, ohne zu berücksichtigen, dass das alltägliche Verhalten der Eltern die kindliche Persönlichkeit vermutlich stärker prägt als deren Erziehungseinstellungen“.

Aus diesem Grund orientiert sich Bertram an der Fragestellung, warum sich die moralischen Urteilskräfte des Kindes unterschiedlich entwickeln. Die Entwicklung des Kindes ist entscheidend vom interaktiven Beziehungsgefüge im Inneren der Familie abhängig. Unter dieser Voraussetzung arbeitet er heraus, dass eine Verschlechterung der kognitiven Entwicklung des Kindes nicht von der Zugehörigkeit zu einer unteren Schicht und der dortigen Durchsetzung des elterlichen Erziehungseinstellungen, sondern vielmehr von einem schlechten Beziehungsgefüge zwischen Mitgliedern der Familie bewirkt wird. Wenn das Kind einen harmonischen, unterstützenden und eher positiven Kontakt zu Familienmitgliedern hat, betont Bertram, dann kann es ohne Rücksicht auf die soziale Schicht seiner Herkunft eine positive kognitive Entwicklung durchlaufen. So konzentriert er sich also auf die kognitive Bemühung der Eltern, eine harmonische Familienatmosphäre zu erzeugen. In diesem Sinne beruht für ihn eine positive kognitive Entwicklung des Kindes eher auf dem „Zusammenhang von interpersoneller Kommunikation und individueller Entwicklung“ (1979, S. 213) als auf dem Einfluss der Schichtenlage. Um zu erklären, warum das familiäre Beziehungsgefüge harmonisch ist, hat Bertram nicht nur die sozialstrukturellen Faktoren, sondern insbesondere die Familienatmosphäre berücksichtigt.

Die Familienklimaforschung betrachtet den atmosphärischen Zustand des gesamten Familienlebens. Sie geht vor allem davon aus, dass dieser atmosphärische Zustand durch absichtsvolle und planmäßige (kognitive) Bemühungen der Eltern verbessert wird. Um diese Bemühungen zu untersuchen, hat die Familienklimaforschung sich eher mit den familialen als mit den sozialstrukturellen Faktoren befasst. Moos (1974) hat „unter der Bezeichnung ‚Family Environment Scale‘ (FES) einen Fragebogen entwickelt, der insgesamt zehn

Dimensionen des familiären Beziehungssystems⁹ umfasst (vgl. Moos/Moos 1986). Aus diesen zehn Dimensionen entwickelte die deutsche Familienklimaforschung (Schneewind 1988; Schneewind/Beckmann/Hecht-Jackl 1985) drei übergeordnete Strukturdimensionen von Familiensystemen:

- „(1) *Positiv-emotionales Klima*: Bei einer Gegenüberstellung der beiden Pole dieser Dimension ergibt sich auf der einen Seite das Bild eines harmonischen, auf wechselseitigem Verständnis und emotionaler Zuwendung beruhenden Familienlebens, in dem auch Konflikte in einer weitgehend befriedigenden Weise geregelt werden können. Auf der anderen Seite finden sich entsprechend Familien mit geringer Familiensolidarität und einem hohen Konfliktpotenzial, wobei die Art und Weise, wie mit Konflikten umgegangen wird, als wenig befriedigend erlebt wird.
- (2) *Anregendes Klima*: Familien, die auf dieser Dimension hohe Werte erzielen, zeigen ein hohes Maß an Offenheit nach innen und außen, d.h. sie können sich einerseits komplikationslos über ihre Erfahrungen austauschen, andererseits tun sie aber auch viel dafür, sich aktiv um neue Erfahrungen im sozialen, kulturellen und Freizeitbereich zu bemühen. Ganz anders dagegen gilt für Familien mit einer niedrigen Ausprägung auf dieser Dimension, dass ihr Familienleben durch ein hohes Maß in Eintönigkeit, Passivität und emotionaler Ausdrucksarmut gekennzeichnet ist.
- (3) *Normativ-autoritäres Klima*: Der gemeinsame Nenner dieser Dimension ist das Ausmaß an Normorientierung innerhalb einer Familie. Familien mit einer stark ausgeprägten Normorientierung bestehen auf einer starren Einhaltung und Überwachung familieninterner Regeln, einem geordneten und vorhersehbaren Ablauf des Familienlebens und einer starken Orientierung an Leistung und Erfolg. Umgekehrt gilt für Familien mit geringer Normorientierung, dass sie mit Familienregeln eher flexibel und weniger konsequent umgehen. Darüber hinaus legen sie außerdem weniger Wert auf ein Zusammenleben, in dem Ordnung, Planung und Leistungsethos dominante Leitprinzipien sind“ (Schneewind 1999, S. 105).

Die genannten Merkmale der familialen Beziehungsstruktur wirken auf die kindliche Entwicklung. Die Familienklimaforschung vertritt daher die Ansicht, dass für eine positive Familienerziehung die elterlichen Persönlichkeitszüge (positive, offene und nicht normativ-autoritäre Persönlichkeit) von Bedeutung sind. Sie geht nämlich davon aus, dass eine positive Familienerziehung entscheidend von einer harmonischen Elternschaft mit wechselseitigem Verständnis abhängig ist. Wenn im emotionalen oder im autoritären Klima die Partnerschaft der Eltern in Turbulenzen gerät, gerät die Paarbeziehung unter Stress. Dann

⁹ „Zusammenhalt, Offenheit, Konfliktnähe, Selbstständigkeit, Leistungsorientierung, kulturelle Orientierung, aktive Freizeitgestaltung, religiöse Orientierung, Organisation und Kontrolle“ (Schneewind 1991, S. 158f.).

mehren sich Spannungen und Konflikte und schlagen auch auf die Beziehungen zu den Kindern durch. Diese Annahme besagt, dass ein harmonisches und positives Familienklima zum Erfolg der Kindererziehung beiträgt. Daher lässt sich feststellen: Je harmonischer und positiver das Familienklima sich gestaltet, desto positiver und empathischer werden die Eltern von ihren Kindern wahrgenommen und desto stärker sind Kinder von ihrer Selbstwirksamkeit und Problemlösungskompetenz überzeugt (vgl. Stecher 1996, S. 287). Allerdings hat die Familienklimaforschung dabei den entscheidenden Einfluss der sozialen Position einer Familie im System der sozialen Ungleichheit auf die familiäre Sozialisation ausgeblendet.

Die meisten heutigen Untersuchungen über intentionale Erziehungsstile der Eltern gehen von einer radikalen Veränderung der kindbezogenen Urteile, Vorstellungen und Praktiken der Eltern und von einem Bedeutungsverlust ihrer traditionellen Erziehungsurteile, -vorstellungen und -praktiken aus: „Auf der Ebene der Erziehungspraktiken sind zeitgeschichtlich entsprechende Veränderungen festgestellt worden, vor allem haben sich liberalere Umgangsmuster kontinuierlich durchgesetzt. Das fängt bei der Reinlichkeitserziehung an und setzt sich bis zur Ablehnung der Prügelstrafe als Erziehungsmittel fort. Doch von verbaler Ablehnung ist nicht gleich auf entsprechendes Handeln zu schließen, und so gaben in einer Untersuchung von Engfer et al. (1983) und von Engfer (1991) 10% der befragten Mütter und 8% der Väter selbst an, ihre Kinder unter Zuhilfenahme von Gegenständen schwer gezüchtigt zu haben. Aber auch umgekehrt gilt: 90% wenden keine körperlichen Strafen zur Durchsetzung ihrer elterlichen Vorstellungen an“ (Nave-Herz 1994, S. 62).

Eltern erwarten demnach von ihren Kindern nicht nur die kognitive Anpassung an gesellschaftliche und elterliche Forderungen, sofern sie ihre eigenen Urteile und Vorstellungen ändern, sondern zugleich die emotional stabile und leistungsfähige Bewältigung ihrer Probleme. So hat die heutige Erziehungsstilforschung die erziehungsrelevanten Urteile und Vorstellungen der Eltern entlang der Dimension „kindbezogene Unterstützung“ eingeordnet, die die kognitiven Intentionen und die emotionalen Gefühlsbindungen der Eltern enthalten. Es geht darum, die elterliche Unterstützung nach den kindlichen Bedürfnissen zu untersuchen. Diese Entwicklung hatte Peter Büchner (1983) mit dem Schlagwort „vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln“ treffend beschrieben: Intentionales Handeln ist ein kommunikativ-reflexiver Prozess, der auch sprachliches Verständnis in den Eltern-Kind-Beziehungen voraussetzt.

Allerdings ist wichtig, dass die heutige Erziehungsstilforschung den Einfluss der ungleich gruppen(milieu)spezifisch bedingten Eltern-Kind-Beziehungen vernachlässigt hat. Wenn auch ihre empirischen Untersuchungen häufig zeigen, dass traditionelle Erziehungspraktiken der Eltern (autoritäres Verhalten) an Bedeutung

verloren haben, bezweifeln doch viele Wissenschaftler, ob das traditionelle Erziehungsverhalten der Eltern aus den Beziehungen zu ihren Kindern wirklich verschwindet. Seipel/Rippl (1999, S. 198f.) haben diesbezüglich nachgewiesen, dass die autoritäre Persönlichkeit der Eltern heute nach wie vor Bestand hat. Feldkircher hat darüber hinaus schon 1994 (S. 190f.) gezeigt, dass Anpassung als elterliches Erziehungsziel nach wie vor besteht. In diesem Sinne sollen die intentionalen und nicht-intentionalen Erziehungsstile der Eltern berücksichtigt werden.

4.4.2.2 Situationsbezogene Eltern-Kind-Beziehung

Obwohl die Untersuchung von Hoffman für die weitere Erforschung einen fruchtbaren Weg geboten hat, haben Steinkamp / Stief (1978, S. 72) kritisiert, dass die entscheidende empirische Evidenz für die Richtigkeit dieser Annahme nur gering ist: Hoffmans Formen kognitiver Orientierung sind nur Idealtypen, da die machtbezogenen, liebesorientierten und induktiven Kontrollformen als Erziehungsverhalten der Eltern in der Realität kaum anzutreffen sind. Deshalb hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung (Kohn 1969; Grüneisen / Hoff 1977; Steinkamp / Stief 1978) die konkrete Praxis der elterlichen Erziehung untersucht. Steinkamp / Stief (1978, S. 148) haben in ihrer Untersuchung¹⁰ auch festgestellt, dass „tatsächlich nahezu durchgängig durch alle Situationen die Eltern mehrheitlich keine rationalen Problem- und Konfliktlösungsstrategien angeben, sondern nach eigenen Angaben mehr oder weniger irrationale Straftechniken bevorzugen“. Sie (1978, S. 158) haben festgestellt, dass in der Erziehungsrealität ein inkonsistentes Problemlösungsverhalten typisch ist: „Die Inkonsistenz der Problemlösungsversuche erscheint geradezu als konstitutives Merkmal der Erziehungsrealität“.

Diesbezüglich haben Steinkamp/Stief die elterliche Selbstperzeption und die kindliche Fremdperzeption in Bezug auf den Zusammenhang zwischen den elterlichen Erziehungszielen und -praktiken eingesetzt. „Bei den meisten Familien stimmen die Angaben der Eltern und die der Kinder weder für die grundsätzliche Zielausrichtung noch für das elterliche Erziehungsverhalten im erwarteten Ausmaß überein; vielmehr stellen wir zunächst unerklärlich geringe Zusammenhänge fest. Eine funktionale Bezogenheit der Problemlösungsversuche auf die

10 Steinkamp / Stief (1978, S. 145ff.) haben das unterschiedliche Erziehungsverhalten (dominante Technik der Eltern, Art der Kontrollformen – machtorientierte, liebesorientierte und induktive Form, Sanktionsausmaß, Sanktionsträchtigkeit verschiedener Konfliktsituationen und Konsistenz bzw. Inkonsistenz elterlichen Sanktionsverhaltens) in verschiedenen möglichen Problem- und Konfliktsituationen (Störung der häuslichen Ruhe und Ordnung, Verweigerung des Gehorsams bei der Übernahme häuslicher Pflichten, unbeabsichtigt angerichtete materielle Schäden, Verstoß gegen einen verbindlichen Standard der Eltern, die Beherrschung gegenüber den Eltern verlieren, Verstoß gegen Anstandsregeln in der Öffentlichkeit, absichtliches oder grob fahrlässiges Fehlverhalten mit Gefährdung, aber nicht Schädigung sowie Rücksichtslosigkeit gegenüber anderen) analysiert.

grundlegende Zielausrichtung elterlicher Erziehung lässt sich weder aus den Eltern- noch aus den Kinderangaben ableiten. (...) Auch zwischen der kindlichen Perzeption der elterlichen Ziele und den von ihnen berichteten Problemlösungsarten und Sanktionsausmaß bestehen nur relativ geringe Zusammenhänge“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 176f.). Aber mit dieser Inkonsistenz der elterlichen Problemlösungsversuche haben Steinkamp/Stief nicht behauptet, dass der Zusammenhang zwischen den elterlichen Erziehungszielen und den drei (induktiven, liebes- und machtorientierten) Sanktionstechniken nicht mehr die elterliche Erziehung erklären könne. „Vielmehr verdichten sich die drei vorgenannten Feststellungen zum Indiz, dass die Ursache wohl in der Erziehungsrealität selbst zu suchen sein dürfte: Wenn die Eltern nach eigenen Angaben Selbstbestimmung als generelle Zielorientierung zwar mehr oder weniger ausgeprägt akzeptieren, sich aber über die praktischen Implikationen in konkreten Situationen nicht im Klaren sind, wenn ihnen ein Konzept oder eine Strategie der Problem- und Konfliktlösung fehlt und wenn sie ihre Erziehungsziele und -maßnahmen nicht mit den Kindern besprechen, dann erscheinen die aufgezeigten Inkonsistenzen und Widersprüche als zwangsläufiges Spiegelbild einer inkonsistenten und in sich widersprüchlichen Erziehungswirklichkeit“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 177). Damit haben Steinkamp/Stief festgestellt, dass Inkonsistenz in den elterlichen Problemlösungsversuchen zu negativen Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes führt: „Eine zunehmend aktiv-rationale Mitgestaltung des Lernprozesses durch die Kinder und die Entstehung einer durch humanistisch-flexible moralische Dispositionen wie Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz, Empathie etc. gekennzeichneten Persönlichkeit wird durch derartige Sozialisationsbedingungen zumindest erschwert“ (Steinkamp/Stief 1978, S. 178).

Die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen lassen sich daher durch ihr typisches inkonsistentes Problemlösungsverhalten kennzeichnen, das v.a. aus Unterschieden zwischen der elterlichen Bemühung zur alltäglichen Lösung von Problemen des Kindes und der Erziehungsrealität besteht. So haben Steinkamp/Stief betont, dass die aktuelle Lage einer Familie im System der sozialen Ungleichheit in der elterlichen Erziehungsrealität wichtiger ist als ihre intentionalen Erziehungsziele. Die intentionalen Erziehungsziele der Eltern erscheinen nicht direkt in Form ihrer alltäglichen Erziehungspraktiken als situationsbezogene Eltern-Kind-Beziehungen. In diesem Sinne sind die objektiven Sozialisationsbedingungen für die alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen, die die Handlungs- und Erfahrungsspielräume des Kindes einschränken, in denen das Kind ermuntert wird und die sich aktiv an der Gestaltung ihrer Beziehungen beteiligen, eher von Bedeutung als die elterlichen Erziehungsziele. Dabei stellt die Intention der elterlichen Sollerwartungen nicht unbedingt die primäre Reziprozitätserfahrung zwischen Eltern und Kindern in Frage. Mit anderen Worten bedeutet diese Aussage, dass die objektiven Sozialisationsbedingungen

eng mit den alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen zusammenhängen. „Denn die Eltern-Kind-Interaktion kann selbst in autoritär-restriktiven Erfahrungskontexten auf Reziprozität und gegenseitiger Achtung aufbauen. Umgekehrt bleibt auch in eher symmetrischen Eltern-Kind-Interaktionen ein gewisses Machtgefälle strukturell erhalten“ (Grundmann/Keller 1999, S. 335). In diesem Sinne rede ich von der *alltäglichen situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehung*, in der ein legitimes Machtgefälle zwischen Erzieher und Kind existiert.

Um die konkrete Erziehungspraxis in der aktuellen Soziallage einer Familie zu erfassen, konzentriere ich mich daher auf die situationsbezogene Eltern-Kind-Beziehung. Sie beinhaltet nicht nur die Art der Problemlösung, sondern auch das Ausmaß der verwendeten Strafe. Diese Beziehungen konstituieren im Alltag die dominanten Erziehungsstile und sind selbst durch den Einfluss der Soziallage strukturiert. Allerdings wirken die elterlichen Erziehungsziele weniger auf die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen als die objektiven Lebensbedingungen; vielmehr beeinflussen die alltäglich situativen Bedürfnisse, Wünsche und Verhalten des Kindes gerade die Eltern-Kind-Beziehungen. Nach meinem Ansatz ist klar, dass neben der intentionalen Bemühung der Eltern die inkonsistente Erziehungsrealität sich strukturell von der Soziallage unterscheidet. Durch die Transformierung der sozialen Beziehungen auf die familialen Beziehungen werden die intentionalen und nicht-intentionalen Erziehungspraktiken ausgebildet. Diesbezüglich wurde der Zusammenhang zwischen objektiven Lebensbedingungen und Eltern-Kind-Beziehungen schon von Bernstein (1971) folgendermaßen gefasst: Personale Eltern-Kind-Beziehungen (Mittelschicht), in denen die Möglichkeiten zur Übermittlung sowohl individualisierter verbaler Reaktionen (responses) als auch der eigenen Identität (concept of self) gegeben sind, erfordern wahrscheinlich einen elaborierten Kommunikationsmodus (Kode), wogegen positionale Eltern-Kind-Beziehungen (Unterschicht), in denen die Bedeutung der eigenen Identität tendenziell durch die Implikationen der Statusordnung gebrochen ist, wahrscheinlich die Modi einer restringierten Kommunikation erfordern. Weiterhin gingen Grüneisen/Hoff (1977) und Steinkamp/Stief (1978) davon aus, dass „die außerfamilialen Erfahrungen sich ... in den intrapsychischen Strukturen der Eltern niederschlagen und Ausgangsbedingungen für die Interaktions- und Kommunikationsmuster zwischen den Eltern und den Kindern darstellen“ (Hurrelmann 1993, S. 124). Auf dieser Grundlage ergab sich für Steinkamp/Stief (1978), dass es dem etablierten Erziehungsverhalten von Eltern aus der Arbeiterschicht entspricht, ihre Kinder zur Konformität zu erziehen und üblicherweise auf die unmittelbaren Konsequenzen der kindlichen Handlungen (Lärm, Schäden usw.) zu achten, während das etablierte Erziehungsverhalten von Eltern aus Mittelschicht eher darauf hinausläuft, ihre Kinder zur Selbstständigkeit zu erziehen und sie auf der Basis der Absichten der kindlichen Handlungen zu disziplinieren.

In meinem Versuch zeigt sich zudem, dass nicht allein die mit der sozialen Schicht korrespondierenden ökonomischen und kulturellen Ressourcen, sondern auch die soziokulturell überformte Lebensweise der Eltern die elterliche Erziehung und die sozialmoralische Entwicklung der Kinder beeinflusst. Die objektiven Ressourcen und die Lebens- und Berufserfahrungen der Eltern beeinflussen die Ausformung der elterlichen Persönlichkeit und damit die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen. In diesem Sinne bezieht mein Ansatz sich auf die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen hinsichtlich der intentionalen Wirkung des elterlichen Vorbildes (v.a. väterliche Erziehungspraktiken in der Herkunftsfamilie) und hinsichtlich der nicht-intentionalen Wirkung der elterlichen Soziallage (v.a. der väterlichen Berufserfahrungen) auf die kindliche Entwicklung.

(1) Um die alltäglichen Erziehungspraktiken der Eltern ausführlich zu erfassen, hat die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung sich vor allem auf die Bedeutung des *Vaters* in der elterlichen Erziehung konzentriert. Wenn auch die konkrete Erziehungspraxis häufig der Mutter zukommt, darf die Bedeutung des Vaters in den Eltern-Kind-Beziehungen nicht vernachlässigt werden. Grundsätzlich beinhaltet die elterliche Erziehung ein Set gemeinsamer und gleichrangiger Aktivitäten. Die väterliche und die mütterliche Sozialisationsrolle unterscheiden sich allerdings: Während die Mutter die partikularistisch expressiven Funktionen der emotionalen Stabilisierung und Unterstützung für die kindlichen Entwicklungsaufgaben wahrnimmt, wird der Vater im allgemeinen in die unmittelbaren Erziehungspraktiken einbezogen.

„Oesterreich (1979, 147) ... argumentiert: ‚Während das konkrete Erziehungsverhalten praktisch der Mutter zukommt, wirkt der Vater eher indirekt durch seine Vorbildwirkung‘. Nun wird aber gerade die Betonung der Vorbildwirkung und die Vernachlässigung der konkreten Interaktion des Vaters mit den Kindern immer wieder kritisiert: so betont z.B. Lamb (1979, 940), dass durch die ausschließliche Beachtung der Vorbildfunktion bisher zu wenig Augenmerk auf den konkreten Interaktionsprozess zwischen Vater und Kind gerichtet worden sei“ (Steinkamp 1991, S. 266). Die elterlichen Erziehungsstile unterliegen ihrerseits Veränderungen, die aus den kindlichen Reaktionen auf ihre Vorbildwirkung resultieren. Sie haben sich ihrerseits aus den unmittelbaren Intimbeziehungen in ihrem Herkunftsmilieu entwickelt.

Dabei geht es beispielsweise um die *Autorität des Vaters*, die sich in einem machtorientierten Erziehungsstil äußert. Im Generationsablauf findet ein Wechsel in den Erziehungsstilen statt. Hier lässt sich auf der Ebene der elterlichen Intention z.B. der Wandel von machtorientierten zu humanistisch-flexiblen oder liebesorientierten Erziehungsstilen nennen. Insofern hat die Vorbildwirkung des Vaters abgenommen. Jedoch wird ein im Herkunftsmilieu erkennbares Machtgefälle als Beschränkung für die Überschreitung eines selbst erfahrenen

Erziehungsstils weitergegeben. Deswegen können Eltern meist keine Erziehungsstile realisieren, die die Vorgaben ihres Sozialisationsmilieus überschreiten. In ihrem Kern sind die elterlichen Erziehungsstile durch das Herkunftsmilieu und die dort erfahrenen Erziehungspraktiken des Vaters vorgegeben. Dies lässt den Schluss zu, dass Eltern zwar abstrakt ihre Erziehungsstile verändern wollen, dass aber in ihren Erziehungsstilen sogar noch die großväterlichen Erziehungsstile erkennbar sind.

(2) Zahlreiche Untersuchungen (Grüneisen/Hoff 1977; Steinkamp/Stief 1978; Rodax/Spitz 1982; Grundmann/Keller 1999 usw.) haben dokumentiert, dass objektive Sozialisationsbedingungen die elterlichen Erziehungspraktiken beeinflussen. Dabei sind z.B. regionale Unterschiede wichtig. Die elterlichen Erziehungspraktiken unterscheiden sich nach städtischen und ländlichen Milieus, weil die elterlichen Aufgaben und ihre Einbindungen in den familialen Alltag sich deutlich unterscheiden. Gleichmaßen können die Freizeitaktivitäten, Konsumstile und sozialen Netzwerke der Eltern ihre alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen beeinflussen.

Besonderes hervorzuheben ist aber, dass die elterlichen Erziehungspraktiken stärker von den aktuellen Arbeitsbedingungen und -erfahrungen der Eltern als von den anderen objektiven Bedingungen und Erfahrungen (schulische und berufliche Bildung der Eltern, Einkommen, Ethnie, Religion) abhängig sind (vgl. Steinkamp 1982a, S. 133). Steinkamp geht daher davon aus, dass mit abnehmenden Selbstbestimmungschancen der Väter in der Arbeitswelt und mit steigender Position in der Hierarchie der Arbeitsorganisation die Tendenz der Eltern zunimmt, machtorientierte und aggressive Disziplinierungsstrategien anzuwenden und weniger auf induktive, rationale Formen der Kontrolle zurückzugreifen: „Eine langfristig ausgeübte berufliche Tätigkeit, die durch engmaschige Kontrollen, geringe intellektuelle Anforderungsqualitäten, repetitive manuelle Teilarbeit, geringe Entscheidungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten und eine Vielzahl von Hierarchieebenen sich auszeichnet, konstituiert ein Lernfeld, in dem die individuellen Handlungsdispositionen und -abläufe vor allem durch Prozesse der Beobachtung und vielleicht auch der positiven Bekräftigung entsprechend den typischerweise vorkommenden Interaktions- und Kommunikationsstrategien geformt oder – wenn schon vorhanden – weiter ausgeprägt werden. Die in einem solchen Zusammenhang zu erwartende Verkümmern ehemals vorhandener oder die ausbleibende Stimulierung kognitiver Fähigkeit erhält dabei ein besonderes Gewicht insofern, als diese die kritische Reflexion des eigenen Handelns und seiner Folgen erschweren bzw. unmöglich machen“ (Steinkamp 1982a, S. 134). Die Restriktivität der elterlichen Arbeitsbedingungen und -erfahrungen wird nun zu einer der wesentlichen Voraussetzungen dafür, dass die Eltern ein rigides oder ein reflexives Sanktionsverhalten zeigen.

Darüber hinaus ließe sich eine stärkere Teilnahme des Vaters an der Erziehung seiner Kinder vermuten, falls seine Ehefrau berufstätig ist. Viele empirische Untersuchungen (Mischau/Blättel-Mink / Kramer 1998; Koppetsch / Burkart 1999; Herlth 2000) haben jedoch gezeigt, dass nicht nur seine Teilnahme an der Kindererziehung, sondern auch sein Engagement im Haushalt unabhängig von der Berufstätigkeit seiner Ehefrau ist (vgl. Fn. 8 auf S. 148). Deshalb betont Herlth (2000, S. 118), dass „man gerade in der Geschlechtsrolleneinstellung der Mütter eine entscheidende Voraussetzung für das tatsächliche Rollenverhalten der Väter sehen müsste. Und es ist (...) in der Tat so, dass Väter dann signifikant mehr Engagement im Haushalt an den Tag legen, wenn auch die Mütter eine egalitäre Geschlechtsrollenorientierung bekunden. Für die Ehezufriedenheit der Mutter und ihr psychisches Wohlbefinden aber dürfte die sich in der Familienorientierung des Vaters ausdrückende Sensitivität eine der entscheidenden Voraussetzungen sein, durch die sichergestellt wird, dass die Mutter sich mit ihren Bedürfnissen und Interessen beachtet und respektiert fühlt“ (Herlth 2000, S. 118).

Ein Schwerpunkt dieser Forschung liegt in der Feststellung, wie Eltern durch ihre Vorbilder ihre milieuspezifischen Erziehungsstile überschreiten können. Ich gehe davon aus, *dass die Eltern-Kind-Beziehungen milieuspezifisch aus dem Funktionieren der partnerschaftlichen Beziehungen resultieren*. Hierzu ist die quantitative und qualitative Untersuchung von Klitzing (2000) interessant. Er hat den Zusammenhang zwischen den pränatalen Beziehungscharakteristika der Eltern (v.a. Vater) und ihrem postnatalen Verlauf untersucht: Im quantitativen Teil seiner Untersuchung hat er gezeigt, dass der Zusammenhang zwischen pränataler väterlicher Präsenz und der Intensität, mit der das Kind in der Dreier-Interaktion mit beiden Elternteilen wechselseitige Beziehungen sucht, statistisch hoch signifikant ist. „Je mehr die Väter in dem pränatalen Interview reiche und flexible Phantasien über ihr zukünftiges Kind ausgedrückt hatten, ohne dabei die Mutter als bedeutende Beziehungsperson für sich selbst und für das Kind auszuschließen, desto mehr war das vier Monate alte Kind fähig, einen eigenständigen, durch wechselseitige Aktivität und Flexibilität geprägten Beitrag zu einem gut balancierten Beziehungskontakt mit beiden Eltern während des triadischen Spiels zu leisten. Interessanterweise korreliert die Qualität der Interaktionen im dyadischen Vater-Kind-Kontakt signifikant mit der pränatal eingeschätzten triadischen Fähigkeit der Mutter“ (Klitzing 2000, S. 164f.). Im qualitativen Teil konzentriert sich Klitzings Untersuchung darauf, wie eine hohe triadische Fähigkeit der Väter soziogenetisch oder milieuspezifisch internalisiert wird: „Väter, die über tief gehende Beziehungserfahrungen mit ihren eigenen Vätern oder anderen bedeutsamen dritten Personen verfügten, konnten in der Regel eine große Bandbreite innerer Bilder über ihre zukünftige Rolle als bedeutsame Beziehungsperson für ihr Kind entwickeln“ (Klitzing 2000, S. 166). Auf dieser Grundlage hat er festgestellt: „Werdende Eltern entwickeln bereits

während der Schwangerschaft (vielleicht auch schon vorher) einen inneren triadischen Raum für ihr zukünftiges Kind, welcher mehr oder weniger flexibel, mehr oder weniger auf eine gesunde Persönlichkeit und eine ausgeglichene Partnerschaft und welche mehr oder weniger auf eine Erlebenskontinuität eigener triadischer Erfahrungen vor allem während der eigenen Kindheit abgestützt sein können. Dieser innere triadische Raum hat erheblichen Einfluss auf den Dialog zwischen den Eltern und auf die späteren Interaktionen mit ihrem Kind“ (Klitzing 2000, S. 166).

Die Vater-Mutter-Kind-Beziehung kann als die primäre Beziehung angesehen werden, in die das Kind hineingeboren wird. Bereits in der pränatalen Phase wird die Fähigkeit des Kindes geprägt, in eine Drei-Personen-Beziehung einzutreten und diese eigenständig mitzugestalten. Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um eine nicht angeborene, sondern milieuspezifisch erworbene Fähigkeit des Kindes zur Eltern-Kind-Beziehung. Ob diese Fähigkeit noch weiter realisiert und entwickelt werden kann, hängt entscheidend von der Soziallage einer Familie und der elterlichen Erziehungsrealität als der situationsbezogenen Qualität der Eltern-Kind-Beziehung ab. Insofern gehe ich davon aus, dass die Emotionsregulation und die Fähigkeit zu rationaler Problem- und Konfliktlösung der Eltern der Soziallage entsprechen und innerhalb der milieuspezifisch etablierten Ausdrucksformen (machtbezogene, liebesorientierte und induktive) weitgehend übereinstimmen. Es kommt daher bei Angehörigen unterschiedlicher Soziallage leicht zu unterschiedlichen rationalen und emotionalen Erziehungsstrategien und -praktiken. Daher lässt sich vermuten, dass es in den drei (individualistischen, familistischen und traditionalistischen) Sozialisationsmilieus Unterschiede in der rationalen Problem- und Konfliktlösung und Emotionsregulation der Eltern gegenüber ihrem Kind sowie ihrer (machtbezogene, liebesorientierte und induktive) Sanktionstechnik gibt. Diese Unterschiede hängen ihrerseits nicht nur von erfahrungsabhängig milieuspezifischen (gelernten) Einflussgrößen ab, sondern werden auch durch die weiteren, sich wiederholenden Eltern-Kind-Beziehungen akkumuliert. In diesem Sinne lässt sich auch vermuten: Insbesondere langjährige ökonomische Belastungen wie vor allem der langjährige Arbeitsplatzverlust des Vaters und damit einhergehende Erfahrungen (Steinkamp / Meier 1985; Herlth 1986) wirken negativ auf die Erziehungsqualität (die rationalen und emotionalen Erziehungsstrategien und die situationsbezogenen (milieuspezifischen) Erziehungspraktiken der Eltern).

Diesbezüglich stellen zahlreiche Studien die situationsbezogenen Erziehungspraktiken der Eltern in stresshaften alltäglichen Familiensituationen (sowohl häufige Veränderungen des Arbeitsplatzes und Scheidung oder Trennung der Eltern als auch Stress im Kinderalltag) dar: Bedeutsam ist, dass „Erwerbslosigkeit eines oder beider Elternteile Strukturmerkmale familialer Interaktionen beeinflusst, die für die Herausbildung der sozialen Handlungsfähigkeit des Kindes

von grundlegender Bedeutung sind“ (Steinkamp / Meier 1985, S. 274). Einige Studien (Steinkamp / Meier 1985; Zenke / Ludwig 1985; Herlth 1986; Walper 1988; Rückler 1990 usw.) zeigen den großen Einfluss der elterlichen Erziehung in den benachteiligten Familiensituationen auf die Entwicklung asozialen Verhaltens, auf Internalisierungsprobleme und auf die emotionale Verletzlichkeit des Kindes: Je länger die kritischen Lebensereignisse andauern und je stärker sie kumulieren, desto stärker kommt es zum Risiko, dass die Eltern in rationaler Problem- und Konfliktlösungsstrategie sowie Emotionsregulation zur unmittelbaren Straftechnik gegenüber ihren Kindern greifen, was zu entsprechend abträglichen Konsequenzen (Verletzung) für die weiteren Eltern-Kind-Beziehungen führt: Wirtschaftliche Mangelsituationen führen nicht zuletzt zu riskanten Eltern-Kind-Beziehungen (vgl. Herlth 1986). Darüber hinaus können alle Benachteiligungen der Eltern „sich dann in Aggression unterschiedlichster Art gegen die Kinder entladen – von Früh-ins-Bett-Stecken bis zu zumindest zeitweise häufigen Schlägen“ (Rückler 1990, S. 47). Zenke / Ludwig (1985) stellen in von Arbeitslosigkeit betroffenen Familien eine zunehmende Gewalttätigkeit des Mannes gegenüber Frau und Kindern fest. Hornstein (1988, S. 265) referiert, dass Arbeitslosigkeit Ursache psychischer Belastungen sein kann. Darauf aufbauend geht mein Ansatz zur situationsbezogenen Erziehungsqualität davon aus, dass

- (1) das rationale Konfliktlösungsstrategien, die Emotionsregulation und die Erziehungspraktiken der Eltern je nach Sozialisationsmilieu unterschiedlich sind,
- (2) die erziehungsrelevanten Ziele und Praktiken der Eltern in der Erziehungsrealität inkonsistent sind, weil die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen entscheidend in der Sozillage einer Familie realisiert werden und
- (3) die Beziehungsfähigkeit des Kindes im frühen Kindesalter geformt wird, weil die ursprüngliche Prägung der kindlichen Persönlichkeit im Kontakt mit den primären Bezugspersonen (v.a. Vater und Mutter) erfolgt.

Die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen entstehen also nicht zufällig oder im luftleeren Raum, sondern aus der Ursache der Sozillage und Sozialisationsmilieu. So lassen sich je nach Sozillage und Sozialisationsmilieu typische erziehungsrelevante Wertorientierungen und Praktiken vermuten (vgl. die nachfolgende ausführliche Darstellung).

4.4.3 Erziehungsunterschiede in den drei Sozialisationsmilieus

Das Erziehungsverhalten ist nicht bloß eine zufällige, individuelle Ansammlung von Handlungen, sondern eine geordnete, gruppenspezifische Handlungsform. Diese Auffassung spiegelt die Tatsache wider, dass die Eltern sich selbst im Lauf ihres Lebens entwickeln, ihr Wissen wie auch ihre soziale Kompetenz an ihre

Kinder weitergeben, und dass dadurch das etablierte Erziehungsverhalten entsteht. Die elterlichen Erziehungspraktiken äußern sich in jeder Familie in ganz alltäglichen Auseinandersetzungen, etwa beim Wecken für die Schule, aus Anlass der Schularbeiten und Freundschaften, in Aussehen und Benehmen usw. Hier stellt sich die Frage, wie die erziehungsrelevanten Ziele und Einstellungen der Eltern sich je nach Sozialisationsmilieu unterscheiden, wie die intime Beziehungsqualität zwischen Eltern und Kindern sozialstrukturell unterschiedlich etabliert ist und wie sich das rationale und emotionale Erziehungsverhalten der Eltern unterscheidet.

(1) *Das individualistische Milieu*: Dieses Milieu ist insbesondere gekennzeichnet durch angemessene materielle, soziale und psychische Ressourcen sowie ein hohes Bildungsniveau. Auf Grund hinreichender Ressourcen und entsprechender Erfahrungen begünstigt dieses Milieu eine autonome, verantwortliche und aufstiegsorientierte Mentalität der Eltern. Deshalb orientieren sich Eltern in diesem Milieu an Selbstbestimmung sowie am Ideal diskursiver und reflexiver Kommunikation. Die Paarbeziehungen in diesem Milieu beinhalten den Gleichheitsdiskurs (d.h. reflexive Beziehungsgestaltung) und spiegeln die Durchsetzung der öffentlichen Interessen der Eltern wider. Während Eltern dieses Milieus in ihren partnerschaftlichen Beziehungen häufig das Paradox zwischen den Interessen eines reflexiven Gleichheitsdiskurses und der innerfamiliären Aufteilung der Hausarbeit erfahren, zeigen sie in ihrer Elternschaft übereinstimmend Kinderorientiertheit, die auf Selbstbestimmung und partnerschaftlichen Diskurs zielt. Daher müssen elterliche Interessenkonflikte in diesem Milieu die positive Entwicklung des Kindes nicht unbedingt beeinträchtigen. Häufig verhalten sich Eltern in ihrer Kinderbetreuung ohne Rücksicht auf Konflikte in ihrer Paarbeziehung rational und emotionsreguliert. So werden die intimen Eltern-Kind-Beziehungen auf der Grundlage der autonomen und verantwortlichen Mentalität und der partnerschaftlich-diskursiven Ausdrucksform der Eltern durch rationale und emotionale Erziehungsstrategien charakterisiert.

Der Eltern-Kind-Beziehungen in diesem Milieu beruhen häufig auf intensiven und sicheren Gefühlsbindungen. Eltern betonen die Erfahrungen affektiver Reziprozität, durch die sich das Kind emotional als Person erfahren kann und sich in seinen Bedürfnissen und Gefühlen von anderen respektiert fühlt. Dafür bemühen sich Eltern häufig darum, ihre Kinder die wenig situationsgebundenen und diskursiven Interaktions- und Kommunikationsmodi zu lehren. Da Eltern in diesem Milieu sich in ihrer Kinderbetreuung eher rational und emotionsreguliert verhalten, benutzen sie keine drohenden und körperbezogenen, sondern selbstbewusst reflexive und emotional sichere Erziehungspraktiken.

Die elterlichen Interessen sind auf die schulischen und außerschulischen Sozialbeziehungen ihrer Kinder fixiert. Die Eltern aus diesem Milieu neigen im

Umgang mit schulischen Belangen dazu, nicht auf der Ebene der Stoffvermittlung in den einzelnen Unterrichtsfächern stehen zu bleiben, sondern soziales und kulturelles Lernen einzubeziehen, das die Eigeninitiative und Kreativität der Kinder fördert. Eltern interessieren sich auch für die außerschulischen Sozialbeziehungen ihrer Kinder, indem sie Gelegenheiten für Medienzentrierung und außerschulische Angebote (Musikgruppen, Sportverein, usw.) schaffen. Diese außerschulischen Bereiche, in denen die Kinder Stress abbauen bzw. eventuelle Defizite kompensieren können, bilden im elterlichen Erziehungsverhalten keine Gegenwelt zum schulischen Bereich. Die Teilnahme an diesen außerschulischen Tätigkeiten wird vielmehr als Ergänzung verstanden, um die Eigeninitiative und Kreativität der Kinder zu fördern. So bevorzugen Eltern ergänzungsrelevante außerschulische Aktivitäten und die Kinder haben daher viele feste Termine und ein breites Aktivitätsspektrum (vgl. Büchner 1996, S. 174f.).

Wichtig ist in diesem Milieu, dass die Eltern den aktuellen Interessen und Problemen ihrer Kinder Aufmerksamkeit schenken sowie ihnen Ratschläge und in Streitfällen Schlichtung und die Ermutigung geben, selbst eine Lösung zu suchen usw. Trotzdem manifestiert sich in den erziehungsrelevanten Zielen und Einstellungen der Eltern durchaus deren starke Erwartungshaltung, die auch Selbstbestimmung und Verantwortlichkeit begünstigt. Deswegen versuchen Eltern häufig, durch partnerschaftliche Interaktionen sowie diskursive und reflexive Kommunikationen aktuellen Dissens, Konflikte und Probleme des Kindes zu lösen. Diese Interaktionen und Kommunikationen geben ihren Kindern ein Gefühl von Selbstständigkeit und Sicherheit. Kinder können hierdurch nicht nur den aktiven Umgang mit anderen Personen erlernen, sondern sie lernen auch, die Erwartungen und Forderungen der anderen in ihren Sozialbeziehungen eigeninitiativ und kreativ einzubeziehen. Durch diese Selbstbestimmung und partnerschaftliche Kommunikation der Eltern werden den Kindern Fähigkeiten vermittelt, ihre schulische Leistung, ihre Gesundheit und emotionale Stabilität sowie ihre affektive Beziehung zu ihren Eltern stabilisieren. Dadurch können Kinder aus diesem Milieu zunehmend als gleichberechtigte Partner akzeptiert werden, die in die diskursiven und reflexiven Beziehungen der Familie immer stärker einbezogen werden.

(2) *Das familistische Milieu:* Dieses Milieu ist gekennzeichnet durch eine mittlere Sozillage und stabile Familienform. Eltern in diesem Milieu orientieren sich wie diejenigen aus dem individualistischen Milieu an Selbstbestimmung und partnerschaftlich-diskursiver Kommunikation. In ihren Paarbeziehungen streben sie, wie auch diejenigen im individualistischen Milieu, die partnerschaftliche Beziehungsform an. Hinsichtlich der Elternschaft hoffen auch sie darauf, dass die Kinder selbstbestimmt heranwachsen werden. Deshalb fordern Frauen zur

Ausgestaltung der partnerschaftlichen Beziehungsform die aktive Partizipation der Väter an der Erziehungsaufgabe.

Zwar nimmt die Verantwortlichkeit und Unterstützung der Eltern in diesem Milieu ebenso wie im individualistischen Sozialisationsmilieu zu. Jedoch weichen die dortigen, auf Zwang beruhenden Erziehungspraktiken der Eltern vom autonomen und egalitären Prinzip des individualistischen Milieus ab. Im Mittelpunkt dieses Milieus steht die starke Diskrepanz zwischen den erziehungsrelevanten Zielen und Einstellungen (Selbstbestimmung) und den elterlichen Erziehungsmethoden (reflexive Sanktionstechnik): „Der egalitäre Partnerschaftskode bzw. die Vorstellung der Gleichwertigkeit der Geschlechter wird vom christlichen Komplementaritäts- und Harmoniediskurs modifiziert“ (Koppetsch / Burkart 1999, S. 102). Daher wird die Eltern-Kind-Beziehung in diesem Milieu nicht durch den wenig situationsgebundenen Gleichheitsdiskurs (Beziehungsgestaltung), sondern durch die stark affektive Sanktionstechnik strukturiert. Daher wenden die Eltern in diesem Milieu häufig die Sanktionstechnik des Liebesentzugs an, die auf der emotionalen Angst des Kindes beruht und es zur Konformität gegenüber den Erwartungen der Eltern bewegt. Das bedeutet: die öffentlichen Interessen verlieren ihren Wert. Eltern in diesem Milieu verfügen insbesondere über eine schwächer ausgeprägte Emotionsregulation als diejenigen aus dem individualistischen Milieu. Auch wenn es Anzeichen für reflexive und rationale Erziehungspraktiken der Eltern (die Absicht der kindlichen Handlung) gibt, geht das elterliche Erziehungsverhalten praktisch wegen der schwachen Emotionsregulation mit einem gefühlsmäßigen und eher rückwärtsgewandten Erziehungsverhalten einher.

In diesem Milieu erscheint die Frau als wichtige Person für die kindliche Erziehung und übernimmt die absolute Führung des Familienlebens als Gefühlsgealterin. Deshalb liegen die erziehungsrelevanten Urteile und Vorstellungen der Eltern in diesem Milieu eher in den familialen als in den öffentlichen Werten. Die Erziehung betont eine harmonische Gemeinschaft, um die positive Beziehungsatmosphäre innerhalb der Familie steuern zu können. Die Eltern wirken gezielt auf die Durchsetzung der am Familiensinn orientierten Normen und auch auf eine Harmonisierung der Relationen zwischen Geschlechtern und Generationen hin. Entsprechend werden die Beziehungsstile der Mütter die familiäre Atmosphäre überfordern. Mütter dürfen keinen Bruch der familialen Harmonie zulassen. So sind ihre rationalen und emotionalen Erziehungsstrategien auch häufig von der familialen Beziehungsatmosphäre abhängig. Deswegen wenden sie auf Grund der stark emotionalen Beziehungsatmosphäre eine liebesorientierte Sanktionstechnik an. Dabei entsteht eine Diskrepanz zwischen den selbstbestimmten Zielen und Einstellungen der Eltern sowie ihren reflexiven Erziehungspraktiken, die auf eine starke Familienharmonie zielen.

Die elterliche Orientierung bezieht sich auch auf die schulischen und außerschulischen Beziehungen der Kinder. Zur Verbesserung des familialen Status im Vergleich zu ihrer Herkunftsfamilie erwarten Eltern meistens schulischen Erfolg von ihren Kindern. Diese Aufstiegsphilosophie der Eltern wird auch von den Kindern verinnerlicht. So wollen Kinder selbst unbedingt die angestrebte Schulleistung erbringen und fänden es schlimm, daran zu scheitern. Deswegen wird die außerschulische Freizeit eher als Entspannung gesehen, die die Eltern nicht durch pädagogische Erwartungen oder Leistungsaufgaben einschränken möchten. Wenn im Freizeitbereich z.B. der Wert einer körperlichen Ausbildung wichtig ist, ist Sport eine Schulung der Selbstdisziplin, die wiederum positiv auf das Lernverhalten zurückwirken soll (vgl. Büchner 1996, S. 176). Jedoch schenken Eltern in diesem Milieu der Wahrnehmung außerschulischer Lernangebote und Lernmöglichkeiten nur wenig Aufmerksamkeit. Deswegen „haben die Kinder nur wenig feste Termine, und ein engeres Spektrum der Aktivitäten ist die Regel“ (Büchner 1996, S. 176).

Mit den familienorientierten Werten verinnerlichen die Kinder in diesem Milieu zwar die Aufstiegsorientierung, die von den Eltern gefördert wird, aber es fällt ihnen schwer, durchweg gute Schulnoten zu erreichen. Schließlich ist die elterliche Erziehung in diesem Milieu charakterisiert durch die starke Diskrepanz zwischen ihren selbstbestimmten Erziehungszielen und ihrem liebesorientierten Erziehungsverhalten (vgl. Grundmann 1998b, S. 138, S. 186).

(3) *Das traditionalistische Milieu*: Dieses Milieu ist gekennzeichnet durch eine unangemessene materielle, soziale und psychische Ressourcenausstattung. Auf Grund dieser unangemessenen Ressourcenausstattung orientieren sich Eltern in diesem Milieu an Konformität und verhalten sich stark situationsabhängig. Dieses Milieu ist charakterisiert durch eine strikte Rollentrennung nach der Entscheidungsgewalt im Ehe-Subsystem. Im Rahmen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ist die Mutter hauptsächliche Instanz der Kinderpflege.

Die Beziehungen in diesem Milieu sind nicht partnerschaftlich, sondern machtorientiert. Deswegen wird in der Paarbeziehung zu wenig intensiv miteinander gesprochen. So *besprechen* Familienmitglieder in diesem Milieu ihre Probleme, Schwierigkeiten und Konflikte häufig nicht miteinander und *handeln* stattdessen. In der Familie werden elterliche Entscheidungen nicht im gemeinsamen Gespräch getroffen. Häufig haben Eltern in diesem Milieu viele Kontakte zu außerfamilialen lokalen Personen und führen mit diesen viele gemeinsame Aktivitäten durch. Das Prinzip der Partnerschaft wird allerdings nicht von der lokalen Gemeinschaft in die Familie transformiert. Daher gehen die Eltern in der Familie nicht partnerschaftlich miteinander um und so kommt keine Gleichwertigkeit der beiden Elternteile zu Stande. Die Kinder werden auch keineswegs als eigenständige Personen oder Partner betrachtet.

Die elterlichen Erziehungspraktiken in diesem Milieu bestehen wegen eines Mangels an rationalen und emotionalen Erziehungsstrategien häufig eher aus Befehlen oder direkten Folgen kindlicher Handlungen als aus argumentativen Kommunikationen. Das betrifft insbesondere Kontrolle und Anforderungen an das kindliche Verhalten. Die Eltern strafen nämlich unmittelbar, ohne zu begründen und ohne ihre Erwartungen den Kindern gegenüber verständlich und einsichtig zu machen, sobald ihre Erwartungen enttäuscht werden. Die Orientierung an der Konformität und der machtorientierten Beziehungsform verbinden sie eng mit der Vernachlässigung der alltäglichen kindlichen Bedürfnisse.

Die elterliche Erziehung in diesem Milieu beruht durchaus auf einer intensiven und sicheren Gefühlsbindung der Eltern ihren Kindern gegenüber. Anders als im individualistischen Milieu betonen diese Eltern die Erfahrungen affektiver Gemeinschaft, durch die sie sich als Mitglieder eines gemeinschaftlichen Netzwerks (Verwandschaft oder Nachbarschaft) erfahren können, wo ihre Bedürfnisse und Gefühle von anderen anerkannt werden. Dafür bemühen Eltern sich häufig darum, ihren Kindern die lokal gebundenen und konventionalen Interaktions- und Kommunikationsmodi weiterzugeben. Sie legen größeren Wert auf ihre Anerkennung in der lokalen Gemeinschaft als auf die rationale oder emotionsregulierte Disziplinierung ihrer Kinder. Ihre Elternschaft ist nicht durch eine reflexive Kindorientiertheit geprägt, sondern durch eine deutlich machtbezogene Orientierungskraft im lokalen Kontext. Zwei Komplikationen könnten hier zusammenkommen: einerseits ein hoher Anspruch an die elterliche Erziehung, der die Verantwortung und Unterstützung der Eltern erschwert, zum anderen Probleme im kindlichen Leistungsbereich, die die Identifikation der Eltern mit den Kindern belasten und Enttäuschungen zur Folge haben (vgl. Fend 2000, S. 299f.).

Eltern orientieren sich ebenso wie in anderen Milieus auch an den schulischen und außerschulischen Sozialbeziehungen ihrer Kinder. Es handelt sich hier auffallend häufig um Eltern mit gehobenen Erwartungen an die Schulleistung. Aber diejenigen Eltern in diesem Milieu, die selbst keine höheren Bildungsabschlüsse haben, geben an, sich mit den schulischen Defiziten ihrer Kinder abgefunden zu haben. Deshalb haben Eltern große Angst, dass ihre Kinder in schlechte Gesellschaft geraten könnten. Im Gegensatz zu den Kindern aus den vorher erwähnten Milieus ist bei den Kindern in diesem Milieu der Freizeitbereich ein autonomer Lebensbereich. Trotz reichlich vorhandener Freizeit nehmen Kinder auf Grund ökonomischer Probleme nicht an bildungsrelevanten Nachmittagsprogrammen teil. Geschwister, Nachbarkinder und Medien haben hier noch eine wichtige Funktion in der Freizeit, die nur zu einem geringen Teil geplant wird. „Es ist naheliegend, eine besonders ausgeprägte kindliche Medienzentrierung als kontraproduktiv für eine bildungsorientierte außerschulische Lebenspraxis zu begreifen“ (Büchner 1996, S. 169f.). „Die Erziehung der

Kinder in diesem Milieu erschöpft sich in reiner Betreuungsarbeit ohne pädagogischen Anspruch“ (Koppetsch/Burkart 1999, S. 226). Somit können Kinder in der Familie zunehmend das konventionale Patriarchat verinnerlichen, das die Beziehungen innerhalb der Familie stark prägt. Die Erziehung beinhaltet die irrationale und machtorientierte Kontrolle der Eltern in Bezug auf die Entwicklung ihres Kindes.

Abbildung 7: Unterschiede der elterlichen Erziehung in den drei Sozialisationsmilieus

	Sozialisationsmilieu		
	Individualistisches	Familistisches	Traditionalistisches
Orientierung	Selbstbestimmung	Selbstbestimmung	Konformität
Stil	reflexiv	liebesorientiert	machtorientiert

4.5 Folgen der familialen Sozialisation: Die Unterschiede in der kindlichen Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise

In der Literatur wird vielfach darauf hingewiesen, dass „das deutliche Defizit der sozialstrukturellen Sozialisationsanalysen auf der völligen Vernachlässigung bzw. nur ungenügenden Berücksichtigung der Individualebene liegt“ (Steinkamp 1982a, S. 142). Als adäquate Antwort auf diese Mängel soll mein Ansatz die kindliche Persönlichkeit und Verhaltensweise einbeziehen. Ich stelle dar, *wie sich die kindliche Persönlichkeit und Verhaltensweise je nach Sozialisationsmilieu unterschiedlich herausbildet*.

4.5.1 Kindliche Persönlichkeitsformung als Autonomie und Verbundenheit

Im Anschluss an Ross¹¹ und Fuchs et al.¹² soll hier die individuelle Persönlichkeit als *ein relativ stabiles, aber dynamisches und interaktionales Konstrukt* verstanden werden, *in dem das Individuum seine Eigenschaften, Einstellungen und Handlungskompetenzen durch Anpassung und Veränderung (Gestaltung)*

11 Nach Ross ist „Persönlichkeit ein zusammengesetztes Konstrukt (...), das für die Gesamtheit der Handlungen, Denkprozesse, emotionalen Reaktionen und motivationalen Bedürfnisse von Personen steht, durch die sie als genetisch programmierte biografische Organismen mit ihrer Umwelt interagieren, wobei sie ihre Umwelt beeinflussen und von ihr beeinflusst werden“ (1987, S. 7).

12 Die Autoren bezeichnen die individuelle Persönlichkeit als „die relativ stabile, zeitlich überdauernde, aber auch dynamische – in Wandlung und Entwicklung – Organisation der Eigenschaften, Gewohnheiten, Einstellungen, Motivationen, Gefühle, Interessen u.ä. einer Person“ (1988, S. 564).

gegenüber seiner sozialen und physischen Umwelt herausbildet. Das bedeutet, dass die Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit sich auf die Anpassung und Veränderung in Soziallage und Sozialisationsmilieu bezieht.

Um Prozesse der Anpassung und Veränderung in der kindlichen Persönlichkeitsentwicklung fassen zu können, haben einige Autoren (Schneewind 1994, S. 217; Leu / Krappmann 1999) die Dichotomie von „Autonomie“ und „Verbundenheit“ eingeführt. Schneewind (1994, S. 217) stellt fest, dass „Persönlichkeitsentwicklung sich als ein selbst-konstruktiver Prozess äußert, der sich im Rahmen gegebener Entwicklungsoportunitäten zwischen den Polen passiven Ausgeliefertseins und aktiv gestaltender Einflussnahme ereignet“. Vor diesem Hintergrund sind Autonomie und Verbundenheit als dialektisches Verhältnis zu skizzieren, das einerseits am Akteur als aktivem Gestalter der individuellen Biographie festhält, andererseits aber auch seine kontinuierliche Gebundenheit an Soziallage und Sozialisationsmilieu berücksichtigt. „In diesem Sinne geht es darum, das Verhältnis von Autonomie und Verbundenheit zunächst nicht an individuellen Merkmalen und psychischen Strukturen festzumachen, sondern an Grundstrukturen der Einbettung der Alltagspraxis des Einzelnen in einen umfassenderen Kontext“ (Leu 1999, S. 78). Demnach gestaltet sich die kindliche Entwicklung zwischen Autonomie und Verbundenheit.

Die Idee der kindlichen Autonomie und Verbundenheit hat ihre Wurzeln in der moralischen Entwicklung. Bertram (1978) hat schon vier Urteilstypen berücksichtigt: Der konformistische, der gruppenkonform-solidarische, der konventionell-rigide und der autonom-flexible Urteilstyp (vgl. die ausführliche Darstellung auf S. 70f. der vorliegenden Arbeit). Das Kind wird auf die Konsequenzen hingewiesen, die sein Handeln für andere hat. Das Verhalten des Kindes wird nicht extern durch Strafen oder Belohnungen gesteuert. Vielmehr wird ein interner Lernmechanismus in Gang gesetzt: Das Kind erkennt, aus welchen Gründen bestimmte Regeln einzuhalten sind, nämlich weil es gilt, die Schädigung anderer zu vermeiden. Abweichende Impulse sind zwar keineswegs ausgeschlossen; sie werden jedoch nicht ausagiert, sofern das Kind weiß, dass es dadurch andere schädigen würde und es das nicht möchte (vgl. Nunner-Winkler 1999, S. 307). Welche spezifisch moralischen Typen bei Kindern nachweisbar sind, hängt nicht nur von ihrer aktiven Entwicklung ab, sondern auch von ihrer Soziallage und ihrem Sozialisationsmilieu. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung lehnt die Annahme einer stufenbezogenen Entwicklungslogik ab. Stattdessen betont sie, dass die moralische Entwicklung des Kindes durchweg von seiner Aktivität abhängt. Diesbezüglich haben Steinkamp/Stief die kindliche Perzeption der elterlichen Erziehungsziele und -praktiken untersucht. Diese Untersuchung hat gezeigt, dass die Angaben der Kinder von den elterlichen Erziehungszielen und -praktiken abweichen: Die elterlichen Erziehungsziele, die auf Selbstbestimmung gerichtet sind, haben nach den Angaben der Kinder eine

deutlich geringere Bedeutung für den Erziehungsprozess als nach Auskunft der Eltern selbst. Darüber hinaus bestehen graduelle Unterschiede zwischen Eltern- und Kinderangaben über Fragen zu elterlichen Problemlösungen. Während 7,8% der Eltern selbst keine Anwendung reflexiver Erziehungspraktiken angeben, geben die Kinder von 22,7% der untersuchten Eltern keine Anwendung reflexiver Erziehungspraktiken an (Steinkamp/Stief 1978, S. 168).

Die kindliche Persönlichkeit entwickelt sich in starker Abhängigkeit von der situationsbezogenen Qualität der Eltern-Kind-Beziehung im jeweiligen Sozialisationsmilieu. Schneewind et al. (1999, S. 362f.) stellen auf Grund empirischer Befunde (Bronfenbrenner 1981; Schneewind 1989) fest, dass die kindliche Persönlichkeit „nicht im ‚luftleeren Raum‘ entsteht, sondern in erheblichem Umfang von der Qualität der sozialen Lernerfahrungen abhängt. Insbesondere die sozialen Lernerfahrungen im Kontext der Familie lassen sichtbar werden, dass spezifische Formen von familiärer Verbundenheit – wie emotionale Zuwendung, autoritative Lenkung und Gewährung erfahrungserweiternder Handlungsspielräume – förderliche Bedingungen für eine eher internale, d.h. die kindlichen Autonomiebestrebungen unterstützende Kontrollorientierung darstellen“. Daher ist anzunehmen, dass die kindliche Persönlichkeit im Rahmen der Soziallage einer Familie auf Grund der etablierten Eltern-Kind-Beziehungen, in denen es ebenfalls ein legitimes Machtgefälle gibt, ausgebildet wird: Selbstbestimmung sowie die rationalen und emotionalen Erziehungsstrategien der Eltern in einer besseren Soziallage und schließlich die partnerschaftliche Kommunikationsweise führen beim Kind zur autonom-flexiblen Entwicklung, während Konformität sowie irrationale und unsichere Erziehungsstrategien der Eltern in den benachteiligten Soziallagen und schließlich die patriarchalische Kommunikationsweise beim Kind zur konformistischen Entwicklung führen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die moralische Entwicklung des Kindes eng mit der Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen zusammenhängt. Dass Kinder trotz ihrer Einzigartigkeit Gemeinsamkeiten erleben können, hängt eng mit ihren gemeinsamen Beziehungen zu ihren Eltern zusammen, die ihr alltägliches Tun strukturieren und aus denen gemeinsame Deutungsmuster hervorgehen. In Interaktionen, in denen Bedeutungen ausgetauscht bzw. gemeinsam erzeugt werden und die auch für ihre Handlungen grundlegend sind, findet die Vermittlung zwischen der kindlichen Besonderheit und der kulturellen Gemeinsamkeit alltäglich statt. In dieser Vermittlungsinstitution (Familie) entsteht eine dem Sozialisationsmilieu entsprechende Ausformung der kindlichen Persönlichkeit und hier wird die milieutypische Verhaltensweise (aktive Bewältigung) auf das Kind übertragen. In diesem Sinne spielen insbesondere die primären Beziehungen zwischen Eltern und Kindern eine zentrale Rolle.

4.5.2 Aktive Bewältigung des Kindes

Persönlichkeit und Verhaltensweise des Kindes lassen sich keinesfalls hinreichend als durch die elternezentrierte Kommunikation passiv erworbene Internalisierung beschreiben. Entgegen einer erwachsenenzentrierten Sichtweise, die sie lediglich als abhängige Mitglieder einer elterndominierten Familie sieht, empfiehlt und erprobt mein Ansatz eine revidierte Blickrichtung auf die aktive Persönlichkeitsausformung und Bewältigung der Kinder gegenüber ihren Belastungen und Erwartungen. Er versteht Kinder also im Rahmen der wechselseitigen Eltern-Kind-Beziehungen in erster Linie als aktiv Handelnde. Er geht daher davon aus, dass die kindliche Autonomie in Strukturen der Verbundenheit (die Eltern-Kind-Beziehungen in den alltäglich dauerhaften Familiensituationen) eingebettet ist. In diesem Zusammenhang geht mein Ansatz davon aus, dass bereits beim Kind die Möglichkeit zur Bewältigung gegenüber Erwartungen und Belastungen im Kern vorhanden sind.

Die aktive Bewältigung der Kinder setzt kognitive, emotionale und motivationale Fähigkeiten und Möglichkeiten voraus, gegen entsprechende Anforderungen (elterliche Erwartungen) und Belastungen (belastende Ereignisse in der Familie oder alltäglicher Stress) anzugehen. Die soziologischen Ansätze, die den kindlichen Bewältigungsprozess interpretieren, können auch in eine Kompensations- und eine Defizit-Hypothese gegliedert werden. Im Folgenden skizziere ich zunächst die Unterschiede zwischen Kompensations- und Defizit-These anhand des Problems der kindlichen Armutsbewältigung.

4.5.2.1 Die Kompensationsthese

Nach der Kompensationsthese (Werner / Smith 1977; Werner 1989; Bieligk 1996; Klocke 1996) wirkt sich die Armutssituation auf das gesamte Familienleben aus. Eltern passen sich an diese Situation an. „Notwendige Anpassungen führen zu psychosozialen Belastungen der Eltern. Daraus erfolgen wiederum Belastungen für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen“ (Bieligk 1996, S. 104). Extrem gesagt „werden unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Deprivation Ehekonflikte gefördert, die wiederum einen negativen Einfluss auf das Erziehungsverhalten gegenüber den Kindern bewirken“ (Bieligk 1996, S. 104). Eine weitere Bedeutung der Armut besteht darin, „wie die Kinder den Armutsdruk und die damit zusammenhängenden Veränderungen im Familienleben bewältigen“ (Bieligk 1996, S. 106). Die Kompensationsthese geht davon aus, dass die zutreffende Armutssituation „nicht von allen Individuen subjektiv als Armut wahrgenommen wird. Unterschiedliche (Hintergrund-)Ressourcen der Haushalte (Vermögen, Haus- oder Wohnungseigentum vs. Verschuldung

und/oder beengte Wohnverhältnisse) lassen eine objektive Einkommensarmut subjektiv unterschiedlich bedeutsam werden“ (Klocke 1996, S. 402). In objektiv gleichartigen Lebenssituationen kommt es zu unterschiedlichen Bewertungen des subjektiven Wohlbefindens. Das sind „Paradoxien wie die eines subjektiv negativ bewerteten Wohlbefindens trotz objektiv guter Lebensbedingungen (Dissonanz) und die eines subjektiv positiv bewerteten Wohlbefindens trotz objektiv negativer Lebensumstände (Adaptation)“ (Klocke 1996, S. 402).

Diese These stellt weiter fest, dass die Adaptationsleistung auch schon „in der Verarbeitung von Armut im Kindesalter beobachtbar“ ist (Klocke 1996, S. 402): „Eine große Zahl der Kinder in Armutssituationen berichtet ein positives und stabiles psychosoziales Befinden. Diese Adaptationsleistung wird in der sozialpsychologischen Forschung unter dem Terminus der ‚invulnerablen‘ Kinder diskutiert. So werden Menschen bezeichnet, die trotz objektiv schlechter Lebensbedingungen über eine gute Gesundheitsbalance und ein subjektiv hohes Wohlbefinden verfügen (Werner / Smith 1982; Elder 1974; Elder et al. 1985). Diese Menschen verfügen offenbar über soziale Schutzfaktoren, die kompensierend gegenüber dem Risikofaktor Armut wirksam sind. Als besondere Schutzfaktoren sind eine hohe Selbstwirksamkeitserwartung des eigenen Handelns sowie soziale Unterstützung der Umwelt bekannt“ (Klocke 1996, S. 402f.).

Damit geht die Kompensationsthese davon aus, „dass innerhalb der von Armut betroffenen Kinder die Gruppe der Kinder mit einem positiven psychosozialen Wohlbefinden (Adaptation) insbesondere von einem positiv wahrgenommenen elterlichen Unterstützungsnetzwerk sowie einem positiv empfundenen Schulklima profitieren. Je größer die Bereitschaft der Eltern ist, ihren Kindern zuzuhören und zur Seite zu stehen, desto positiver wird das persönliche Befinden von den Kindern bewertet. Das psychosoziale Wohlbefinden zeigt erwartungsgemäß einen starken Zusammenhang zum elterlichen Unterstützungsverhalten, denn es wird in hohem Maße über familiäre emotionale Stabilität erreicht. Es bestätigt sich hier die protektive und stabilisierende Funktion einer gelungenen sozialen Einbindung und Unterstützung gerade auch für die psychosoziale Gesundheit der Kinder in Armutssituationen“ (Klocke 1996, S. 404f.). Diese These arbeitet also heraus, dass die Ungleichheit, v.a. die Armutssituation, nicht notwendigerweise mit einer negativen Entwicklung des Kindes verknüpft sein muss. Wenn das Kind selbst in einer belastenden Situation zu einem positiven Wohlbefinden gelangt (in seiner kognitiven und reflexiven Bewertung), indem es protektive und stabilisierende Vermittlungen verwendet, geht die Kompensationsthese davon aus, dass es seine aktuellen und notwendigen Belastungen psychosozial bewältigen kann.

4.5.2.2 Die Defizitthese

Im Gegensatz zur Kompensationsthese geht die Defizitthese davon aus, dass die ungenügende Sozillage einer Familie, indem sie ein bestimmtes Kind im Vergleich zu anderen daran hindert, sein kognitives, emotionales und motivationales Potenzial zu entwickeln, eine wichtige Rolle spielt. Sie geht davon aus, dass die aktuellen Belastungen (v.a. die Armutssituation) sich während des Verlaufs der kindlichen Entwicklung kontinuierlich akkumulieren. Zufälligen oder einmaligen Bewältigungen des Kindes schenkt diese These keine Aufmerksamkeit. Die Armutssituation wirkt demnach nicht nur auf die kognitive, sondern auch auf die emotionale und motivationale Bewertung des Kindes ein. Ein benachteiligtes Kind kann durch seine kognitive Bewertung zu einem positiven Wohlbefinden gelangen. Dieser Erfolg ist aber nur kurzfristig oder gar einmalig, weil die aktuellen Lebensbedingungen und belastenden Ereignisse (Slumgebiet, Arbeitslosigkeit, Trennung, Tod, Alkoholismus usw.) einer Familie und deren akkumulierte Beziehungseffekte gerade langfristig die kindliche Entwicklung hemmen. Diese Armutssituation führt die Kinder kontinuierlich zu einer konformistischen Bewertung (kognitiv, emotional und motivational)¹³. Im Rahmen dieser konformistischen Bewertung kann ein benachteiligtes Kind nicht ständig ein positives Wohlbefinden aufbauen, das seiner kognitiven Bewertung der Situation widerspricht. So können benachteiligte Kinder zwar kurzfristig durch kognitive Umwertung zu psychischer Stabilität finden, aber dieser kurzfristige Effekt lässt sich nicht lange aufrecht erhalten und schließlich kommen sie dennoch zu dem ursprünglich erwarteten geringeren Wohlbefinden. Insofern kann man von einem Zusammenhang zwischen der sozialen Ungleichheit und der kindlichen Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise sprechen. So bildet ein Kind aus dem benachteiligten Milieu eine relativ stabile Persönlichkeit aus, die meistens durch zurückhaltend-vermeidendes Bewältigungsverhalten gekennzeichnet ist.

Um dieses Argument ausführlicher zu entwerfen, geht die Defizit-These weiter davon aus, dass bereits der Säugling im Kontakt mit seinen Bezugspersonen die kognitive und emotionale Kompetenz verinnerlicht und auch die Fähigkeit zur aktiven Bewältigung hat und dass das Kind diese kognitive und emotionale Kompetenz in weiteren sozialen Beziehungen einsetzt. Es gab in den letzten zwei Jahrzehnten intensive Forschung im Bereich der Säuglingsentwicklung. Diese hat darauf hingewiesen, dass „Neugeborene über ein breites Spektrum wahrnehmungsmäßiger, kognitiver und sozio-emotionaler Kompetenzen verfügen“ (Schneewind 1991, S. 68). Ein Säugling hat zweifellos besonderen Belastungen und Anforderungen zu genügen. Die Belastungen und Anforderungen dieser

13 Lazarus / Launier (1981, S. 234f.) haben darauf hingewiesen, dass „zwischen Kognition, Emotion und Motivation äußerst komplexe Wechselbeziehungen bestehen, wobei Emotionen häufig die kognitive Aktivität unterbrechen oder stören, die Motivation die Bewertung eines Schadens oder einer Bedrohung beeinflusst, Emotionen im Laufe der Entwicklung zur Formung von Motivation und Kognition beitragen“.

Lebensphase liegen auf dem Gebiet der Gesundheit und der Ernährung. So ist das „Neugeborene von Geburt an, ja wahrscheinlich bereits vor der Geburt, in der Lage, Reiz sowohl akustisch als auch visuell aufzunehmen und zu verarbeiten. Dabei ist es keineswegs so hilflos den auf es einwirkenden Reizen ausgeliefert. Vielmehr werden schon wenige Wochen nach der Geburt deutliche Präferenzen sichtbar. (...) Die Fähigkeit zur Habituation an mehrfach dargebotene Reize als elementare Anpassungsreaktion ist bereits bei Neugeborenen zu beobachten“ (Peters 1988, S. 11f.). Das ist das „Bild eines sozial kompetenten Säuglings, der seiner Umwelt aktiv begegnet und dem von Anbeginn an Wahrnehmungsfähigkeiten und Verhaltensweisen zur Verfügung stehen, die es ihm erlauben, sowohl verändernd auf seine Umwelt einzuwirken als sich den notwendigen Erfordernissen anzupassen“ (Peters 1988, S. 12).

Die im Säuglingsalter erworbene Grundkompetenz entwickelt sich weiter in der aktiven Bewältigung des Kindes. Nach der Darstellung von Clarke-Stewart (1977, S. 84) bezieht sich „diese Grundkompetenz nicht nur auf kognitive Leistungen, sondern zeigt sich in allen Verhaltensweisen des Kindes wie intellektuellen Testleistungen, Erkundung der physischen Umgebung, Kenntnis von sozialen Situationen, Beziehungen zu anderen Personen, Nutzung und Verstehen von Sprache und Einlassen in kreative Betätigungen. (...) Eine solche Kompetenz ist die Basis für die spätere Entwicklung. Spezifische Aspekte der Pflege und Erziehung durch Erwachsene scheinen für die Entwicklung dieser Grundkompetenz eines Kindes notwendig zu sein“. Je älter ein Kind wird, das über diese Grundkompetenz verfügt, „desto mehr ist es in der Lage, seine Umwelt nach seinen eigenen Bedürfnissen und Zielen zu beeinflussen. Dies führt zu einem kontinuierlich sich ausweitenden Prozess der Selbstsozialisierung“ (Schneewind 1991, S. 69).

Besondere Aufmerksamkeit verdient darüber hinaus die Tatsache, dass der Säugling in seinem familialen Bezugssystem seine primären Beziehungen aufnimmt. Der Säugling ist besonders gut darauf vorbereitet, sich den Anforderungen der Eltern zu stellen und seine eigenen Bedürfnisse zum Ausdruck zu bringen. Besonders im Kontext routinemäßig wiederholter Pflegeprozeduren wie Füttern, Säubern, Windelwechseln etc. lernt er, spezielle Verhaltensweisen seiner Bezugsperson zu erwarten oder diese Verhaltensweisen sogar von sich aus hervorzurufen. Von diesen Prozeduren her ist allgemein bekannt, dass der Säugling über eine Reihe sozialer Signalsysteme wie Weinen, Lächeln, Anschmiegen etc. verfügt, die wiederum entsprechende Verhaltensweisen auf der Seite seiner Bezugsperson auslösen. Aber seine Bedürfnisse werden nicht immer befriedigt. „Kommt es zu keinem funktionierenden interaktiven Zusammenwirken, weil etwa die Mutter die Signale des Kindes übersieht oder falsch interpretiert, so reagiert der Säugling mit Rückzug und Vermeidung. (...) Hier liegt somit eine frühe Form evasiven bzw. vermeidenden Verhaltens vor“ (Peters 1988, S. 13). Der Säugling

bildet also von sich aus nicht nur seine Perzeptionsfähigkeit, sondern auch eigene Äußerungen und eigene Verhaltensweisen aus. Das bedeutet den aktiven Aufbau der sozialen Beziehung durch das Kind.

Daher ist die Bewältigung von Gefahr oder Ungewissheit nicht nur auf Zuwendung durch die Eltern, sondern auch auf die Fähigkeiten und Möglichkeiten des Kindes selbst angewiesen, an der Gestaltung von Interaktionen mitzuwirken und die Zuwendung der Bezugsperson einzufordern. Daher soll jetzt von dieser bewältigenden Verhaltensweise des Kindes die Rede sein: Dabei ist ein zentraler Gedanke, dass ein Kind bei Vorhandensein einer Schutz gewährenden „sicheren Bindung“ mit den primären Bezugspersonen zu einer aktiven Bewältigung seiner Belastungen und Anforderungen tendiert, während eine „unsichere Bindung“ mit einer zurückhaltend-vermeidenden Bewältigung einhergeht (vgl. Schneewind 1994, S. 213). Für die Grundkompetenz des Kindes sind deshalb die Bindungserfahrungen in der frühen Säuglingsphase wichtig. Die auf Grund der Eltern-Kind-Beziehungen (der primären Erfahrungen) verinnerlichte Grundkompetenz strukturiert die weitere Bewältigungsrichtung des Kindes. Denn diese primären Erfahrungen steuern die zukünftige Erfahrungsgewinnung. Von zentraler Bedeutung für die Richtung des zukünftigen kindlichen Bewältigungsverhaltens ist daher die situationsbezogene Erziehungsqualität der primären Bezugspersonen, mit denen es täglich im Kontakt kommt. Daher geht die Defizit-These davon aus, dass die kindliche Bewältigung durch die situationsbezogene Erziehungsqualität der primären Bezugspersonen bestimmt wird. Im Fall einer schlechten Sozillage, die höchstwahrscheinlich mit einer unangemessenen Passung der Interaktionen zwischen Bezugsperson und Kind korrespondiert, bevorzugt das Kind eine zurückhaltend-vermeidende Bewältigung, während im Fall der angemessenen Sozillage das Kind eine aktive Bewältigung versucht (vgl. die ausführliche Darstellung auf S. 194f. der vorliegenden Arbeit).

Einige Untersuchungen haben diese Voraussetzung bestätigt: Sroufe (1979) schreibt in Anlehnung an die Bindungstheorie, dass die sicher gebundenen Kinder sich in aktiver Problemlösung engagierten, dabei mehr Unterstützung suchten und die Vorschläge der Mütter aufnahmen, während die unsicher gebundenen Kinder sich oppositioneller, frustrierter, zorniger und lustloser zeigten. Cassidy (1986) kam darüber hinaus zu dem Ergebnis, dass die sicher gebundenen Kinder weniger Probleme in der Bewältigung ihrer Umwelt haben als die unsicher gebundenen (Peters 1988, S. 15).

Bislang wurde die Defizit-These nur im Rahmen der von der Bindungstheorie abhängigen Familienklimaforschung bestätigt. Dennoch kann ich zusammenfassend betonen, dass die kindliche Kompetenz und die Möglichkeit zur aktiven Bewältigung im Rahmen der Sozillage einer Familie auf die Bedeutung der situationsbezogenen Erziehungsqualität der primären Bezugspersonen verweist. Nicht nur die Persönlichkeit der Bezugspersonen beeinflusst die Persönlichkeits-

formung des Kindes; auch die kindliche Persönlichkeit wirkt sich umgekehrt auf die Interaktion der Bezugsperson mit dem Kind aus. Aber diese wechselseitigen Eltern-Kind-Beziehungen hängen durchweg von den familialen Sozialisationsbedingungen ab. Das bedeutet, dass das Kind unter dem Einfluss seiner Sozialisationsbedingungen seine Persönlichkeit nicht etwa passiv ausbildet, sondern dass seine individuelle Persönlichkeitsformung unbedingt in sein Bezugssystem eingebettet ist. In dieser Sicht der etablierten Beziehungsstruktur sind die Qualität der Verbundenheit und die aktive Entstehung von Autonomie eng aneinander gekoppelt.

4.5.3 Unterschiede der kindlichen Entwicklung in den drei Sozialisationsmilieus

Die Beziehungsqualität zwischen Eltern und Kindern hat einen starken Einfluss auf das kindliche Verhalten, denn notwendigerweise wirken sich die alltäglichen Familiensituationen sowohl auf die Erziehungsziele und -praktiken der Eltern als auch auf die Persönlichkeitsformung und Bewältigung des Kindes aus. Daher hängt die Persönlichkeit und Verhaltensweise des Kindes unlöslich mit seiner Soziallage und seinem Sozialisationsmilieu zusammen.

So ist der Fortschritt des Kindes in diese Vermittlungsfunktion des primären Bezugssystems zwischen Gesellschaft und Individuum eingebettet. Rationale und emotionsregulierte Erziehungsstrategien der Eltern, gepaart mit klaren und reflexiven Verhaltenserwartungen und der Gewährung angemessener Handlungsmöglichkeiten, sind von zentraler Bedeutung für die aktive Bewältigung des Kindes. Dem lässt sich gegenüberstellen, dass irrationale und emotionsgebundene Erziehungsstrategien der Eltern, gepaart mit konformistischen Verhaltenserwartungen und der machtorientierten Sanktionstechnik, von zentraler Bedeutung für die zurückhaltend-vermeidende Bewältigung der Kinder sind.

Insofern gehe ich davon aus, dass die Soziallage und das Sozialisationsmilieu gerade mit den Unterschieden der kindlichen Persönlichkeit und Verhaltensweise zusammenhängen. Nachfolgend beschreibe ich in Anlehnung an die jüngsten sozialpsychologischen und soziologischen Forschungsergebnisse (Cummings 1987; Kreppner 1996; Grundmann 1998a) die Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit und Verhaltensweise in Abhängigkeit von Soziallage und Sozialisationsmilieu. Die kindliche Persönlichkeit und Verhaltensweise sollen hier anhand des Kommunikationsverhaltens (Kreppner 1996), der emotionalen Regulation (Cummings 1987) und der kognitiven Entwicklung des Kindes (Grundmann 1998a) behandelt werden.

(1) *Das individualistische Milieu:* Selbstbestimmte Erziehungsziele und unterstützende, verantwortliche und auf die Bedürfnisse des Kindes eingehende Erziehungsstrategien der Eltern führen auf Seiten der nachwachsenden Generation zu einer sicheren Bindung, einer autonomieförderlichen und rationalen Grundhaltung sowie zu wechselseitig befriedigenden Sozialbeziehungen. Diese Kinder verinnerlichen häufig den autonom-flexiblen Urteilstyp, der durch ein hohes explizites Regelbewusstsein gekennzeichnet ist. Es handelt sich um den Zusammenhang zwischen Soziallage und Sozialisationsmilieu sowie kindlicher Entwicklung. Zunächst lässt sich der Untersuchung von Grundmann (1998a) der Hinweis auf den Zusammenhang zwischen Soziallage und kognitiver Entwicklung des Kindes entnehmen. In seiner Untersuchung Sieben- bis Fünfzehnjähriger hat Grundmann (1998a, S. 175) festgestellt, dass die soziale Lage die kognitive Entwicklung des Kindes beeinflusst: In den oberen sozialen Lagen zeigen Kinder das höchste Niveau an kognitiver Entwicklung. Wenn die Kinder selbst sehr selbstbewusst sind, von Eltern besser unterstützt werden und sich wohl fühlen, ist ihre Leistungsbereitschaft in allen Altersstufen sehr hoch (vgl. Grundmann 1998a, S. 179). Daran anschließend lässt sich Kreppners Untersuchung (1996) der Zusammenhang zwischen Eltern-Kind-Beziehungsqualität und kindlicher Verhaltensweise entnehmen. In seiner Untersuchung an Dreizehnjährigen zeigte Kreppner (1996, S. 140), dass es in den drei Gruppen verblüffende Unterschiede in den etablierten Kommunikationsstilen zwischen Eltern und Kindern gab. Er (1999, S. 193) zeigte, dass die sichere Gruppe „hochgradig verlässlich, emotional eng verbunden und mit hoher Diskussionskultur“ war. Diese Kinder erfahren im Kommunikationsverhalten mit ihren Eltern ein hohes Maß an Variation (Kreppner 1999, S. 194). Schließlich gibt die Familienklimaforschung Auskunft über den Zusammenhang zwischen Bindungsqualität und emotionaler Regulation des Kindes. In der Untersuchung Vier- und Fünfjähriger hat Cummings (1987) gezeigt, wie Kinder in ärgerlichen Konfliktsituationen mit anderen Personen auf die eigene Emotion reagieren. Nach seinen Ergebnissen haben Kinder aus dem sicheren Bindungsmilieu konkret die Fähigkeit zur Emotionsregulation: „Unresponsive children showed no behavioral evidence of emotional response but later reported that they felt angry while the fight was going on“ (Cummings / El-Sheikh 1991, S. 138). Kinder mit dem höchsten Niveau der kognitiven Entwicklung, sicherer und verlässlicher Kommunikation und stabiler, sicherer Bindung sind in späteren Entwicklungsphasen aktiv und besser sozial angepasst: sie zeigen Leistungsbereitschaft, haben mehr Freunde, weil es ihnen leichter gelingt, Freundschaften zu schließen; sie verhalten sich reflexiv und emotional weniger aggressiv.

(2) *Das familistische Milieu:* Für dieses Milieu scheint die Diskrepanz zwischen Kompetenz und Verhalten des Kindes typisch zu sein. Dieses Milieu weist

selbstbestimmte Erziehungsziele der Eltern und familienharmonisch situationsgebundene Erziehungspraktiken auf. Die Kinder in diesem Milieu verinnerlichen häufig den gruppensolidarischen Urteilstyp, der sich im Konflikt zwischen Gruppennormen und Ansprüchen von Autoritätspersonen immer gegen die Autorität des Einzelnen stellt, oder den konventionell-rigiden Urteilstyp, der ein in hohem Maße internalisiertes moralisches Bewusstsein hat und mit intensiven Schuldgefühlen auf eine Regelverletzung reagiert. Im Zusammenhang zwischen Sozillage und kognitiver Entwicklung des Kindes hat Grundmann (1998a, S. 175) gezeigt, dass Kinder aus mittleren sozialen Lagen ein mittleres Niveau kognitiver Kompetenzentwicklung aufweisen. Kinder aus diesem Milieu fühlen sich insgesamt zunehmend freier, wohler und besser als frühere Generationen. Aber es entsteht der Eindruck, dass Eltern sich dem zunehmenden Selbstständigkeitsbedürfnis der Kinder nicht angepasst haben. Im Zusammenhang zwischen der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und der Fähigkeit der kindlichen Kommunikation hat Kreppner (1999, S. 194) gezeigt, dass Kinder in der ambivalenten Gruppe „keine altersabgestimmten Variationen in den Kommunikationsmerkmalen“ haben. „Ambivalent“ heißt hier „unsicher in der emotionalen Verbindung mit den Eltern, jedoch mit durchschnittlicher Alltagsverlässlichkeit“ (Kreppner 1999, S. 193). Schließlich berichtet Cummings, dass Kinder in dieser Gruppe auf ärgerliche Ereignisse emotional sowohl positiv als auch negativ reagierten: „Ambivalent responders showed both positive and negative affect during exposure to anger“ (Cummings / El-Sheikh 1991, S. 138). Viele Untersuchungen weisen darauf hin, dass Kinder in diesem Milieu eine ambivalente Persönlichkeit und eine situationsgebundene Verhaltensweise erwerben.

(3) *Das traditionalistische Milieu:* Für dieses Milieu scheinen Beziehungsmängel unter den Eltern sowie zwischen Eltern und Kindern typisch zu sein. Die Kinder in diesem Milieu verinnerlichen häufig den konformistischen Urteilstyp, der durch eine positive Einstellung zu Autorität und Strafe gekennzeichnet ist. Im Zusammenhang zwischen Sozillage und kognitiver Entwicklung des Kindes hat Grundmann (1998a, S. 176) auch gezeigt, dass Kinder aus den unteren sozialen Lagen offensichtlich zu einer negativen kognitiven Entwicklung neigen. Die Elternschaft innerhalb dieser Sozillage ist auffallend durch ihre traditionsorientierte und gehobene Erwartung (vor allem Bildungsansprüche) charakterisiert. Deswegen kommen die Kinder in den alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen zu einem starken Anstieg von Dissens und zu einer Verschlechterung ihrer Beziehung. „Ihr eigenes Verhalten ist geprägt durch einen deutlichen Rückgang der Leistungsbereitschaft und des Selbstbewusstseins“ (Fend 2000, S. 299f.). Im Zusammenhang zwischen Eltern-Kind-Beziehungsqualität und kindlicher Kommunikationsfähigkeit hat Kreppner (1999, S. 194) gezeigt, dass die Kinder in einer habituellen Gruppe im Kommunikationsverhalten mit ihren

Eltern ein schwaches Maß an Variation erfahren. „Habituell“ heißt, dass die Probanden „durchschnittlich verlässlich und emotional verbunden [waren], aber ohne große Diskussionskultur“ (Kreppner 1999, S. 193). Zum Zusammenhang zwischen Eltern-Kind-Bindung und emotionaler Regulation des Kindes berichtet Cummings, dass Kinder in der unsicheren Bindungsgruppe keine Fähigkeit zur Emotionsregulation haben und dass ihr Verhalten stark emotional ausgerichtet ist: „Concerned emotional responders showed distress during anger and said in later interviews that they wanted to intervene. They were most likely to report sadness, which might be seen as a form of empathy or alternatively could indicate that the child got caught up in the emotional flow of what s/he was witnessing“ (Cummings / El-Sheikh 1991, S. 138). Schließlich erreichen Kinder aus diesem Milieu häufig ein niedrigeres Niveau kognitiver Entwicklung und verwenden die Bewältigungsform „Vermeidung“ gegenüber einer gehobenen Erwartung der Eltern.

In jedem Sozialisationsmilieu lässt sich die kindliche Persönlichkeit und Verhaltensweise nach Soziallage und Sozialisationsmilieu vorhersagen: So fand sich zunächst bei den Kindern aus dem individualisierten Sozialisationsmilieu ein höheres Niveau der kognitiven Entwicklung (autonome Selbstbestimmung) als bei den Kindern sowohl aus dem familistischen als auch aus dem traditionalistischen Sozialisationsmilieu. Die Ergebnisse der Familienklimaforchung lassen vermuten, dass Kinder mit sicherer Beziehungsqualität eher zu emotionaler Regulation neigen als Kinder mit unsicherer Beziehungsqualität. Interessant erscheint, dass die Eltern der Kinder aus dem individualistischen Sozialisationsmilieu den größten Variationsgrad an Kommunikation, kognitiv reflexiven Werten und emotionaler Regulationsfähigkeit zeigten, so dass die Kinder sich aktiv in die Beziehungen mit ihren Eltern einbrachten. Die Kinder aus diesem Milieu lassen sich dahingehend charakterisieren, dass sie die Beziehungen zu ihren Eltern als sicher einschätzen, einen höheren Grad an Wohlbefinden in ihrer Familie angeben und weniger Zweifel an der Attraktivität ihrer äußeren Erscheinung hegen. Dem steht das niedrige Niveau der kognitiven Entwicklung (Konformität), der geringere Variationsgrad der Kommunikation und die geringe Emotionsregulation bei den Kindern aus dem familistischen und dem traditionalistischen Sozialisationsmilieu gegenüber. Sie schätzen auch die Qualität der Beziehung zu ihren Eltern geringer. Diese Kinder wenden häufig die zurückhaltenden und vermeidenden Bewältigungsformen an.

Abbildung 8: Unterschiede der kindlichen Persönlichkeit und Verhaltensweise in den drei Sozialisationsmilieus

	Sozialisationsmilieu		
	<i>individualistisches</i>	<i>familistisches</i>	<i>Traditionalistisches</i>
Urteilstyp	autonom-flexibel	gruppenkonform-solidarisch, konventionell-rigide	konformistisch
Bewältigung	aktiv	aktiv	zurückhaltend-vermeidend

4.6 Zusammenfassung

In welcher Weise soziale Ungleichheit die kindliche Entwicklung in der Familie beeinflusst, ist eine zentrale Frage der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung. Mein Ansatz geht davon aus, dass Sozillage und Sozialisationsmilieu mittels der sozialen und familialen Lebenserfahrungen der Eltern die moralische Entwicklung des Kindes in der Familie bestimmen.

Um meinen Ansatz im Rahmen der Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung zu entwerfen, habe ich vier Dimensionen untersucht: Sozillage, Sozialisationsmilieu, Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen sowie die kindliche Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise. (1) Das Konzept der Sozillage umfasst die vertikalen und horizontalen Faktoren und die elterlichen Erfahrungen in Arbeitswelt und Herkunftsfamilie. Die Sozillage einer Familie hängt nicht nur mit den sozialen und familialen Lebenserfahrungen der Eltern, sondern auch mit der Ausformung ihrer Wertorientierungen, Einstellungen und Handlungsstrategien zusammen. (2) Das Sozialisationsmilieu ist durch die im Rahmen der elterlichen Lebenserfahrungen selbst erworbene Persönlichkeit der Eltern gekennzeichnet und umfasst die Verbindung zwischen Makro- und Mikromilieu. Das Makromilieu unterscheidet sich je nach den durch die sozialen Beziehungen der Eltern unter dem Einfluss der Sozillage erworbenen sozialmoralischen Wertorientierungen, Einstellungen und Handlungsstrategien: das individualistische, das familistische und das traditionalistische Milieu. Das Mikromilieu differenziert sich je nach den durch die elterlichen Beziehungen unter dem Einfluss der Sozillage erworbenen Erziehungszielen: Selbstbestimmung und Konformität. In diesem Zusammenhang versuche ich, die familiäre Sozialisation zu erklären. (3) In meinem Ansatz sind die Unterschiede der Eltern-Kind-Beziehungsqualität nach Sozillage und Sozialisationsmilieu von zentraler Bedeutung. Ich gehe davon aus, dass die Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen durchweg von der Sozillage einer Familie im System der sozialen Ungleichheit hängt. Das

bedeutet, dass die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen von dem nach elterlicher Sozialposition und Lebenserfahrungen geordneten Machtgefälle strukturiert werden. In diesem Sinne stelle ich die Unterschiede der elterlichen Erziehung je nach Soziallage und Sozialisationsmilieu dar: Im individualistischen Sozialisationsmilieu der oberen Soziallage orientieren sich Eltern an Selbstbestimmung, pflegen partnerschaftliche Kommunikationen mit ihren Kindern und verwenden rationale und emotional sichere Erziehungsstrategien sowie reflexive Sanktionstechniken. Im familistischen Sozialisationsmilieu der mittleren Soziallage orientieren sich Eltern ebenfalls an Selbstbestimmung, unternehmen aber weniger partnerschaftliche Kommunikationen mit ihren Kindern. Ihr Verhalten ist durch eine starke Diskrepanz zwischen ihren Erziehungszielen und -praktiken geprägt und sie wenden häufig eine liebesorientierte Sanktionstechnik an. Im traditionalistischen Sozialisationsmilieu der niedrigen Soziallage orientieren sich Eltern an Konformität, unternehmen selten Kommunikationen mit ihren Kindern und verwenden irrationale und unsichere Erziehungsstrategien. Sie wenden häufig eine machtorientierte Sanktionstechnik an.

Schließlich stehe ich (4) vor dem von der herkömmlichen sozialstrukturellen Sozialisationsforschung vernachlässigten Problem. Ich untersuche auch die Unterschiede der aktiven kindlichen Bewältigung zwischen den drei Sozialisationsmilieus. In diesem Sinne gehe ich davon aus, dass die aktive Bewältigung eng mit der Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen zusammenhängt. Daher verinnerlichen Kinder im individualistischen Sozialisationsmilieu häufig den autonom-flexiblen Urteilstyp, zeigen die höchste Variation der Kommunikationsformen sowie häufige Kontakte zu ihren Eltern und zeigen ein aktives Bewältigungsverhalten. Kinder aus dem familistischen Sozialisationsmilieu verinnerlichen den gruppenkonform-solidarischen oder den konventionell-rigide Urteilstyp, zeigen aber eine ambivalente Variation der Kommunikationsformen. Kinder im traditionellen Sozialisationsmilieu verinnerlichen häufig den konformistischen Urteilstyp, zeigen nur eine schwache Variation der Kommunikationsformen, haben nur wenige Kontakte zu ihren Eltern und zeigen ein zurückhaltend-vermeidendes Bewältigungsverhalten. Daher komme ich zu dem Schluss, dass die kindliche Persönlichkeitsentwicklung und Bewältigungsrichtung ihrerseits mit den primären Eltern-Kind-Beziehungen zusammenhängen.

Mit anderen Worten geht es darum, dass die kognitive Bewertung und die Bewältigungsform von Kindern eng mit Soziallage und Sozialisationsmilieu zusammenhängen, die ihrerseits wirksam von Eltern organisiert werden. Die kindliche Lebenslage unterscheidet sich durchweg auf Grund personaler Ressourcen, die neben familialen Lebensbedingungen aktuellen biophysischen (Gesundheit, Alter, Geschlecht usw.) und psychischer Komponenten (Wissen, Intelligenz usw.) zuzuordnen sind. Kinder, die einen schlechten Gesundheitszustand aufweisen, sind dadurch an einer hinreichenden Teilnahme an Spielen

und Sport in ihrer Gleichaltrigengruppe und in der Schule gehindert. Diese geringere Teilnahme wirkt sich auf die motivationalen, kognitiven und emotionalen Aspekte ihrer Handlungen aus. Darüber hinaus wirkt sich der schlechte Gesundheitszustand eines Kindes nicht nur auf die elterliche Berufstätigkeit (v.a. die mütterliche) aus, sondern Eltern müssen in diesem Fall viel Zeit für ihre Kinder verwenden, um mit viel Mühe die gesundheitliche Beschränkung ihres Kindes kompensieren zu helfen. Aber die von Eltern organisierte Sozillage ist für die Persönlichkeitsformung und die Verhaltensweise der Kinder eher wichtig als ihre personalen Ressourcen. Die behinderten Kinder von Arbeitslosen und aus armen Familien stehen hier ohne die Berücksichtigung der personalen Ressourcen (Gesundheit, Alter, Wissen, usw.) vor den größten Problemen für ihre Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise.

Die kognitive Bewertung und Bewältigung des Kindes ist sehr wohl in Eltern-Kind-Beziehungen und Lernprozessen in jedem Sozialisationsmilieu begründet. Das Kind im individualistischen Sozialisationsmilieu erwirbt mit der autonomen flexiblen Kompetenz rationales Problemlösungsverhalten und emotionale Regulation und es neigt zur aktiven Bewältigungsform. Zur Bewältigung ihrer Belastungen und Erwartungen suchen solche Kinder zuerst Informationen – z.B. Kommunikation mit Eltern oder Lehrern. Informationssuche kann bei der Wahl einer Bewältigungsstrategie helfen und zur Neubewertung einer Situation führen. Damit kann die *aktive Bewältigung des Kindes* eine problemlösende Funktion erfüllen. Somit kann es kreativ seine Problemsituation verändern. Diese aktive Bewältigung des Kindes entspringt nämlich der elterlichen Erziehung und seiner Perzeption: „Kompetente Eltern haben auch kompetente Kinder. Genauer heißt dies: Eltern, die auf die Erziehung ihrer Kinder mit Zuneigung und emotionaler Wärme, mit klaren und erklärbaren Regeln, mit der Bereitstellung entwicklungsangemessener Anregungsbedingungen und mit der Gewährung sich erweiternder Handlungsspielräume Einfluss nehmen, können im Schnitt damit rechnen, dass ihre Kinder sich zu selbstbewussten, emotional stabilen, sozial kompetenten, selbstverantwortlichen und leistungsfähigen Personen entwickeln“ (Schneewind 1999, S. 139).

Auch die *zurückhaltend-vermeidende Bewältigung des Kindes* resultiert aus seiner Reaktionsfähigkeit gegenüber Belastungen und Erwartungen. Hat das Kind im traditionellen Sozialisationsmilieu gleichzeitig mit konformistischer Kompetenz ein irrationales Problemlösungsverhalten und starke Emotionsgebundenheit erworben, dann neigt es zur zurückhaltend-vermeidenden Bewältigungsform. Dieses Bewältigungsverhalten entsteht im Verlauf der Belastungen und Erwartungen. Wenn erste aktive Bewältigungsversuche aber erfolglos bleiben, neigt das Kind meist schnell zur Resignation und seine subjektiven Belastungen nehmen zu. Weitere Misserfolge ziehen nach sich, dass das Kind Belastungssituationen immer dezidiert meidet. Es ist entmutigt, gibt auf,

wird passiv, apathisch und erscheint nun als unfähig, aus eigener Kraft aus Belastungssituationen herauszukommen. Es unternimmt also weniger aktive Bewältigungsversuche, durch die es die eigene Situation verbessern könnte, wird immer defensiver und geht immer weniger selbstbewusst vor (vgl. Strehmel / Halsig 1988, S. 73f.).

Die Entwicklung der Kinder steht daher in engem Zusammenhang mit der Soziallage und dem alltäglichen kulturellen Hintergrund ihrer Herkunftsfamilie. Die sozialespezifischen Lebensbedingungen wirken entscheidend auf die soziokulturellen Formationen (v.a. die Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen). Die Eltern-Kind-Beziehungen schaffen für Kinder Möglichkeiten, ihren eigenen Weg selbst zu wählen, zugleich aber auch Verunsicherung. Diese Eltern-Kind-Beziehungen bieten Wege zur kindlichen Entwicklung in jedem Sozialisationsmilieu. Auf dieser Grundlage habe ich hinsichtlich der Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung herausgearbeitet, inwiefern soziale Ungleichheiten, die sich am Sozialisationsmilieu festmachen lassen, im Zusammenhang mit Unterschieden der Eltern-Kind-Beziehungsqualität alltäglich die kindliche Entwicklung beeinflussen.

Kapitel 5:

Alternative zur empirischen Vorgehensweise

In diesem Kapitel geht es auf der Grundlage des Drei-Ebenen-Modells um die Frage, wie die Forschung die familiäre Sozialisation empirisch erfassen kann, um die Spannung zwischen Sozialstruktur und kindlicher Entwicklung deutlich zu machen. Deswegen konzentriere ich mich in der folgenden Darstellung auf die Fragen, (1) auf welche Art und Weise diese drei Ebenen theoretisch miteinander zusammenhängen, (2) wie die komplexen Kausalzusammenhänge zwischen diesen drei Ebenen empirisch untersucht werden können und (3) zu begründen, warum für die konkrete Erfassung der familialen Sozialisation qualitative mit quantitativen Verfahren kombiniert werden sollten.

5.1 Die Mehrebenenanalyse

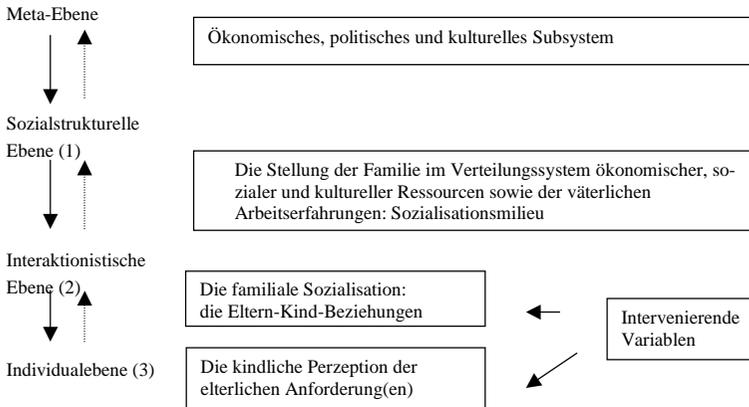
Das Konzept der Mehrebenenanalyse erweist sich als ein sinnvolles Verfahren in der empirischen Sozialforschung. Sie dient der strukturierten Befassung mit einem Erkenntnisproblem. „Zielvorstellung für die Theoriebildung muss sein, Aussagen über alle Analyseebenen zu machen und diese Aussagen miteinander zu einem Netzwerk von aufeinander bezogenen Aussagen zu verknüpfen. Speziell für die Sozialisationstheorie wird es wichtig, die Entwicklungsprozesse auf jeder Ebene, also etwa der Gesellschafts-, der Organisations-, der Interaktionsebene und der Ebene der psychisch-physischen Struktur in ihrer Dynamik jeweils zu analysieren und diese ebenenspezifischen Entwicklungsprozesse zugleich in ihrer Interdependenz, in ihrer wechselseitigen Gesamtbeziehung zueinander, zu analysieren“ (Hurrelmann 1983, S. 99f.).

Die Ursprünge des Mehrebenenmodells liegen in der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung, wo es als Zwei-Ebenen-Modell „Schichtenstruktur – familiäre Sozialisation“ oder „familiäre Sozialisation – kindliche Entwicklung“ oder „Schichtenstruktur – kindliche Entwicklung“ zur Anwendung kam. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung (Bertram 1976a; Grüneisen/Hoff 1977; Steinkamp/Stief 1978) hat mit dem Drei-Ebenen-Modell (Sozialstrukturelle Differenzierung – familiäre Sozialisation – kindliche Entwicklung) den Anspruch erhoben, den Wirkungszusammenhang zwischen schichtenspezifischer Subkultur, elterlichen Erziehungszielen sowie familialen Interaktions- bzw. Kommunikationsmustern und kindlicher Entwicklung (kognitives Urteil) zu analysieren.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung richtet ihr Interesse darauf, wie die Spannung zwischen der sozialen Ungleichheit und der kindlichen

Entwicklung aus dem Blickwinkel der elterlichen Erziehungsziele und -praktiken (Steinkamp/Stief 1978) oder des elterlichen Erziehungsklimas (Bertram 1976) analysiert werden kann. Dafür geht sie vor allem von der Unidirektionalität der Beziehungen zwischen den drei Ebenen aus. Dieser Ansatz wird in Abb. 9 anhand der vollen Pfeile, meine Ergänzung mit gepunkteten Pfeilen dargestellt.

Abbildung 9: Die einfache Mehrebenenanalyse von Steinkamp und Stief (1978, S. 86)



Mein Interesse zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung richtet sich darauf, wie die Spannung zwischen dem Prozess der Herausbildung kindlicher Verhaltensweisen und den aktuellen Familiebedingungen und -erfahrungen im System sozialer Ungleichheit aus dem Blickwinkel der alltäglichen kindorientierten Eltern-Kind-Beziehungen analysiert werden kann. Auf dieser Grundlage können die Defizite der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung und meine Weiterentwicklung wie folgt diskutiert werden:

Auf der *sozialstrukturellen* Ebene handelt es sich darum, wie die sozialstrukturelle Situation einer Familie auf Grund des gesellschaftlichen Wandels in Bezug auf die alltäglichen kindorientierten Eltern-Kind-Beziehungen differenziert wird. Hinsichtlich der sozialstrukturellen Differenzierung geht mein Ansatz in fünf Punkten über die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hinaus: *Erstens* hat sich mit dem gesellschaftlichen Wandel die Bedeutung der schichtenspezifischen Variablen verändert. Jedoch beeinflussen diese nach wie vor die Ausformung der erziehungsrelevanten Mentalität der Eltern (sozialmoralische Vorstellung, Kommunikationskode und Erziehungsziel). *Zweitens* hat die frühere Untersuchung der erziehungsrelevanten Mentalitätsformierung der Eltern die Bedeutung der horizontalen Lebensbedingungen (z.B. Wohnquartier, Ethnie), die mit den elterlichen Arbeitsbedingungen und -erfahrungen zusammenhängen, weitgehend ausgeklammert. *Drittens* haben frühere Untersuchungen auch die

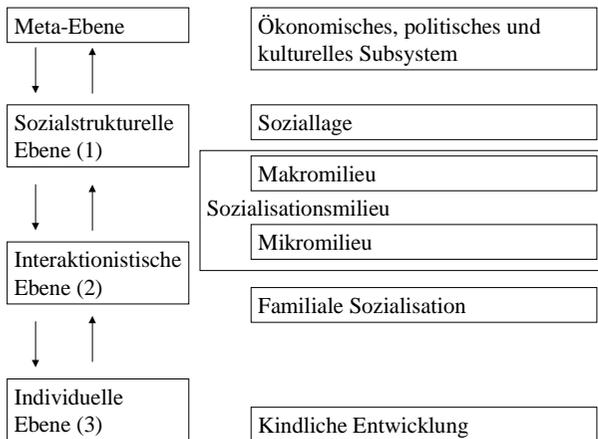
beruflichen und häuslichen Situationen und -erfahrungen der Mütter vernachlässigt. *Viertens* müssen Erfahrungen der Eltern, die ihre Mentalität beeinflussen, auch berücksichtigt werden, wenn sie außerhalb der Arbeitswelt stattfinden. Und *füftens* muss auch die Beziehungsqualität der Eltern in der Familie berücksichtigt werden. Im Anschluss daran geht es um die Frage, wie die sozialstrukturelle Differenzierung in Bezug auf die elterliche Persönlichkeitsformierung komplex – in ihren vertikalen und horizontalen Faktoren, den biographischen Erfahrungen der Eltern in Arbeitswelt und Herkunftsfamilie sowie den etablierten Beziehungen der Eltern – adäquat dargestellt werden kann.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung konzentriert sich auf der *familialen* Ebene auf die Eltern-Kind-Beziehungen. Dort untersucht sie v.a. die intentionalen Erziehungspraktiken (Steinkamp/Stief 1978) oder das Familienklima für die elterliche Erziehung (Bertram 1976a). Trotz dieser Schwerpunktsetzung kommt sie nicht bis zur Berücksichtigung der Spannung zwischen elterlichen Erwartungen und Praktiken in den alltäglich dauerhaften Familiensituationen. Der wichtigste Mangel dieser beiden Ansätze liegt also nicht nur in der Vernachlässigung nicht-intentionaler Faktoren, die die Eltern beeinflussen, sondern auch in ihrer ungenügenden Erklärung der alltäglich stattfindenden Eltern-Kind-Beziehungen. In beiden Ansätzen werden die alltäglichen kindbezogenen Interessen der Eltern, ihre Konflikte mit ihren Kindern, die Übereinstimmung sowie die Diskrepanz zwischen ihren Erziehungszielen und ihren Problemlösungsversuchen in den Eltern-Kind-Beziehungen unangemessen untersucht. Aus diesem Grund habe ich vorgeschlagen, die Qualitätsunterschiede in den Eltern-Kind-Beziehungen in Bezug auf die soziale Ungleichheit zu analysieren. So habe ich den Zusammenhang zwischen der Sozillage und der Qualität der situationsbezogenen Erziehung dargestellt. Ich habe betont, dass Kinder ihre persönliche Grundstruktur und Verhaltensweise im Rahmen der primären Eltern-Kind-Beziehungen ausbilden. In diesem Sinne habe ich mich wie die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung innerhalb der familialen Ebene auf die von der sozialen Position der Eltern strukturierte Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen konzentriert.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat die *individuelle* Ebene nur ungenügend berücksichtigt. Daher konzentriere ich mich auf den Prozess der Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise des Kindes, den es durch seine aktive Bewältigung in seinem Sozialisationsmilieu ausbildet. Eltern können diese kindlichen Ereignisse ständig beobachten, miterfahren und sich von ihren Kindern Rückmeldung auf ihre Erziehung verschaffen. Unter Bezugnahme auf diese Rückmeldung passen Eltern ihrerseits ihre Erziehungseinstellungen und -ziele an. Sie entwickeln planmäßige und konkrete Erziehungsstile und -ziele, jedoch hängt die tatsächliche Erziehung der Eltern von ihren beziehungsrelevanten Situationen ab.

Die beabsichtigte Weiterentwicklung der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung zielt deshalb zwar auf eine durchgängige Anwendung des Drei-Ebenen-Modells der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung, aber gleichzeitig auf eine Änderung des Inhalts: Sozillage und Sozialisationsmilieu (Ursachen) – familiäre Sozialisation (Ablauf) – kindliche Entwicklung (Folge und Motiv). Die Annahme (vgl. Abb. 10) geht dahin, dass die aktuellen familialen Lebensbedingungen im System der sozialen Ungleichheit sowie die entsprechende elterliche Mentalität und Verhaltensweise (Ursache) mittels der familialen Sozialisation (Ablauf) direkt und indirekt die kindliche Entwicklung (Folge) beeinflussen und dass kindliche Entwicklungsereignisse (kindliche Persönlichkeit und Verhaltensweise) ihrerseits in die Eltern-Kind-Beziehungen (Motiv) einfließen, wobei die aktuellen Probleme der Kinder sich gerade wieder auf die familialen Lebensbedingungen beziehen. Auf dieser Grundlage läuft diese Annahme auf das Modell der *wechselseitigen* Mehrebenenanalyse hinaus.

Abbildung 10: Die wechselseitige Mehrebenenanalyse



Zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung versuche ich, durch die Anwendung des Drei-Ebenen-Modells auf die familiäre Sozialisation die elterliche Erziehung und die kindliche Entwicklung besser als früher zu erklären¹. Im Vergleich zur klassischen Analyse ist diese Mehrebenenanalyse aufgefördert, die Wechselwirkungen zwischen den drei Ebenen zu berücksichtigen:

¹ Diese theoretische Modellvorstellung ist in der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung nicht neu. Ihre Basis lag schon in vielen klassischen Versuchen, vor allem von Durkheim (1983), Hiebsch / Vorweg (1976), Bertram (1976a, 1981), Steinkamp / Stief (1978), Steinkamp (1986, 1991) sowie Hummell (1972).

die Ebene der *objektiven Lebensbedingungen*, die der *interpersonalen Beziehungsstruktur* und die der *intrapsychischen Folgen*. Es geht darum, *in welchem Maß* die Soziallage und das Sozialisationsmilieu die kindliche Entwicklung beeinflussen, *wie* es sich auf die kindorientierte Erziehungsqualität der Eltern bezieht, *im Rahmen welcher familialen Beziehungsqualität* Kinder ihre grundsätzlichen Erfahrungen mit ihren primären Bezugspersonen gewinnen, *wie* Kinder selbst ihre Belastungen und Anforderungen bewältigen, und umgekehrt: *wie* die kindlichen Ereignisse wieder in die familiäre Sozialisation einfließen und *wie* diese Folge für das Kind spürbar auf die Anpassung und Veränderung der elterlichen Erziehungsweise zurückwirkt. Die Dynamik dieser Anpassung und Veränderung bezieht sich schließlich auf die kindliche Persönlichkeitsformierung und seine aktive oder zurückhaltend-vermeidende Bewältigungsrichtung (intrapsychische Folgerichtung).

Die grundlegende Bedeutung der Mehrebenenanalyse liegt in der „differenzierten Erfassung komplexer sozialer Kontexte“ (Steinkamp 1986, S. 154). Diese lassen sich zunächst in vier hierarchische Ebenen gliedern: Metaebene, sozialstrukturelle, familiäre und individuelle Ebene. Die *Metaebene* wird hier nicht betrachtet, weil sie zur Erklärung der kindlichen Entwicklung eine sehr abstrakte Ebene darstellt: Sie beinhaltet die historisch gegebenen ökonomischen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen. Jedoch begründen diese die Ungleichheit struktureller Lebensbedingungen und legitimieren das gesellschaftlich anerkannte Normensystem. Daher entfaltet diese Ebene zwar fraglos ihre spezifische Wirkung auf die kindliche Entwicklung, aber sie wird nicht im Sinne eines direkten Einflusses auf die Eltern-Kind-Beziehungen und die alltäglichen Verhaltensweisen des Kindes sichtbar (Steinkamp / Stief 1978, S. 61f.).

Die *sozialstrukturelle* Differenzierung wirkt auf die sozialen und familialen Lebensbedingungen und Erfahrungen der Eltern sowie auf das Sozialisationsmilieu. Die Soziallage einer Familie im System der sozialen Ungleichheit umfasst die vertikalen und horizontalen Faktoren der Eltern. Das Makromilieu resultiert eigentlich aus der sozialmoralischen Persönlichkeit der Eltern, in der ihre gesellschaftlichen Erfahrungen ihren Niederschlag finden. Damit werden die drei Makromilieus typisiert. Ich gehe von der Differenzierung der Sozialisationsmilieus aus (individualisiertes, familistisches und traditionalistisches). Innerhalb der Sozialisationsmilieus existieren Mikromilieus, die aus der jeweiligen erziehungsrelevanten Persönlichkeit der Eltern bestehen, wie sie aus ihren innerfamilialen Erfahrungen resultiert (Selbstbestimmung und Konformität). Dies Sozialisationsmilieu steht in engem Zusammenhang mit der Soziallage der Eltern. Deren Typisierung ist durchaus „grundlegend bestimmt durch die im Schichtenansatz intendierte, aber nur unzulänglich realisierte aufklärerische Absicht, die Auswirkungen gesellschaftlicher Ungleichheit auf den Prozess der Subjektgenese zu identifizieren“ (Steinkamp 1986, S. 135). Insofern kann die Hinwendung der For-

schung zur sozialstrukturellen Differenzierung der Sozialisationsmilieus keineswegs als *Perspektivwechsel*, sondern eher als *Ergänzung* dieser Perspektive oder als Erweiterung des Konzepts prestigebezogener bzw. schichtenspezifischer Gruppenverteilung gelten.

Darüber hinaus geht es um die *familiale* Vermittlung zwischen Soziallage und Sozialisationsmilieu sowie kindlicher Verhaltensweise. Auf der Familienebene steht im Mittelpunkt meines Versuches die Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen im jeweiligen Sozialisationsmilieu. Diese alltäglichen Beziehungen beziehen sich im Rahmen der Soziallage einer Familie auf den Grad der elterlichen Kindorientierung und das Ausmaß der elterlichen Sanktion.

Im Rahmen der kindlichen Entwicklung wird die kindliche Persönlichkeit und Verhaltensweise durch die primäre Beziehungsqualität geformt. Wesentlich ist hierbei das kindliche Erlernen der kollektiven Beziehungsmuster. Dieses kindliche Lernen liegt zwar in den konsistenten Erfahrungen des strukturierten Beziehungsmusters der Familie, aber keinesfalls im sofortigen und umstandslosen Akzeptieren dieses Beziehungsmusters begründet.

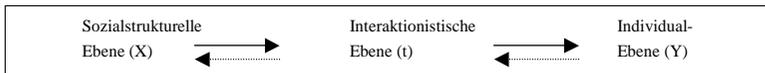
5.2 Alternativer Versuch der komplexen Kausalkette

Die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung geht häufig von einem Kausalzusammenhang aus. Ein kausales Modell entsteht im Allgemeinen auf eine von zwei Weisen: Ein *einfaches* kausales Modell (Monokausalität) bringt nur direkte Effekte zum Ausdruck, wie dies beispielsweise in der schichtenspezifischen Sozialisationsforschung geschah. Ein *multipl*es kausales Modell (Multikausalität) kann direkte und indirekte Effekte umfassen und kann komplexe Relationen zwischen mehreren darstellen. Während ein monokausaler Zusammenhang mit Hilfe eines Zwei-Ebenen-Modells beschrieben werden kann, können multikausale Zusammenhänge im Allgemeinen erst durch ein Drei-Ebenen-Modell aufgedeckt werden (vgl. Mayntz et. al. 1969, S. 192f.).

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat vor allem eine dreigliedrige Kausalkette (unabhängige – intervenierende – abhängige Variable) angewandt. Diese Kausalkette geht davon aus, dass eine unabhängige Variable zwar auf eine abhängige Variable wirkt, aber nicht direkt. Sie wirkt auf eine intervenierende Variable und diese intervenierende Variable wirkt auf die abhängige Variable. Sie benutzt diese aber nur zur Darstellung eines unidirektionalen Prozesses. Man kann sie folglich als Modell „nicht-rekursiver Kausalität“ bezeichnen: „Wir beschränken uns ausschließlich auf die Untersuchung linear additiver Beziehungen in nicht-rekursiven Modellen“ (Steinkamp/Stief 1979, S. 193).

Diese nicht-rekursive Kausalkette (vgl. Abb. 11) geht davon aus, dass die Familie zwischen der aktuellen Lage und der kindlichen Entwicklung vermittelt. Das Prinzip der Intervention lässt sich dabei folgendermaßen darstellen: „Eine Änderung in X bewirkt eine Änderung in t,² die ihrerseits eine Änderung in Y bewirkt“ (Mayntz et al. 1969, S. 202). Diese nicht-rekursive Kausalkette betont, dass die „Rückwirkung von untergeordneter Bedeutung ist“ (Steinkamp / Stief 1978, S. 15; vgl. Bertram 1976a, S. 103).

Abbildung 11: Die nicht-rekursive Kausalkette



So liegt der Mangel einer solchen Kausalkette darin, dass sie ein lineares, unidirektionales Ursache-Wirkungs-Schema suggeriert. Das Konzept geht von einer *Situation* aus, die über eine *Vermittlung* zu einer individuellen *Reaktion* führt. Doch „eine der wichtigen Grundannahmen ist das Prinzip der multiplen Verursachung und Überdetermination, nach dem eine bestimmte Aktion oder Reaktion nicht von einem einzelnen, sondern von vielen zu Grunde liegenden Ereignissen bewirkt wird. Eine andere Grundannahme ist, dass die Verursachung auch in umgekehrter Richtung verläuft, oft von der Person als einem aktiv Handelnden in der Person-Umwelt-Transaktion ausgeht und in Veränderungen dieser Umwelt resultiert. Kurz, es gibt eine Umkehrung der Verursachung: Die Person denkt und handelt und verändert dadurch die Person-Umwelt-Beziehung, wobei diese Änderungen ihr bewusst werden, weil sie durch die kognitive Aktivität rückgemeldet werden. Darüber hinaus widersetzt sich die Umwelt oft aktiv unseren auf ihre Veränderung abzielenden Bewältigungsversuchen“ (Lazarus/Launier 1981, S. 217f.). Hurrelmann (1993, S. 64) hat darüber hinaus festgestellt, dass „das Modell den gemeinsamen Nenner der neueren Sozialisationstheorien ausdrückt, nämlich die Vorstellung vom Individuum, das sich einerseits suchend und sondierend, andererseits konstruktiv eingreifend und gestaltend mit der Umwelt beschäftigt, Umweltgegebenheiten aufnimmt und mit den vorhandenen Vorstellungen und Kräften in Einklang bringt und um eine ständige Abstimmung zwischen den Umweltanforderungen und den eigenen Bedürfnissen, Interessen und Fähigkeiten bemüht ist. Das Modell schließt eine Vorstellung von der (sozialen und dinglichen) Umwelt ein, wonach die Umwelt sich in ständiger Umformung und Veränderung befindet und durch die Aktivität von Personen permanent beeinflusst und verändert wird. Die Beeinflussungen und Veränderungen wirken wiederum zurück auf die Vorgänge der Aneignung, Verarbeitung, Bewältigung und Gestaltung von Realität“.

2 "t" ist die intervenierende Variable (H.S-K.).

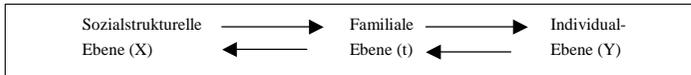
Eine angemessene Erklärung des Einflusses der sozialen Ungleichheit auf die kindliche Entwicklung ist weder im Rahmen einer herkömmlichen nicht-rekursiven Kausalkette noch auf der Grundlage der Annahme statistischer Beziehungen möglich. Die Dynamik der kindlichen Entwicklung und die strukturierten und sich verändernden Eltern-Kind-Beziehungen müssen daher mit Hilfe der komplex wechselseitigen Kausalkette erfasst werden. Man muss sich vergegenwärtigen, dass mit dem Übergang von der nicht-rekursiven zur komplex wechselseitigen Kausalkette die Bedeutung der drei Ebenen neu interpretiert werden muss.

Zunächst wende ich mich dem Modell der nicht-rekursiven Kausalkette zu: Eine Veränderung in X bewirkt eine Änderung in t, die ihrerseits eine Änderung in Y bewirkt. Aber das Problem liegt in der Rückwirkung: das Sozialisationsmilieu wirkt nämlich im Verlauf der Sozialisation auf das Kind ein und gleichzeitig finden Rückmeldungen in Form ständiger Veränderungen in Persönlichkeit und Verhaltensweise der Eltern und des Kindes statt. So ist die nicht-rekursive Kausalkette problematisch, weil sie Rückwirkungen ‚abhängiger‘ Variablen auf die zugeordneten ‚unabhängigen‘ Variablen nicht vorsieht. Aber in der Praxis lässt sich nicht übersehen, dass die unabhängige Variable im Großen und Ganzen gerade nicht durch die Rückwirkung der abhängigen Variablen beeinflusst wird, weil die unabhängige Variable in ihrer Wirkung sehr viel stärker ist als die abhängige. Deswegen sind die unabhängigen Variablen ohne Rücksicht auf eine eventuelle Rückwirkung der abhängigen Variable in der Zeit relativ stabil. Da die elterlichen Bedingungen und Beziehungen in einer Gemeinschaft oder Gesellschaft stark eingeschränkt sind, sind ihre Gestaltungsmöglichkeiten entsprechend begrenzt. Ich gehe davon aus, dass nicht nur die elterlichen Erfahrungen und Beziehungen, sondern auch ihre Möglichkeiten zu Gestaltung und Strukturierung durch ihre Soziallage eine stark Begrenzung erfahren. Daher lässt sich auch voraussetzen, dass die kindlichen Handlungsergebnisse nicht die familialen Sozialisationsbedingungen verändern können, auch wenn sie darauf zurückwirken. Somit ist davon auszugehen, dass der Kausalzusammenhang weitgehend aus der Wirkung der unabhängigen auf die abhängige Variable besteht. Aber hier bleibt es offen, *wie* die unabhängige auf die abhängige Variable wirkt.

Die nicht-rekursive Kausalkette geht von der Vermittlung durch intervenierende Variablen aus, wonach die soziale Ungleichheit die kindliche Entwicklung beeinflusst. Aber diese Kausalitätsannahme des Modells kann dahingehend kritisiert werden, dass sie die Vermittlungsfunktion nicht perfekt berücksichtigt. Um wiederum diese Funktion zu berücksichtigen, gehen wir davon aus, dass die drei Ebenen miteinander verknüpft sind. Dieses Modell macht deutlich, dass die Vermittlung zwischen sozialer Ungleichheit und kindlicher Entwicklung nicht einfach, sondern komplex ist. Die Annahme einer komplexen Kausalkette in der Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung orientiert sich also nicht nur an der Vermittlungsfunktion der Familie zwischen Sozialstruktur

und kindlicher Entwicklung, sondern auch an der Möglichkeit der Rückwirkung kindlicher Entwicklung und der ständigen Wirkung der sozialen Ungleichheit auf die kindliche Entwicklung.

Abbildung 12: Die komplexe Kausalkette



In den letzten Jahrzehnten sind in der empirischen Sozialforschung die Bemühungen intensiviert worden, dem komplexen Zusammenhang zwischen der Sozialstruktur und der kindlichen Verhaltensweise Rechnung zu tragen. Im Folgenden soll die Kombination verschiedener (quantitativer und qualitativer) Verfahren (Hurrelmann/Ulrich 1991; Hurrelmann 1993) berücksichtigt werden, um die familiäre Sozialisation besser als früher zu erklären.

5.3 Die Kombination der quantitativen und der qualitativen Methode

Es geht im Folgenden um eine empirische Frage: *Wie kann die komplexe Vermittlungsfunktion der familialen Sozialisation zwischen Sozialstruktur und kindlicher Entwicklung erfasst werden?* Zu ihrer Beantwortung konzentriert sich mein Versuch auf konkrete Beobachtungen in den strukturierten Eltern-Kind-Beziehungen.

5.3.1 Eltern-Kind-Beziehungen als Untersuchungsgegenstand

Mein Ansatz konzentriert sich vor allem auf die situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungserfahrungen, die die kindliche Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise beeinflussen und die ihrerseits durch diese verändert werden. Wenn die Sozillage und das Sozialisationsmilieu mit Hilfe der Eltern-Kind-Beziehungen die kindliche Persönlichkeitsformung und Verhaltensweise beeinflussen oder wenn umgekehrt die kindlichen Verhaltensereignisse über die Eltern-Kind-Beziehungen auf die Sozillage und das Sozialisationsmilieu zurückwirken, dann kann von der Vermittlungsfunktion der familialen Sozialisation die Rede sein. Auf dieser Grundlage können die Eltern-Kind-Beziehungen in der Familie kontinuierlich als Gegenstand der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung beobachtet werden.

So stellt sich die Frage, im Rahmen welcher empirisch vorgefundenen familialen Lebensbedingungen die Eltern-Kind-Beziehungen untersucht werden. Mein

Ansatz zielt entscheidend auf die Frage, wie sich der familiäre Sozialisationsprozess zwischen den Sozialisationsmilieus voneinander unterscheidet. Diese Unterschiede führe ich auf Unterschiede in der Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen zurück, wie sie in der Erziehung zwischen primären Bezugspersonen und Kindern stattfinden. Es handelt sich im Rahmen der Soziallage um die unterschiedliche Qualität der Erziehung, die sich im Verlauf der Erziehung zwischen Eltern und Kind etabliert. Im Zusammenhang mit Kommunikationsstilen, kognitiver Problemlösungsstrategie und emotionaler Regulation der Eltern sind zum einen die notwendigen Anpassungsprozesse im Inneren der Eltern-Kind-Beziehungen zu untersuchen, zum anderen ihre reflexive aktive Gestaltung.

Kindheit und Jugend sind Übergangsphasen auf dem Weg ins Erwachsenenleben. Die Phase der Kindheit ist wiederum untergliedert. Hinter den verschiedenen Phasen unterschiedlicher Lernfähigkeit steht eine spezielle Beziehungsgeschichte zwischen Eltern und Kind. Aber die Erfahrungen eines Kindes mit seiner Familie sind durch die lineare „Sequenzialität“ der Kindheit strukturiert (Fischer/Kohli 1987, S. 44). Durch diese Sequenzialität manifestieren sich die Unterschiede in der Eltern-Kind-Beziehungsqualität. Unter der Voraussetzung dieser linearen Sequenzialität lässt sich die Kindheit ihrerseits in drei Phasen gliedern (vgl. Abb. 13):

Abbildung 13: Die Kindheitsphasen



Das Kind erfährt in jeder dieser Phasen einmalige Erlebnisse. In jeder Phase erlebt es eine spezifische Beziehungsqualität. Die schichtenspezifische Sozialisationsforschung hat häufig den Typ 1 untersucht. Demgegenüber hat die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung die Typen 2 und 3 (9-15 jährige Kinder) untersucht. Die beiden sozialstrukturellen Richtungen der Sozialisationsforschung haben nur einen oder zwei Typen untersucht. Sie haben nicht die Sequenzialität der kindlichen Entwicklung berücksichtigt. Es ist aber gerade wichtig, die familiäre Sozialisation zwischen Typ 1 und Typ 2 zu unterscheiden. Dabei geht es darum zu untersuchen, wie sich das Kind sequenziell von Typ 1 zu Typ 2 entwickelt. In Bezug auf diese Sequenzialität kann kritisiert werden, dass die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung bislang nur Momentaufnahmen der kindlichen Entwicklung analysiert hat, also die Dynamik der Entwicklung außer Acht gelassen hat.

Durch die Beobachtung der Dynamik der Eltern-Kind-Beziehungen in der Familie können weitere Aspekte der kindlichen Entwicklung untersucht werden: Wie die kindliche Persönlichkeit und Verhaltensweise in jedem Sozialisationsmilieu entsteht, sich entwickelt und stabilisiert. Eine solche Untersuchung muss

unter anderem intensiv danach fragen, in welchem Sozialisationsmilieu die Kinder erzogen werden. Sofern die Untersuchung der Eltern-Kind-Beziehungen sich darauf bezieht, in welchem Maß die kindliche Eigenaktivität von seinen Eltern beantwortet und unterstützt wird, muss sie Unterschiede in der Erziehungsqualität wahrnehmen.

5.3.2 Kombination quantitativer mit qualitativen Verfahren

In diesem Abschnitt geht es darum, wie der Zusammenhang zwischen Sozialisationsmilieu und kindlicher Entwicklung empirisch anhand der Eltern-Kind-Beziehungen in der Familie untersucht werden soll. Diesbezüglich stellt sich zunächst die Frage, ob die quantitativen Verfahren ungebrochen gültig sind. Diese Frage bezieht sich besonders darauf, welche empirischen Verfahren Beiträge zu den situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen leisten.

Bis in die 1970er Jahre ließ die soziologische Sozialisationsforschung die aktive Verhaltensweise des Kindes unberücksichtigt. Sie beschränkte sich auf die Untersuchung der Erziehungsstile der Eltern und der Perception des Kindes anhand standardisierter Befragungen. Daher hat sie den komplexen interaktionalen bzw. transaktionalen Sozialisationsprozessen wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aber seit Mitte der 1980er Jahre stellten sich allmählich die Beschränkungen dieser Vorgehensweise heraus.

Unter den in der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung vorherrschenden Methoden zur Untersuchung kindlicher Entwicklung waren vor allem lineare Verfahren, z.B. die Faktorenanalyse, vertreten (Grüneisen/Hoff 1977; Steinkamp/Stief 1978). Die gefundene Faktorenstruktur basiert nicht auf praktisch nachweisbaren Beziehungen, sondern allein auf mathematisch-statistischen Beziehungen. Wenn beispielsweise die erhobenen Variablen kurvilinear oder komplex miteinander kovariieren, dann stellen lineare Verfahren kein geeignetes Mittel dar, die tatsächliche Beziehungsstruktur offenzulegen. Da die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung lineare, nicht-rekursive Verfahren anwendet, hat sie Probleme mit der Erklärung der kindlichen Wirklichkeitserfahrungen, sofern diese sich nicht quantitativ erheben lassen: „In der Diskussion um die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung wurde aber deutlich, dass quantitative Vorgehensweisen an bestimmten Stellen offenbar an ihre Grenzen stoßen“ (Hradil 1987, S. 120). Köckeis-Stangl (1980, S. 341) schrieb „die Mathematiker und Statistiker, die Verfahren für Sozialwissenschaftler entwickeln oder explizieren, machen uns ständig darauf aufmerksam, dass die damit gewinnbaren Ergebnisse stets modellabhängig sind“. Hurrelmann/Ulich (1991, S. 15) haben darüber hinaus festgestellt, dass „die Methoden der Analyse (...) stark an naturwissenschaftlichen Maßstäben orientiert sind und solche Auswertungen fa-

vorisieren, die Datenzusammenhänge auf Kausalstrukturen zurückführen und Abhängigkeiten zwischen Ursache und Wirkung in möglichst hohem Maße quantifizierbar anzugeben erlauben“.

Es gibt aber auch die Möglichkeit, quantitative Methoden anzuwenden, um die Dynamik in Sozialstruktur und kindlicher Entwicklung zu untersuchen. In den letzten Jahren sind die Bemühungen um neue quantitative empirische Verfahren intensiviert worden, die den komplexen Voraussetzungen der Mehrebenenanalyse gerecht werden sollen (Ditton 1998; vgl. Engel 1998). Aber hier kommen insbesondere Zweifel, inwieweit damit die Qualität der primären Eltern-Kind-Beziehungen ausführlich analysiert werden können. Deshalb konzentriert sich mein Versuch zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung neben der statistischen Datenerhebung auf die realitätsnahe deskriptive Beziehungsstruktur. Dafür ist es notwendig, qualitative Verfahren zu berücksichtigen. Mit diesem deskriptiv-qualitativen Verfahren sollen vor allem die Form des Sozialisationsmilieus, die transaktionalen Prozesse in der Familie und die Bewegungsrichtung der kindlichen Verhaltensweise erfasst werden.³

Um die wirklichen Phänomene der familialen Sozialisationsprozesse zu untersuchen, ist es notwendig, qualitative Methoden anzuwenden. Aber man muss damit rechnen, dass mit einer einzelnen Forschungsmethode die Wirklichkeit nicht adäquat untersucht werden kann. Deshalb müssen Forscher unterschiedliche Forschungsmethoden kombinieren. Hurrelmann/Ulich (1991, S. 17) haben hierzu festgestellt, dass „die Kombination verschiedener Verfahren viele Möglichkeiten bietet. ‚Multimethodische‘ Ansätze haben den Vorteil, auf jeweils spezifischen erkenntnisfördernden Wegen der Realitätsanalyse relativ unabhängig voneinander Informationen zu beschaffen“.

Hier sollen weitere Kombinationsmöglichkeiten des quantitativen mit dem qualitativen Verfahren diskutiert werden. Für eine Auswertung der Befragungsprotokolle könnte eine Kombination von standardisierten Erhebungsverfahren besonders nützlich sein (vgl. Kreppner 1996, S. 137-140). Die weitere Entwicklung der Forschungsmethode kann sich unter anderem auf die Kombination von Querschnitt- und Längsschnittverfahren konzentrieren. „Der überwiegende Teil der empirischen Evidenz zu den Sozialisations- und Erziehungsbedingungen von generalisierten Kontrollüberzeugungen beruht auf Querschnittstudien. Woran es jedoch deutlich mangelt, sind Längsschnittstudien – insbesondere solche, die sich in einer langfristigen Perspektive mit den Entwicklungsvoraussetzungen von inter- und intraindividuellen Unterschieden der Kontrollorientierung beschäftigen“ (Schneewind et al. 1999, S. 363). „Für die bessere methodische Absicherung der Sozialisationsforschung ist eine Kombination von Querschnitt- und Längsschnitt-

3 In der Untersuchung des sozialen Milieus wird das qualitative Verfahren auch angewandt. So haben z.B. Vester et al. (1993) für die Mentalitätsanalysen in ihrer so genannten Milieubiographieforschung Zweigenerationeninterviews durchgeführt, die auf der Basis von Oral-history-Interviews (Niethammer 1985) mit Expertinnen und Experten erstellt worden sind.

verfahren im Forschungsdesign sinnvoll. Querschnittanalysen bilden nur Momentaufnahmen von Variablen-Zusammenhängen ab und sagen wenig oder gar nichts über deren Veränderung im Zeitablauf. (...) Die Ereignisse der Analyse können z.B. durch per Selbsteinschätzung der Individuen gewonnene Indikatoren aus dem bisherigen Lebensverlauf ergänzt und in Beziehung zur aktuellen Situation gesetzt werden. (...) Auf diese Weise wird es möglich, trotz eines querschnittshaften Vorgehens Rekonstruktionen der bisherigen Lebensgeschichte und wichtiger Lebensbedingungen vorzunehmen und sie in Beziehung zu Persönlichkeitsmerkmalen und Handlungen der Person zu setzen“ (Hurrelmann/Ulich 1991, S. 18). Schließlich geht es mit Hilfe des quantitativen Verfahrens um ein dem qualitativen Verfahren adäquates Verfahren der Datenerhebung. Hier kommen zum Beispiel Interview, teilnehmende Beobachtung und Videoaufnahme in Frage.

5.3.3 Die Explorationsstudie

Hinsichtlich der Beobachtung der situationsbezogenen Eltern-Kind-Wirklichkeits-erfahrungen kann die Kombination qualitativer und quantitativer Verfahren an eine Explorationsstudie anknüpfen. Diese verfolgt in Bezug auf die familiäre Sozialisation das Ziel, „Familieninteraktion im Kontext biographischer Ereignisse und Erlebnisse der Familienmitglieder ... auf dem Hintergrund sozialstruktureller Lebens- und Arbeitsbedingungen zu beschreiben“ (Dittrich 1985, S. 13). Sie konzentriert sich insbesondere auf die praktischen Eltern-Kind-Beziehungen im Rahmen der gegebenen Familiensituation (vgl. Brater 1987, S. 303). Mein Ausgangspunkt liegt darin, die etablierte Beziehungsstruktur zu untersuchen, von der aus die Heranwachsenden im Rahmen der Eltern-Kind-Beziehung sichere emotionale Bindung, rationales Denken und offene Erziehungsstile ausbilden können.

Um die Eltern-Kind-Transaktion zu verstehen, bezieht sich die Explorationsstudie zunächst auf Beobachtungsverfahren. Diese können in strukturierte und unstrukturierte Beobachtungsverfahren unterteilt werden. *Strukturierte Beobachtungsverfahren* beinhalten formal kontrollierte Beobachtungstechniken, die durchaus die systematische Beschreibung oder die Überprüfung von Kausalhypothesen zum Ziel haben. Diese Verfahren sind deshalb in der Lage, einen genauen Plan für Beobachtungen und deren Aufzeichnung aufzustellen, so dass sie sich zur Beobachtung bestimmter Aspekte des individuellen Verhaltens empfehlen. Sie werden häufig in psychologischen experimentellen Untersuchungen unter Laborbedingungen angewandt. In Bezug auf die kindliche Entwicklung wurden strukturierte Beobachtungsverfahren insbesondere von Spitz/Wolf (1946) angewandt, als sie die kindliche Verhaltensweise in einem Kinderheim untersuchten. Die Autoren kamen zu dem Schluss, dass „langanhaltende Trennung eines Kindes

von einer liebevollen Mutter zu schweren Depressionen führen kann, beginnend mit Weinerlichkeit und gipfelnd in völligem Zurückziehen in sich selber“ (Selltiz et al. 1972, S. 239).

Statt kontrollierter Laborbedingungen befasst sich die hier vorgestellte Explorationsstudie mit alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen. Diese Beziehungen können zufällige und in der Lebensgeschichte einmalige, aber auch regelmäßige Ereignisse sein. Trotzdem sollte die Studie durch die Beobachtung zufälliger, einmaliger und regelmäßiger Abläufe grundsätzliche Wirkungszusammenhänge zwischen Soziallage und Sozialisationsmilieu und kindlicher Entwicklung erfassen. Diese *unstrukturierte Beobachtung* kommt in der Explorationsstudie kombiniert mit qualitativen Forschungsmethoden wie *offene Beobachtung*, *teilnehmende Beobachtung*, *Interview* und *Gruppendiskussion* zur Anwendung.

Die *offene Beobachtung* ermöglicht, Interaktionssequenzen unverstellt zu untersuchen. Vorher waren solche Interaktionsprozesse durch strukturierte oder teilnehmende Beobachtungsverfahren untersucht worden. Da aber heute technische Aufzeichnungen leicht handhabbar sind (v.a. Tonbandgerät, Videokamera), wandelt sich allmählich die Art der Beobachtung einer Interaktion zur offenen unstrukturierten Variante. Die unstrukturierte Beobachtung ermöglicht erst, ohne kontrollierte oder teilnehmende Beobachtung das praktische Familienleben zu beobachten. In der Regel kann der Beobachter auch seine subjektiven Einflüsse neutralisieren. Die videoteknische Beobachtung sammelt die spezifischen Häufigkeiten der familialen Interaktionen, die wiederkehrenden Interaktionsfolgen und dazu die Herausbildung typischer Interaktionsmuster – Sprachanwendung, Rationalisierung und Emotionsregulation. „Das Interaktionsanalyseverfahren eignet sich somit im Besonderen zur Aufdeckung von wechselseitigen Durchsetzungsstrategien, Abhängigkeitsverhältnissen und konflikthaften Aufschaukelungsprozessen in Interaktionsbeziehungen“ (Dittrich 1985, S. 110f.).

Dieses Verfahren ist zwar zeitlich beschränkt, ermöglicht aber intensive Beobachtungen. Durch Intensivbeobachtungen sollen „für einen bestimmten definierten Zeitabschnitt bestimmte Vorgänge oder Personen offen und umfassend beobachtet werden“ (Brater 1987, S. 315). Um aber die zeitliche Beschränkung der Intensivbeobachtung zu überwinden, soll diese völlig offene Form unterbrochen und nach einiger Zeit wiederholt werden. Die Anwendung der Längsschnittanalyse kann das schwierige Problem lösen, „wie man eigentlich über längere Zeit hinweg Verhaltensveränderungen, also biographische Entwicklungen beobachtet“ (Brater 1987, S. 316). Dadurch lassen sich Ereignisse beobachten, die in den alltäglichen Eltern-Kind-Beziehungen im zeitlichen Verlauf mehr oder weniger regelmäßig wiederkehren. Diese Wiederholung ermöglicht nicht nur über längere Zeit hinweg eine Beurteilung kindlicher Verhaltensänderungen, sondern konzentriert sich auch in der Erklärung der kindorientierten Eltern-Kind-Beziehungen auf die regelmäßige Wiederholung.

Über die Datenauswertung der videotechnisch festgehaltenen Beobachtungen werden Protokolle geführt, die jeweils eine Beschreibung der Interaktionssituationen und eine detaillierte, interpretationsfreie Bestandsaufnahme aller beobachteten Verhaltensweisen enthalten sollten (vgl. Brater 1987, S. 315). Auf Grund dieser Beobachtungsprotokolle über die jeweilige Familie können dann schließlich auch „Vergleiche von Interaktionsmustern über mehrere Familien hinweg vorgenommen werden“ (Dittrich 1985, S. 111). Mit der videotechnisch durchgeführten Beobachtung ist es möglich, dass zwei oder mehr Forscher dasselbe Ereignis beobachten. „Wenn zwei oder mehr Beobachter denselben Problembe- reich beobachten und berichten, haben sie die Möglichkeit, ihre Ergebnisse zu vergleichen und systematische Fehler zu überprüfen“ (Sellitz et al. 1972, S. 252). Allerdings hat dieses Verfahren spezifische Grenzen, z.B. im Hinblick auf Zeit, Geld, innere Haltung der Beobachteten usw.

Ein wichtiges Problem der offenen Beobachtung liegt darin, dass durch sie das Verstehen der Wirkungszusammenhänge und -richtungen grundsätzlich nicht zu leisten ist. Eine besondere Grenze liegt in Bezug auf die familiäre Sozialisation darin, dass der Forscher damit nicht die Arbeitserfahrungen, die soziokulturellen Hintergründe und die persönliche Vorbildung der Eltern erfassen kann. Deshalb kann die offene Beobachtung nie als einzige Methode eingesetzt werden, sondern muss durch andere Forschungsmethoden ergänzt werden (vgl. Brater 1987, S. 310).

Der Forscher kann neben der unstrukturierten offenen Beobachtung (z.B. Videoaufnahme) eine *teilnehmende Beobachtung* durchführen. Zunächst muss er dazu das Vertrauen der untersuchten Familienmitglieder gewinnen. Erst dadurch wird er in seinen Gesprächen mit den untersuchten Familienmitgliedern wahrheitsnahe Antworten bekommen. Durch die teilnehmende Beobachtung kann er wichtige Ergänzungen zu Tonband- und Videoaufnahmen über den Umgang der Familienmitglieder untereinander erhalten. Unabhängig von dem bestimmten Zeit- und Raumabschnitt ist diese Form der Beobachtung in zweifacher Hinsicht von Bedeutung: einmal liefert sie Hintergrundinformationen zu langfristigen innerfamiliären Situationen – Ehesituation, Geschwisterbeziehungen, Familienatmosphäre – und zu Außenbezügen der Eltern – ihre Arbeits- und sozialen Erfahrungen –; zum anderen erlaubt diese Form der Beobachtung, kommunikative, kognitive und emotionale Reaktionen der Kinder auf die elterliche Erziehung zu erfassen. Vor allem kann der Forscher die Sozialisationsgeschichte der Eltern mit dieser Beobachtung klären: In welchem Sozialisationsmilieu sie herangewachsen sind, welche Beziehungen sie ihrerseits zu ihren Eltern haben usw. So dokumentiert die teilnehmende Beobachtung als Ergänzung der Tonband- und Videoaufnahme biographische Erfahrungen der Eltern in ihrer Arbeitswelt, über ihre Bildungsteilnahme und Herkunftsfamilie, ihre kindorientierten Alltagsszenen,

über Konfliktsituationen zwischen Eltern und Kindern, Anforderungen der Eltern usw.

Der Forscher kann vor oder nach der offenen Beobachtung Interviews mit den Eltern, Kindern und übrigen Familienmitgliedern führen. Allerdings sollten solche Interviews erst dann geführt werden, wenn das Vertrauensverhältnis sich entwickelt hat. Das Interview kann durch einen Leitfaden strukturiert werden, der Themen abdeckt, die durch offene Beobachtung nicht untersucht werden können. Zum Beispiel können Forscher einen Erziehungszielindex konstruieren, der die von ihnen bewerteten Erziehungsziele entlang der Dimension „Selbstbestimmung – Konformität“ einordnet. Auch kann die Erziehungsdimension durch mehrere Indikatoren hinsichtlich des Grades der Selbstbestimmung der kindlichen Eigenaktivität durch die Eltern gemessen werden. Dabei geht es um Indikatoren, die Rückschlüsse auf ein mehr oder weniger großes Maß an Kindorientiertheit der elterlichen Erziehungsprozesse ermöglichen. Auch lassen sich die elterlichen Erziehungspraktiken erheben. Quantitative (strukturierte) Interviews können zur methodischen Ergänzung und Kombination des Verfahrens beitragen. Die unmittelbare Beobachtung des Verhaltens kann im Bedarfsfall durch mündliche und schriftliche Befragungen ergänzt werden.

Insgesamt macht die Explorationsstudie auf Grund der Anwendung komplexer Forschungsmethoden das hohe Maß an Vorwissen deutlich, das Forscher einbringen müssen: „Vom Forscher muss erwartet werden, dass er in voller Aufmerksamkeit in Bezug auf den Prozess handelt und versucht, sich selbst, seine Schwierigkeiten, seine Orientierungsprobleme, Überlegungen, Gefühle, Widerstände, Fehler, Korrekturen, Enttäuschungen, seine Hochs und Tiefs so genau wie möglich zu beobachten und zugleich herauszufinden“ (Brater 1987, S. 308). So dokumentiert diese Studie die Notwendigkeit einer außerordentlich disziplinierten Vorgehensweise. Die durch diese Kombination gewonnenen Ergebnisse kommen in einem ständigen Weiterentwicklungsprozess zwischen zunächst noch unbestimmtem theoretischem Verständnis, qualitativ erhobenem Material, verständnisvollerem und klarerem theoretischem Zugriff, lebensnäherer Materialgewinnung usw. zu Stande (vgl. Hradil 1987, S. 122).

Die Explorationsstudie untersucht die Eltern-Kind-Beziehungen in den Familiensituationen – Erfahrungen, Erlebnisse, Situationen und Verknüpfungen zu Familienalltag, Lebensgeschichte, Beruf, Arbeit, Freizeit, Außenkontakten, Verwandtschaftsbeziehungen und Freundschaften – sowie Fragenkomplexe zur Erziehung – Erziehungsprobleme, Erziehungsgewohnheiten, situative Strafformen usw. (vgl. Dittrich 1985, S. 112f.). Damit wollte sie ihre Ziele erreichen, die Zusammenhänge zwischen den drei Ebenen und die Bewegungsrichtung jedes Sozialisationsmilieus im Rahmen der Sozillage deutlich zu machen.

Schlussfolgerung

Mein Versuch zur Weiterentwicklung der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung zielt darauf, unter Berücksichtigung des sozialen Wandels der vergangenen 20 Jahre zu erklären, wie die soziale Ungleichheit über die familiäre Sozialisation auf die kindliche Entwicklung einwirkt. Dafür beginne ich mit 5 Kritikpunkten an der herkömmlichen sozialstrukturellen Sozialisationsforschung.

Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung weist in ihrer Konzipierung der Sozialisationsbedingungen einer Familie einige Mängel auf, da sie von einer Statuskonsistenz ausgeht, die den Einfluss der väterlichen Berufsposition auf die anderen vertikalen Dimensionen im Allgemeinen zu stark betont. Mein Ansatz geht demgegenüber *erstens* von der Statusinkonsistenz und dem Zentrum-Peripherie-Modell (Kreckel 1992) der familialen Sozialisationsbedingungen (mehrdimensionale Soziallage) aus. Die mehrdimensionale Soziallage muss nicht nur in den Zusammenhang der vertikalen und horizontalen Dimensionen gestellt werden. Darüber hinaus müssen auch die biographischen Erfahrungen der Eltern (v.a. in Arbeitswelt und Herkunftsfamilie) zur Erklärung der familialen Sozialisation berücksichtigt werden. Wegen der Verengung auf die beruflichen Arbeitserfahrungen des Vaters im Konzept der aktuellen Lage der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung macht mein Ansatz erneut auf die biographischen Erfahrungen der Eltern in Arbeitswelt und Herkunftsfamilie aufmerksam.

Zweitens geht mein Ansatz von der soziokulturellen Pluralisierung und der Verbindung zwischen Makro- und Mikroebene aus. Das subjektive, plurale und dynamische Sozialisationsmilieu beinhaltet im Rahmen der Soziallage nicht nur die durch die sozialen und familialen Lebenserfahrungen selbst erworbene Persönlichkeit der Eltern, sondern umfasst darüber hinaus das sozialmoralische Makro- und das erziehungsrelevante Mikromilieu. Die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung ist bisher von einem homogenen Zusammenhang zwischen der Schichtzugehörigkeit und der elterlichen Persönlichkeit ausgegangen. Demgegenüber geht mein Ansatz von der subjektorientierten Pluralisierung der elterlichen Persönlichkeit innerhalb einer Soziallage aus, weil Alltagshandeln, Denken und Lebensstile der Eltern nicht von ihrer Schichtenlage, sondern von ihrer Soziallage abhängig sind. In diesem Sinne stellt sich die Frage, wie das soziokulturelle Sozialisationsmilieu durch die Soziallage ausreichend erklärt werden kann. Das Sozialisationsmilieu umfasst darüber hinaus im Rahmen der Soziallage sowohl die elterliche Persönlichkeit als auch die Qualität ihrer etablierten Interaktionen. In diesem Sinne konzentriert sich mein Versuch zur Erklärung der familialen Sozialisation auf den Zusammenhang zwischen Makro- und Mikromilieu, die im Rahmen der Soziallage (vertikal-horizontale Faktoren sowie Erfahrungen in Arbeitswelt und Herkunftsfamilie) sowohl mit der durch die gesellschaftlichen Erfahrun-

gen verinnerlichten sozialmoralischen Persönlichkeit als auch mit dem durch die innerfamiliären Erfahrungen erworbenen Erziehungsziel zusammenhängt. Unter dieser Voraussetzung baut mein Ansatz darauf, mit der Soziallage und dem derart konzipierten Sozialisationsmilieu zu einer besseren Erklärung der familialen Sozialisation beizutragen. Daran schließt sich die Typisierung in ein *individualistisches Sozialisationsmilieu der oberen Soziallage*, ein *familistisches Sozialisationsmilieu der mittleren Soziallage* und ein *traditionales Sozialisationsmilieu der niedrigen Soziallage* an (vgl. Koppetsch/Burkart 1999).

Familiale Sozialisation bezeichnet zwar einfach den Zusammenhang zwischen elterlicher Erziehung und kindlicher Entwicklung in der Familie, aber dieser Zusammenhang ist sehr komplex. Es stellt sich *drittens* die Frage, wie Soziallage und Sozialisationsmilieu mit den elterlichen Erziehungsverhaltensweisen zusammenhängen. Eltern in jedem Sozialisationsmilieu orientieren sich an jeweils milieuspezifischen Erziehungszielen. Aber das Erziehungsverhalten der Eltern entspricht nicht unbedingt ihren intentionalen Erziehungszielen. Die kommunikative Realität zwischen Eltern und Kindern liegt darin, dass das elterliche Erziehungsverhalten mit ihren erziehungsrelevanten Wertorientierungen fast nicht vereinbar ist. Die Diskussion über faktische Eltern-Kind-Beziehungen rückt nicht mehr Fragen nach den intentionalen Erziehungsstilen oder dem kognitiven Erziehungsklima der Eltern, sondern nach der Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen in den alltäglichen Familiensituationen in den Vordergrund. In Anlehnung an einige sozialstrukturelle Untersuchungen (v.a. Steinkamp/Stief 1978) gehe ich davon aus, dass die alltäglich situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen eher mit der Soziallage einer Familie als mit den elterlichen Erziehungszielen zusammenhängen, weil der Einfluss der Soziallage über die elterlichen Erziehungsziele in deren Erziehungspraktiken übertragen wird. Daher werden die Eltern-Kind-Beziehungen besser anhand der objektiven Bedingungen und der in den spezifischen Lebenserfahrungen begründeten etablierten Verhaltensweise erklärt. In diesem Sinne bestehen die elterlichen Erziehungspraktiken (Erziehungsziele, Emotionen, Strategien und Praktiken) aus dem alltäglichen Lösungsversuch kindbezogener Aufgaben einschließlich intentionaler Handlungsstrategien (v.a. Vorbildwirkung in der Herkunftsfamilie) und unbeabsichtigter Beeinflussung (v.a. elterliche Arbeitserfahrungen). Die elterlichen Erziehungspraktiken führen daher kaum zur kurzfristigen Internalisierung, z.B. in Form einmaliger Alternativen und Lösungen der kindbezogenen Aufgaben, sondern zur langfristigen Internalisierung durch intentionale und nicht-intentionale Anpassung an kindbezogene Aufgaben. Solche langfristigen Eltern-Kind-Beziehungen hängen eng mit der Soziallage einer Familie zusammen und vollziehen sich in Form der etablierten Verhaltensweise. Unter dieser Voraussetzung macht mein Ansatz darauf aufmerksam, dass die primär etablierten Eltern-Kind-Beziehungen in der Frühkindheit die Ausformung der kindlichen Grundkompetenz und Verhaltensweise entscheidend beeinflussen. In-

sofern sollen die primären Eltern-Kind-Beziehungen als Vermittlung bezeichnet werden, durch die das Kind seine sprachlichen, emotionalen und kognitiven Dispositionen erwirbt, die es später in seinen sozialen Beziehungen realisiert.

Eltern aus dem individualistischen Sozialisationsmilieu der oberen Sozialschicht halten die Erziehung ihrer Kinder zur Selbstbestimmung für wünschenswert. Sie versuchen, ihre Kinder partnerschaftlich wahrzunehmen und mit ihnen vielseitig in Kontakt zu treten. Im Fall von Dissens, Konflikten und Problemen mit ihren Kindern wenden diese Eltern häufig rationale und emotional sichere Erziehungsstrategien an. Eltern aus dem familistischen Sozialisationsmilieu der mittleren Sozialschicht zeichnen sich wie diejenigen des individualistischen durch die flexible, Freiheit gewährende Wertorientierung der Selbstbestimmung aus. Aber es entsteht der Eindruck, dass sie sich dennoch dem größer werdenden Selbstständigkeitsbedürfnis der Kinder nicht angepasst haben. Sie kümmern sich relativ weniger um ihre Kinder als Eltern im individualistischen Sozialisationsmilieu. So wenden diese Eltern situationsabhängig gefühlsmäßige Erziehungspraktiken an, die liebesorientiert auf die Lösung einer gegebenen Erziehungsaufgabe gerichtet sind. Daher ist die elterliche Erziehung in diesem Milieu häufig durch die starke Diskrepanz zwischen Wertorientierung und Praxis charakterisiert. Am schwersten ist der Familientyp des traditionsorientierten Sozialisationsmilieus der niedrigen Sozialschicht zu beschreiben. Auffallenderweise handelt es sich hier um ein Sozialisationsmilieu mit eher gehobenen Bildungsansprüchen und eher machtorientierten Sanktionstechniken, weil Eltern in diesem Milieu sich eher an gemeinschaftlichen und traditionellen Idealen als an ihren Kindern orientieren. Wegen des überbetonten Leistungsanspruchs und des machtorientierten Zwangs kann es hier zu Überlastungen und Enttäuschungsreaktionen der Kinder kommen, aus denen ein starker Anstieg des Dissenses zwischen Eltern und Kindern resultiert. Das führt zur Verschlechterung der Eltern-Kind-Beziehung und zu einem deutlichen Rückgang der Leistungsbereitschaft und des Selbstbewusstseins des Kindes.

Ein weiterer Mangel der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung lag *viertens* in der unzureichenden Berücksichtigung der individuellen Ebene. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat nicht genügend berücksichtigt, dass der kindliche Entwicklungsprozess nicht als passive *Mitglied*werdung des Kindes, sondern als seine aktive *Person*werdung im Rahmen der Familiensituation und der elterlichen Erziehungsqualität zu verstehen ist. In diesem Prozess bildet das Kind aktiv sein spezifisches Gefüge von Merkmalen, Eigenschaften, Einstellungen und Handlungskompetenzen im Rahmen seiner alltäglich dauerhaften Familiensituationen aus. Es kommt hier darauf an, wie ein Kind während einer bestimmten Lebensphase seine Entwicklungsaufgabe annimmt oder bewältigt. In dieser Hinsicht orientiert sich mein Ansatz daran, wo Kinder auf der Skala zwischen ‚Autonomie‘ und ‚Verbundenheit‘ verortet sind: Inwiefern ein Kind einerseits aktuell sein individuelles Bewusstsein verarbeitet (identifizieren, entwickeln

und stabilisieren) und andererseits auf das Verlangen seiner Familiensituation reagiert: Dieser Prozess der kindlichen Entwicklung ist einerseits kaum unbewusster Natur. Die kindliche Entwicklung stellt einen bewussten und selbstständigen Prozess dar. Der aber realisiert sich durchweg innerhalb seines Sozialisationsmilieus (v.a. der Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen).

Ferner stützt sich mein Ansatz auf die Defizit-Hypothese und stellt sich damit gegen die Kompensationsthese, die davon ausgeht, dass benachteiligte Lebensbedingungen nicht notwendig zu einer negativen kognitiven Entwicklung des Kindes führen müssen. Die Defizit-Hypothese geht dagegen davon aus, dass benachteiligte Lebensbedingungen das Kind in seiner Entwicklung daran hindern, sein kognitives, emotionales und motivationales Potenzial auszuformen. Wenn sich die aktuellen Belastungen (Arbeitslosigkeit, Trennung, Tod, Alkoholismus usw.) während des Verlaufs der kindlichen Entwicklung kontinuierlich akkumulieren, können benachteiligte Kinder nicht immer ein aktives Bewältigungsverhalten entwickeln. Obwohl sie kurzfristig durch absichtliche Bewertung und aktive Bewältigung ein positives Wohlbefinden erzeugen können, kommen sie normalerweise auf Grund ihrer benachteiligten Lebensbedingungen und der Mängel der Eltern-Kind-Beziehungen immer wieder zum zurückhaltend-vermeidenden Bewältigungsverhalten.

So hat die vorliegende Arbeit auch gezeigt, dass der Bewältigungsprozess des Kindes je nach Sozialisationsmilieu unterschiedlich ist. Im *individualistischen* Sozialisationsmilieu sind die Kinder sehr selbstbewusst und erhalten viel Hilfe von ihren Eltern, die sie bei der aktiven Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben unterstützen. So haben diese Kinder individuelle Gestaltungsmöglichkeiten, und ihre Leistungsbereitschaft ist dauerhaft sehr hoch. Im *famelistischen* Sozialisationsmilieu sind die Kinder auch selbstbewusst. Sie fühlen sich in diesem Sozialisationsmilieu im Lauf der Zeit freier, wohler und besser angenommen. Dennoch ist die Kommunikation mit ihren Eltern während ihrer Kindheit seltener und vor allem ist sie hierarchisiert. Diese Kinder befinden sich deswegen im Widerspruch zwischen ihrer Selbstbestimmung und ihren Kommunikationserlebnissen. Die Kinder in einem *traditionalen* Sozialisationsmilieu, das durch restriktive Lebensbedingungen gekennzeichnet ist, erleben einen dauerhaft kritischen Zustand. Die materiellen und immateriellen Belastungen und die machtorientierte Beziehungsstruktur motivieren Kinder zum konformistischen Urteil. Sofern diese Kinder sich selbst mit ihren negativen Lebensbedingungen identifizieren und zu einem negativen Wohlbefinden kommen, neigen sie zur zurückhaltend-vermeidenden Bewältigungsform oder der direkten Gegenaktion. Solche zurückhaltend-vermeidenden Bewältigungen oder direkten Gegenaktionen – z.B. Isolation, Schreien und Gewalt – können zu einem Zerwürfnis mit den Eltern beitragen. Der Streit mit den Eltern erschwert nicht nur die Lösung der kindlichen Entwicklungsaufgaben, sondern bestärkt das Kind in den Strategien der vermeidenden Bewältigung bzw. der

direkten Gegenaktion. Viele Untersuchungen über die kindliche Bewältigungsform im traditionalistischen Sozialisationsmilieu (z.B. Heitmeyer et al. 1995) weisen auf erfolglose Bewältigungsversuche der Kinder, auf Mängel an elterlicher Unterstützung und Zeitaufwendung, auf familiäre Konflikte und Gewalt hin. Diese Bewältigung des Kindes führt geradezu zwangsläufig zu einer Benachteiligung in seiner Kompetenz- und Leistungsentwicklung.

Methodisch zielt mein Ansatz *fünftens*, wie bereits die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung, auf die Verwendung des Drei-Ebenen-Modells: Sozialsituation und Sozialisationsmilieu (Ursachen) – familiäre Sozialisation (Ablauf) – kindliche Entwicklung (Folge und Motiv). Mein Modell geht davon aus, dass die konkreten familialen Sozialisationsbedingungen mittels der familialen Sozialisation die kindliche Entwicklung beeinflussen, dass kindliche Lebensereignisse wiederum in die Eltern-Kind-Beziehungen einfließen und dass die kindlichen Probleme gerade auf die familialen Sozialisationsbedingungen einwirken. Mein Ansatz baut auf dem Modell der wechselseitigen Mehrebenenanalyse auf. In Bezug auf diese Modellvorstellung stellt sich die Frage, wie v.a. die Qualität der situationsbezogenen Eltern-Kind-Beziehungen empirisch untersucht werden kann. Die neuere sozialstrukturelle Sozialisationsforschung hat in ihren unidirektionalen Drei-Ebenen-Analysen quantitative Verfahren verwendet und sich daher auf quantitativ erfassbare Indikatoren für die Strukturen der Eltern-Kind-Beziehung beschränkt. Zur adäquaten Erfassung der Wirkung des Sozialisationsmilieus ist aber die konkrete Berücksichtigung der etablierten Eltern-Kind-Beziehung von zentraler Bedeutung. Diese lässt sich allerdings nur schwierig quantitativ erfassen. Daher versucht mein Ansatz, qualitative und quantitative Verfahren zu kombinieren. Diesbezüglich kann ich an eine „Explorationsstudie“ anknüpfen. Diese Studie verfolgte das Ziel, Eltern-Kind-Beziehungen im Kontext der sozialen und familialen Lebensbedingungen und -erfahrungen der Eltern zu beschreiben. Die Arbeit konzentriert sich insbesondere auf die Qualität der alltäglichen Erziehung der Eltern unter realen Bedingungen.

Das Erkenntnisprogramm der neueren sozialstrukturellen Sozialisationsforschung basiert vor allem auf der Frage, *in welcher Weise die soziale Ungleichheit für die kindliche Entwicklung relevant ist*. Der soziale Wandel der vergangenen 20 Jahre lässt sich als Pluralisierung des subjektiven und dynamischen Sozialisationsmilieus in einer Sozialsituation beschreiben. Daher hat mein Versuch die sozialstrukturelle Differenzierung von Sozialsituation und Sozialisationsmilieu berücksichtigt. Sozialsituation und Sozialisationsmilieu beeinflussen nicht nur die familiäre Sozialisation und die kindliche Entwicklung. Die kindliche Entwicklung ist nie statisch und ihre Untersuchung darf weder die Folgen elterlicher Anweisungen noch diejenigen eigener aktiver Bewältigungsprozesse ignorieren. Jedes Kind wird in ein besonderes Sozialisationsmilieu hineingeboren. Darin erwirbt es durch die primären Beziehungen mit seinen Eltern seine lebenslang wichtigen Grundkompe-

tenzen und Verhaltensweisen. Sein Leben beginnt in seinem besonderen Milieu und es wird durch die Entwicklung und Stabilisierung dieser in den alltäglich dauerhaften Familiensituationen erlernten Grundkompetenzen und Verhaltensweisen bis zu seinem Auszug aus dem Elternhaus wesentlich geprägt.

Literaturverzeichnis

- Allheit, P. (1995):** *Bericht über das Projekt „Kontinuität und Wandel in deutschen Arbeitermilieus während der 1950er Jahre“*. Jahresbericht 1995 des IBL. Bremen: Bremen Universität.
- Altvater, E. (1995):** Die Arbeitsgesellschaft vor den Herausforderungen von Geld und Natur. in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. B 15/95 7. April S.16-24.
- Bargel, T., Fauser, R. und Mundt, J. (1981):** Soziale und räumliche Bedingungen der Sozialisation von Kindern in verschiedenen Soziotopen. In: Walter, H. (Hrsg.): *Region und Sozialisation. Zur sozialökologischen Präzisierung menschlicher Entwicklungsvoraussetzungen, Bd.1*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog S. 186-260.
- Baumert, G. (1952):** *Jugend der Nachkriegszeit, Lebensverhältnisse und Reaktionsweisen*. Darmstadt: Roether Verlag.
- Baumert, G. (1954):** *Deutsche Familien nach dem Kriege*. Darmstadt: Roether Verlag.
- Beck, U. (1983):** Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten. In: Kreckel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderhand 2* Göttingen: Schwartz S. 35-74.
- Beck, U. (1986):** *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck, U. (1997):** Demokratisierung der Familie. In: Beck, U. (Hrsg.): *Kinder der Freiheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 195-216.
- Beck-Gernsheim, E. (1990):** Alles aus Liebe zum Kind. In: Beck, U. und Beck-Gernsheim, E.: *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt: Suhrkamp S. 135-183.
- Beck-Gernsheim, E. (1994):** Auf dem Weg in die postfamiliale Familie – Von der Notwendigkeit zur Wahlverwandtschaft. In: Beck, U. und Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt: Suhrkamp S. 115-138.
- Berger, P. A. (1986):** *Entstrukturierte Klassengesellschaft? Klassenbildung und Strukturen sozialer Ungleichheit im historischen Wandel*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Berger, P. A. (1990):** Ungleichheitsphasen. Stabilität und Instabilität als Aspekte ungleicher Lebenslagen. In: Berger, P. A. und Hradil, S. (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Soziale Welt: Sonderband 7. Göttingen: Schwartz, S. 319-362.
- Bernstein, B. (1970):** *Soziale Struktur Sozialisation und Sprachverhalten: Aufsätze 1958-1970*. Amsterdam: Verlag de Munter Amsterdam.

- Bernstein, B. (1971):** Der Unfug mit der „kompensatorischen“ Erziehung. In: b:e Reaktion (Hrsg.): *Familienerziehung, Sozialschicht und Schulerfolg*. Weinheim Berlin Basel: Julius Beltz Verlag S. 21-36.
- Bernstein, B. (1972):** *Studien zur sprachlichen Sozialisation*. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwamm.
- Bertram, H. (1976a):** *Gesellschaftliche und familiäre Bedingungen moralischen Urteils*. Düsseldorf: Düsseldorf Universität.
- Bertram, H. (1976b):** Probleme einer sozialstrukturell orientierten Sozialisationsforschung. in: *Zeitschrift für Soziologie*, 5. S. 103-117.
- Bertram, H. (1977):** Sozialstruktur und Intelligenz. Ein altes Thema – eine neue Antwort? in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* Jg. 29 S. 461-486.
- Bertram, H. (1978):** *Gesellschaft, Familie und moralisches Urteil. Analysen kognitiver, familialer und sozialstruktureller Bedingungsbeziehungen moralischer Entwicklung*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Bertram, H. (1979):** Sozialökologische Konzepte in der Sozialisationsforschung und Mehrebenenmodelle. In: Walter, H. und Oerter, R. (Hrsg.): *Ökologie und Entwicklung*. Donauwörth: Auer S. 210-228.
- Bertram, H. (1981):** *Sozialstruktur und Sozialisation. Zur mikrosoziologischen Analyse von Chancenungleichheit*. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand.
- Bertram, H. (1982):** Von der schichtenspezifischen zur sozialökologischen Sozialisationsforschung. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.): *Umweltbedingungen familiärer Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Sozialisationsforschung*. Stuttgart: Enke S. 25-54.
- Bertram, H. und Dannenbeck, C. (1990):** Pluralisierung von Lebenslagen und Individualisierung von Lebensführungen. Zur Theorie und Empirie regionaler Disparitäten in der Bundesrepublik Deutschland. In: Berger, P. A. und Hradil, S. (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Soziale Welt: Sonderband 7. Göttingen: Schwartz, S. 207-229.
- Bieligk, A. (1996):** „Die armen Kinder“ *Armut und Unterversorgung bei Kindern Belastungen und ihre Bewältigung*. Essen: Die Blaue Eule.
- Blossfeld, H. -P. und Timm, A. (1997):** Der Einfluss des Bildungssystems auf den Heiratsmarkt. Ein Längsschnittanalyse der Wahl von Heiratspartnern im Lebenslauf. in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* Jg. 48 H. 2 S. 440-476.
- Bourdieu, P. (1982):** *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1983):** Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen: Schwartz S. 183-198.

- Bowles, S. und Gintis, H. (1978):** Pädagogik und die Widerstände der Ökonomie: Das Beispiel USA. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Brater, M. (1987):** „Explorative Methoden“ in der biographieorientierten sozialwissenschaftlichen Praxisforschung. In: Voges, W. (Hrsg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen: Leske + Budrich S. 301-319.
- Bronfenbrenner, U. (1958):** socialization and social class through time and space. In: Maccoby, E. E., Newcomb, T. M. and Hartley, E. L. (ed.): *Readings in social psychology*. New York: Holt S. 400-425.
- Büchner, P. (1983):** Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. Entwicklungstendenzen von Verhaltensstandards und Umgangsnormen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, U., u.a.: *Kriegskinder Konsumkinder Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*. Weinheim und Basel: Beltz S. 196-222.
- Büchner, P. (1994):** (Schul-) Kindsein heute zwischen Familie, Schule und außerschulischen Freizeiteinrichtungen. Zum Wandel des heutigen Kinderlebens in der Folge von gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen. In: Büchner, P., Grundmann, M., Huinink J., Krappmann, L., Nauck, B., Meyer, D. und Rothe, S.: *Kindliche Lebenswelten, Bildung und innerfamiliäre Beziehungen*. München: DJI Verlag S. 9-39.
- Büchner, P. (1996):** Das Kind als Schülerin oder Schüler. Über die gesellschaftliche Wahrnehmung der Kindheit als Schulkindheit und damit verbundene Forschungsprobleme. In: Zeiher, H., Büchner, P. und Zinnecker, J. (Hrsg.): *Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit*. Weinheim und München: Juventa S. 157-187.
- Burkart, G. (1994):** *Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien*. Stuttgart: Enke.
- Burkart, G. und Kohli, M. (1992):** *Liebe, Ehe, Elternschaft: Die Zukunft der Familie*. München: Piper.
- Burkart, G., Fietze, B. und Kohli, M. (1989):** *Liebe, Ehe, Elternschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konsequenzen*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Burkart, G., Koppetsch, C. und Maier, M. S. (1999):** Milieu, Geschlechterverhältnis und Individualität. In: Leu, H. R. und Krappmann, L. (Hrsg.): *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 158-190.
- Caesar, B. (1972):** *Autorität in der Familie. Ein Beitrag zum Problem schichten-spezifischer Sozialisation*. Hamburg: Rowohlt.
- Cassidy, J. (1986):** The Ability to Negotiate the Environment: An Aspect of Infant Competence as related to Quality of Attachment. in: *Child Development*, 57. S. 331-337.

- Clarke-Stewart, A. (1977):** *Child care and the family: A review of research and some propositions for policy.* New York: Academic Press.
- Coleman, J. S. (1988):** Social Capital in the Creation of Human Capital. in: *American Journal of Sociology*, 94. Supplement, S. 95-120.
- Coleman, J. S. and Hoffer, Th. (1987):** *Public and Private High Schools. The Impact of Communities.* New York.
- Cooper, D. G. (1972):** *The Death of the Family.* New York: Vintage Books.
- Cummings, E. M. (1987):** Coping with background anger in early childhood. in: *Child Development*, 58. S. 976-984.
- Cummings, E. M. and El-Sheikh, M. (1991):** Children's Coping with Angry Environments: A Process-Oriented Approach. In: Cummings, E. M., Greene, A. L. and Karraker, K. H. (ed.): *Life-Span Developmental Psychology: Perspectives on Stress and Coping.* New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates S. 131-150.
- Dangschat, J. (1998):** Klassenstrukturen im Nach-Fordismus. In: Berger, P.A. und Vester, M. (Hrsg.): *Alte Ungleichheiten neue Spaltungen.* Opladen: Leske + Budrich S. 49-87.
- Darpe, F. und Schneewind, K. A. (1978):** Elterliche Erziehungsstil und kindliche Persönlichkeit. In: Schneewind, K. A. und Lukesch, H. (Hrsg.): *Familiäre Sozialisation. Probleme, Ergebnisse, Perspektiven.* Stuttgart: Ernst Klett.
- Davis, A. (1948):** *Social-class influences upon learning.* Cambridge, Massachusetts: Harvard Uni. Press.
- Davis, A. and Havighurst, R. (1946):** Social class and color differences in child-rearing. in: *American Sociological Review* XI. S. 698-710.
- Devereux, E. C., Bronfenbrenner, U. und Suci, G. J. (1976):** Zum Verhalten der Eltern in den Vereinigten Staaten und in der Bundesrepublik. In: von Friedeburg, L. (Hrsg.): *Jugend in der modernen Gesellschaft,* Köln Berlin: Kiepenheuer & Witsch S. 335-357.
- Dippelhofer-Stiem, B. (1995):** *Sozialisation in ökologischer Perspektive. Eine Standortbestimmung am Beispiel der frühen Kindheit.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ditton, H. (1998):** *Mehrebenenanalyse: Grundlagen und Anwendungen des Hierarchisch Linearen Modells.* Weinheim und München: Juventa.
- Dittrich, K. A. (1985):** *Familienalltag und Familienbeziehung. Eine Explorationsstudie.* Frankfurt/New York: Campus.
- Durkheim, E. (1961):** *Regeln der soziologischen Methode.* (Übers. von R. König) Neuwind: Luchterhand.
- Durkheim, E. (1983):** *Der Selbstmord.* Frankfurt am Main: Suhrkamp (1897).
- Elardo, R. and Bradley, R. H. (1981):** The home observation of measurement of the environment (HOME) scale: A review of research. *Developmental Review*, 1. S. 113-145.

- Engel, U. (1998):** *Einführung in die Mehrebenenanalyse: Grundlagen, Auswertungsverfahren und praktische Beispiele*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Engfer, A. (1988):** The interrelatedness of marriage and mother-child relationship. In: Hinde, R. A. und Stevenson-Hinde, J. (ed.): *Relationships within the family. Mutual influences*. Oxford: Clarendon Press S. 104-118.
- Faulstich-Wieland, H. (2000):** *Individuum und Gesellschaft. Sozialisations-theorien und Sozialisationsforschung*. München, Wien; R. Oldenbourg Verlag.
- Fausser, R. (1985):** Autonomie am Arbeitsplatz und Bildungserwartungen für die Kinder. In: Fausser, R., Marbach, J., Pettinger, R. und Schreiber, N. (Hrsg.): *Schulbildung, Familie und Arbeitswelt. Beiträge zu schulischen und beruflichen Ausbildungsentscheidungen*. München: DJI Verlag S. 163-188.
- Feldkircher, M. (1994):** Erziehungsziele in West- und Ostdeutschland. In: Brauen, M. und Mohr, P. (Hrsg.): *Blickpunkt Gesellschaft 3. Einstellungen und Verhalten der Bundesbürger*. Opladen: Westdeutscher Verlag S. 175-208.
- Fend, H. (1971):** *Konformität und Selbstbestimmung. Mündigkeit und Leistungsmotivation in sozialisationstheoretischer Sicht*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Fend, H. (1972):** *Sozialisierung und Erziehung. Eine Einführung in die Sozialisierungsforschung*. Weinheim: Beltz Verlag.
- Fend, H. (2000):** *Entwicklungspsychologie des Jugendalter. Ein Lehrbuch für pädagogische und psychologische Berufe*. Opladen: Leske + Budrich.
- Fischer, W. und Kohli, M. (1987):** Biographieforschung. In: Voges, W. (Hrsg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*. Opladen: Leske + Budrich S. 25-49.
- Fthenakis, W. E. (1984):** Die Vaterrolle in der neueren Familienforschung. in: *Psychologie in Erziehung und Unterricht, 31*. S. 1-21.
- Fthenakis, W. E. (1985):** *Väter. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. Band 1 und 2*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Fuchs, W. u.a. (Hrsg.) (1988):** *Lexikon zur Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Garhammer, M. (1996):** Auf dem Weg zu egalitären Geschlechterrollen? Familiäre Arbeitsteilung im Wandel. In: Buba, H. P. und Schneider, F. (Hrsg.): *Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 319-336.
- Geiger, T. (1932):** *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*. Stuttgart: Enke (Nachdruck: Darmstadt 1972).
- Geissler, B. (1994):** Klasse, Schicht oder Lebenslage? Was leisten diese Begriffe bei der Analyse der ‚neuen‘ sozialen Ungleichheiten? in: *Leviathan, 4*, S. 541-559.
- Geißler, R. (1996a):** *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Zwischenbilanz zur Vereinigung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Geißler, R. (1996b):** Kein Abschied von Klasse und Schichte. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. in: *KZfJS* Jg. 48, H. 2 S.319-338.
- Gensicke, Th. (1994):** Wertewandel und Familie. Auf dem Weg zu „egoistischem“ oder „kooperativem“ Individualismus? in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B29-30/94, S. 36-47.
- Gensicke, Th. (1996):** Sozialer Wandel durch Modernisierung, Individualisierung und Wertewandel. in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B42/96, S. 3-17.
- Gottschalch, W., Neumann-Schönwetter, M. und Soukup, G. (1975):** *Sozialisationsforschung. Materialien, Probleme, Kritik*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Grüneisen, V. und Hoff, E. -H. (1977):** *Familienerziehung und Lebenssituation. Der Einfluss der Lebensbedingungen und Arbeitserfahrungen auf Einstellungseinstellungen und Erziehungsverhalten von Eltern*. Weinheim: Beltz.
- Grundmann, M. (1994):** Das „Scheitern“ der sozialstrukturellen Sozialisationsforschung oder frühzeitiger Abbruch einer fruchtbaren Diskussion? in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, Jg. 14 H. 2 S. 163-186.
- Grundmann, M. (1998a):** Milieuspezifische Einflüsse familialer Sozialisation auf die kognitive Entwicklung und den Bildungserfolg. In: Klocke, A. und Hurrelmann, K. (Hrsg.): *Kinder und Jugendliche in Armut: Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen*. Opladen: Leske + Budrich S. 161-182.
- Grundmann, M. (1998b):** *Norm und Konstruktion. Zur Dialektik von Bildungsvererbung und Bildungsaneignung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Grundmann, M und Huinink, J. (1991):** Der Wandel der Familienentwicklung und der Sozialisationsbedingungen von Kindern: Situation, Trends und einige Implikationen für das Bildungssystem. in: *Zeitschrift für Pädagogik* Jg 37, Nr. 4, S. 523-554.
- Grundmann, M., Huinink, J. und Krappmann, L. (1994):** Empirische Ergebnisse und Überlegungen zur Frage der Beziehung von Bildungsbeteiligung, Familienentwicklung und Sozialisation. In: Büchner, P., Grundmann, M., Huinink J., Krappmann, L., Nauck, B. Meyer, D. und Rothe, S.: *Kindliche Lebenswelten, Bildung und innerfamiliäre Beziehungen*. München: DJI Verlag S. 41-104.
- Grundmann, M. und Keller, M. (1999):** Familiäre Beziehungen und sozialmoralische Entwicklung. In: Leu, H. R. und Krappmann, L. (Hrsg.): *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 330-356.
- Hanesch, W. (1998):** Soziale Sicherung in europäischen Vergleich. in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B34-35/98, S. 15-26.
- Havighurst, R. J. and David, A. (1955):** A Comparison of the Chicago and Harvard Studies of Social Class Differences in Child Rearing. in: *American Sociological Review* XX S. 438-442.

- Herlth, A. (1986):** *Die Chancen zu spielen. Familiäre Bedingungen sozialer Benachteiligung von Kindern.* IBS-Materialien Nr. 20.
- Herlth, A. (1993):** Die Bedeutung von Partnerbeziehungen für die Qualität der Familienerziehung. in: *Aus Politik und Zeitgeschichte.* B 17/93, S. 23-29.
- Herlth, A. (2000):** Wozu sind Väter gut? Die Modernisierung der Vaterrolle und ihre Bedeutung für das familiäre Zusammenleben. In: Herlth, A., Engelbert, A., Mansel, J. und Palentien, Ch. (Hrsg.): *Spannungsfeld Familienkindheit. Neue Anforderungen, Risiken und Chancen.* Opladen: Leske + Budrich S. 106-120.
- Herlyn, I. (1985):** Sozialökologische Sozialisationsforschung; Ersatz, Ergänzung oder Differenzierung des schichtspezifischen Ansatzes? Versuch einer Zwischenbilanz. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie,* Jg. 37 S. 116-128.
- Hiebsch, H. und Vorweg, M. (1976):** *Einführung in die marxistische Sozialpsychologie.* Berlin: VEB Deutscher.
- Hoff, E. -H. (1982):** Probleme empirischer Studien zum Zusammenhang von Arbeitswelt und familialer Sozialisation. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.): *Umweltbedingungen familialer Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Sozialisationsforschung.* Stuttgart: Enke S. 55-72.
- Hoffman, M. L. (1960):** Power Assertion by the Parent and its Impact on the Child. in: *Child Development,* 31. S. 129-143.
- Hoffmann, M. L. (1963):** Personality, Family Structure, and Social Class as Antecedents of Parental Power Assertion. in: *Child Development,* Vol. 34, S. 869-884.
- Hoffman, M. L. (1970a):** Personality, Family Structure, and Socialization Technique. in: *Human Development* 19.
- Hoffman, M. L. (1970b):** Moral Development. In: Mussen, P. E. (ed.): *Carmichael's Manual of Child Psychology. Vol.III.* New York.
- Hoffman, M. L. and Saltzstein, H. D. (1967):** Parental Discipline and the Child's Moral Development. in: *Journal of Personality and Social Psychology,* 5 S. 45-57.
- Holzkamp, K. (1981):** Empirische Milieutheorie. In: Petzold, H. -J. und Speichert, H. (Hrsg.): *Handbuch pädagogischer und sozialpädagogischer Praxisbegriffe.* Hamburg: Rowohlt S. 59-61.
- Honig, M. -S., Leu, H. R. und Nissen, U. (1996):** Kindheit als Sozialisationsphase und als kulturelles Muster. Zur Strukturierung eines Forschungsfeldes. In: Honig, M. -S., Leu, H. R. und Nissen, U. (Hrsg.): *Kinder und Kindheit. Sozio-kulturelle Muster – sozialisationstheoretische Perspektiven.* Weinheim und München: Juventa Verlag S. 9-30.
- Hornstein, W. (1988):** Vater ist arbeitslos. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): *Wie geht's der Familie?* München.
- Hradil, S. (1987):** *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus.* Opladen: Westdeutscher.

- Hradil, S. (1990a):** Sozialstruktur und gesellschaftlicher Wandel. In: Gabriel, O. W. (Hrsg.): *Die EG-Staaten im Vergleich*. Opladen: Westdeutscher Verlag S. 50-94.
- Hradil, S. (1990b):** Postmoderne Sozialstruktur? Zur empirischen Relevanz einer „modernen“ Theorie sozialen Wandels. In: Berger, P.A. und Hradil, S. (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt. Sonderband 7*. Göttingen: Schwartz S. 125-151.
- Hradil, S. (1992):** Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre. In: Hradil, S. (Hrsg.): *Zwischen Bewusstsein und Sein. Die Vermittlung „objektiver“ Lebensbedingungen und „subjektiver“ Lebensweisen*. Opladen: Leske + Budrich S. 15-55.
- Hradil, S. (1994):** Sozialisation und Reproduktion in pluralistischen Wohlfahrts-gesellschaften. In: Sünker, H., Timmermann, D. und Kolbe, F.-U. (Hrsg.): *Bildung, Gesellschaft, soziale Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 89-119.
- Hradil, S. (1996):** Pfarrerstöchter, 68er-Söhne, Karrieristenkinder. Soziokulturelle Mobilität und ihre Folgen. In: Buba, H. P. und Schneider, N. F. (Hrsg.): *Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design*. Opladen: Westdeutscher Verlag S. 129-138.
- Hradil, S. (1999):** *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. Opladen: Leske + Budrich.
- Hummel, H. J. (1972):** *Probleme der Mehrebenenanalyse*. Stuttgart: Teubner.
- Hurrelmann, K. (1983):** Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 3 S. 91-104.
- Hurrelmann, K. (1993):** *Einführung in die Sozialisationsforschung. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit*. 4. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Hurrelmann, K. und Ulrich, D. (1991):** Gegenstands- und Methodenfragen der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K. und Ulrich, D. (Hrsg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz S. 3-54.
- Institut für Sozialforschung (1936):** *Studien über Autorität und Familie*. Paris.
- Kaufmann, F. X., Herlth, A., Strohmeier, K. P. und Schulze, H. J. (1980):** *Sozialpolitik und familiale Sozialisation – Zur Wirkungsweise öffentlicher Sozialleistungen*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Klages, H. (1993):** *Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandlungsgesellschaft*. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Klitzing, K. v. (2000):** Repräsentanzen der Vaterschaft. Triadische Fähigkeit und kindliche Entwicklung. In: Bosse, H. und King, V. (Hrsg.): *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*. Frankfurt und New York: Campus S. 155-167.

- Klocke, A. (1996):** Aufwachsen in Armut. Auswirkungen und Bewältigungsformen der Armut im Kindes- und Jugendalter. in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 16 S. 390-409.
- Köckeis-Stangl, E. (1980):** Methoden der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K. und Ulrich, D. (Hrsg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim und Basel: Beltz S. 321-370.
- Köhler, H. (1992):** *Bildungsbeteiligung und Sozialstruktur in der Bundesrepublik: Zu Stabilität und Wandel der Ungleichheit von Bildungschancen*. Studien und Berichte 53. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.
- König, R. (1957):** Family and Authority: The German Father in 1955. In: *The (British) Sociological Review*, Bd. 5. S. 107-127.
- Kohli, M. (1991):** Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K. und Ulich, D. (Hrsg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim und Basel: Beltz S.303-317.
- Kohli, M. (1999):** Ausgrenzung im Lebenslauf. In: Herkommer, S. (Hrsg.): *Soziale Ausgrenzung: Gesichter des neuen Kapitalismus*. Hamburg: VSA-Verlag S. 111-129.
- Kohn, M. L. (1969):** *Class and Conformity. A Study in Values*. Homewood (Ill.): The Dorsey Press.
- Kohn, M. L. (1977):** Reassessment, 1977. Pp. XXV-IX. In: Kohn, M. L.: *Class and conformity. A study in values*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kohn, M. L. (1981):** *Persönlichkeit, Beruf und soziale Schichtung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kohn, M. L. and Carroll, E. E. (1960):** Social class and the allocation of parental responsibilities. in: *Sociometry* 23 S. 372-392.
- Kohn, M. L. and Schoenbach, C. (1993):** Social Stratification, Parents' Values and Children's Values. In: Krebs, D. and Schmidt, P. (Eds.): *New Directions in Attitude Measurement*. Berlin, New York; Walter de Gruyter, S. 118-151.
- Koppetsch, C. und Burkart, G. (1999):** *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Kreckel, R. (1983):** Soziale Ungleichheit und Arbeitsmarktsegmentierung. In: Kreckel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2*. Göttingen: Schwartz S. 137-162.
- Kreckel, R. (1992):** *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt/New York: Campus.
- Kreckel, R. (1998):** Klassentheorie am Ende der Klassengesellschaft. In: Berger, P. A. und Vester, M. (Hrsg.): *Alte Ungleichheiten Neue Spaltungen*. Opladen: Leske + Budrich S. 31-47.
- Kreppner, K. (1989):** Familiäre Sozialisation. In: Nave-Herz, R. und Markefka, M. (Hrsg.): *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung*. Neuwied und Frankfurt/M.: Luchterhand S. 289-309.

- Kreppner, K. (1991):** Sozialisation in der Familie. In: Hurrelmann, K. und Ulich, D. (Hrsg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim und Basel: Beltz S. 321-334.
- Kreppner, K. (1996):** Kommunikationsverhalten zwischen Eltern und ihren jugendlichen Kindern und der Zusammenhang mit Indikatoren des Selbstwertgefühls. in: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 45 S. 130-147.
- Kreppner, K. (1999):** Beziehung und Entwicklung in der Familie. Kontinuität und Diskontinuität bei der Konstruktion von Erfahrungswelten. In: Grundmann, M. (Hrsg.): *Konstruktivistische Sozialisationsforschung. Lebensweltliche Erfahrungskontexte, individuelle Handlungskompetenzen und die Konstruktion sozialer Strukturen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 180-207.
- Lamprecht, M. und Stamm, H. (2000):** Soziale Lagen in der Schweiz. in: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, 26 (2), S. 261-295.
- Lang, S. (1985):** *Lebensbedingungen und Lebensqualität von Kindern*. Frankfurt, New York: Campus.
- Lange, E. (1990):** *Gegenwartsgesellschaften: Bundesrepublik Deutschland: Die Wirtschafts- und Sozialstruktur der Bundesrepublik*. Teubner: Stuttgart.
- Lange, A. und Völker, S. (1996):** *Mentalitätsstudien aus dem Forschungsprojekt „Der Wandel der Sozialstruktur und die Transformation sozialer Milieus in den neuen Bundesländern“*. BIOS, 9. S. 226-232.
- Lazarus, R. S. und Launier, R. (1981):** Stressbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt. In: Nitsch, J. (Hrsg.): *Stress. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen*. Bern, Stuttgart, Wien: Hans Huber Verlag S. 213-259.
- Lempert, W. (1998):** *Berufliche Sozialisation oder was Berufe aus Menschen machen. Eine Einführung*. Hohengehren: Schneider Verlag.
- Lempert, W., Hoff, E.-H. und Lappe, L. (1990):** Berufsbiographien und Persönlichkeitsentwicklung junger Facharbeiter. Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung. in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*. S. 194-217
- Leu, H. R. (1997):** Anerkennungsmuster als „soziales Kapital“ von Familien. in: *Diskurs* 1/97 S. 32-39.
- Leu, H. R. (1999):** Die „biographische Situation“ als Bezugspunkt eines sozialisationstheoretischen Subjektverständnisses. In: Leu, H. R. und Krappmann, L. (Hrsg.): *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 77-107.
- Leu, H. R. und Krappmann, L. (Hrsg.) (1999):** *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Liebau, E. (1987):** *Gesellschaftliches Subjekt und Erziehung: Zur pädagogischen Bedeutung der Sozialisationstheorien von Pierre Bourdieu und Ulrich Oevermann*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

- Littman, R., Moore, R. C. A. and Pierce-Jones, J. (1957):** Social class differences in child rearing: A third community for comparison with Chicago and NewTon. in: *American Sociological Review* XXII S. 694-704.
- Loase, L. M. and Sigel, I. E. (ed.) (1982):** *Families as learning environments for children*. New York: Plenum.
- Lorenzer, A. (1973):** *Über den Gegenstand der Psychoanalyse oder: Sprache und Interaktion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lüders, M. (1997):** Von Klassen und Schichten zu Lebensstilen und Milieus: Zur Bedeutung der neueren Ungleichheitsforschung für die Bildungssoziologie. in: *Zeitschrift für Pädagogik* Jg. 43 Nr. 2 S. 301-320.
- Lüscher, K. (1981):** Theorie durch Forschung: Zu Melvin Kohns Analyse von Persönlichkeit, Beruf und sozialer Schichtung. In: Kohn, M.: *Persönlichkeit, Beruf und soziale Schichtung*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 7-16.
- Lukesch, H. (1996):** Leitbilder in der Familienerziehung. In: Vaskovics, L. A. und H. Lipinski (Hrsg.): *Familiale Lebenswelten und Bildungsarbeit. Interdisziplinäre Bestandsaufnahme 1*. Opladen: Leske + Budrich S. 153-184.
- Markefka, M. und B. Nauck (1993):** *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand Verlag.
- Marx, K. (1974):** Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals. MEW 23. Berlin: Dietz Verlag.
- Mayer, K. U. (1991):** Berufliche Mobilität von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Mayer, K. U., Allmendinger, J. und Huinink, J. (Hrsg.): *Vom Regen in die Traufe: Frauen zwischen Beruf und Familie*. Frankfurt/New York: Campus S. 57-90.
- Mayer, K. U. and G. R. Carroll (1987):** Jobs and classes: structural constraints on career mobility. in: *European Sociological Review*, Vol. 3 No. 1, S. 14-38.
- Mayer, K. U. und Blossfeld, H. -P. (1990):** Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Ungleichheit im Lebenslauf. In: Berger, P. A. und Hradil, S. (Hrsg.): *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile. Soziale Welt Sonderband 7*. Göttingen: Schwartz S. 297-318.
- Mayntz, R. (1961):** Kritische Bemerkungen zur funktionalistischen Schichtungstheorie. In: Glass, D. V., König, R. (Hrsg.): *Soziale Schichtung und soziale Mobilität. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderband 5*. S. 10-28.
- Mayntz, R., Holm, K. und Hübner, P. (1969):** *Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie*. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Meulemann, H. und Weishaupt, H. (1982):** Stadt und Bildungschancen: Der Einfluss örtlicher sozialer Milieus auf den weiterführenden Schulbesuch am Beispiel Frankfurts. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.): *Umweltbedingungen familiärer Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Sozialisationsforschung*. Stuttgart: Enke Verlag S. 255-271.

- Miller, A. and Swanson, G. E. (1958):** *The changing American parent*. New York: Wiley.
- Miller, J., Schooler, C., Kohn, M. L. und Miller, K. A. (1979):** Women and work: The psychological effects of occupational conditions. in: *American Journal of Sociology*, 85 S. 66-94.
- Mischau, A., Blättel-Mink, B. und Kramer, C. (1998):** Innerfamiliäre Arbeitsteilung – Frauen zwischen Wunsch und Wirklichkeit. in: *Soziale Welt* 49 S. 333-354.
- Mollenhauer, K. (1969):** Sozialisation und Schulerfolg. In: Roth, H. (Hrsg.): *Begegnung und Lernen. Ergebnisse und Folgerungen neuer Forschungen*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag 1969, S. 269-296.
- Möller, K. (1988):** Milieu-Einbindung und Milieu-Erosion als individuelle Sozialisationsprobleme. in: *Zeitschrift für erziehungswissenschaftliche Forschung*, 3.4. S. 115-144.
- Moos, R. H. (1974):** *Combined preliminary manual for the Family, Work, and Group Environment Scales*. Palo Alto: Consulting Psychologist Press.
- Moos, R. H. and Moos, B. S. (1986):** *Family Environment Scale. Manual*. (2nd ed.) Palo Alto: Consulting Psychologist Press.
- Müller, D. (1990):** Zur Rekonstruktion von Habitus-, 'Stammbäumen' und Habitus-, 'Metamorphosen' der neuen sozialen Milieus. in: *Forschungsjournal NSB*, 8. Jahrgang, Heft 3, S. 57-65.
- Müller-Schneider, T. (1994):** *Schichten und Erlebnismilieus. Der Wandel der Milieustruktur in der Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Mundt, J. W. (1980):** *Vorschulkinder und ihre Umwelt: Eine Studie über Lebensbedingungen und Entwicklungschancen*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Nauck, B. (1990):** Eltern-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. Ein interkultureller Vergleich der Werte von Kindern, des generativen Verhaltens, der Erziehungseinstellungen und Sozialisationspraktiken. in: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 16 S. 87-120.
- Nauck, B. (1991):** Intergenerative Beziehungen in deutschen und türkischen Familien. Elemente einer individualistisch-strukturtheoretischen Erklärung. In: Bott, P., Merken, H. und Schmidt, F. (Hrsg.): *Türkische Jugendliche und Aussiedlerkinder in Familie und Schule. Theoretische und empirische Beiträge der pädagogischen Forschung*. Hohengehren: Schneider S. 79-102.
- Nave-Herz, R. (1994):** *Familie Heute: Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Nave-Herz, R. (1998):** Die These über den "Zerfall der Familie". In: Friedrichs, J., Lepsius, L. R. und Mayer, K. U. (Hrsg.): *Die Diagnosefähigkeit der Sozio-*

- logie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 23*. Opladen: Westdeutscher Verlag S.286-315.
- Neidhardt, F. (1965):** Schichtspezifische Vater- und Mutterfunktion im Sozialisationsprozess. In: *Soziale Welt* S. 339-348.
- Neidhardt, F. (1967):** *Schichtbedingte Elterneinflüsse im Erziehungs- und Bildungsprozess der heranwachsenden Generation: Ein Beitrag zum ersten Familienbericht der Bundesregierung*. Bad Godesberg 1967.
- Neidhardt, F. (1970):** Strukturbedingungen und Probleme familialer Sozialisation. In: Lüschen, G., Lupri, E. (Hrsg.): *Soziologie der Familie*. Sonderheft 14 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag S. 144-168.
- Niethammer, L. (1985):** *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nitsch, J. (Hrsg.) (1981):** *Stress. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen*. Bern, Stuttgart, Wien: Hans Huber Verlag.
- Noll, H. -H. (1992):** Zur Legitimität sozialer Ungleichheit in Deutschland: Subjektive Wahrnehmungen und Bewertungen. In: Mohr, P. und Bandilla, W. (Hrsg.): *Blickpunkt Gesellschaft 2. Einstellungen und Verhalten der Bundesbürger in Ost und West*. Opladen: Westdeutscher Verlag S. 1-20.
- Nunner-Winkler, G. (1999):** Sozialisationsbedingungen moralischer Motivation. In: Leu, H. R. und Krappmann, L. (Hrsg.): *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 299-329.
- Nusko, G. (1986):** *Coping. Bewältigungsstrategien des Ich im Zusammenhanggefüge von Kontext-, Person- und Situationsmerkmalen*. Frankfurt a M.: Lang.
- Oevermann, U. (1966):** Soziale Schichtung und Begabung. in: *Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 6* S. 166-184.
- Oevermann, U. (1969):** Schichtenspezifische Formen des Sprachverhaltens und ihr Einfluss auf die kognitiven Prozesse. In: Roth, H. (Hrsg.): *Begabung und Lernen. Ergebnisse und Folgerungen neuer Forschungen*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag S. 297-358.
- Oevermann, U. (1972):** *Sprache und soziale Herkunft: Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Oevermann, U. (1974):** Die falsche Kritik an der kompensatorischen Erziehung. in: *Neue Sammlung* 14 S. 537-568.
- Oevermann, U., Krappmann, L. und Kreppner, K. (1968):** *Projektvorschlag Elternhaus und Schule. Hektogr. Manuskript*. Berlin.
- Parcel, T. L. and Menaghan, E. G. (1994):** *Parents' jobs and children's lives*. New York: Aldine de Gruyter.

- Pearlin, L. and Schooler, C. (1978):** The structure of coping. in: *Journal of Health and Social Behavior* 19. S. 2-21.
- Peters, M. (1988):** Das Belastungs-Bewältigungs-Paradigma in früher Kindheit: eine vielversprechende Perspektive? In: Brüderl, L. (Hrsg.): *Belastende Lebenssituationen. Untersuchungen zur Bewältigungs- und Entwicklungsforschung*. Weinheim und München: Juventa S. 10-22.
- Petzold, M. (1991):** *Paare werden Eltern: Eine familienentwicklungspsychologische Längsschnittstudie*. München: Quintessenz Verlag.
- Peuckert, R. (1991):** *Familienformen im sozialen Wandel*. Leske + Budrich: Opladen.
- Pfau-Effinger, B. (1998):** Der soziologische Mythos von der Hausfrauenehe – sozio-historische Entwicklungspfade der Familie. in: *Soziale Welt*. 49, S. 167-182.
- Preissing, C., Preuss-Lausitz, U. und Zeiher, H. (1990):** Veränderte Kindheitsbedingungen: Neue Freiheiten, neue Zumutungen, neue Chancen? In: Preuss-Lausitz, U., Rülcker, T. und Zeiher, H. (Hrsg.): *Selbständigkeit für Kinder – die große Freiheit?* Weinheim und Basel: Beltz S. 10-19.
- Rapp, D. W. (1961):** Child Rearing Attitudes of Mothers in Germany and the US. in: *Child Development*, Bd 32 S. 669-678.
- Reaktionsgruppe (1971):** *Sozialisation und kompensatorische Erziehung*. Hamburg: Spartakus.
- Reuband, K. H. (1995):** Autoritarismus und Familie – Zum Wandel familialer Sozialisationsbedingungen Jugendlicher in Ost- und Westdeutschland. In: Reuband, K.-H., Pappi, F. U. und Best, H.: *Die deutsche Gesellschaft in vergleichender Perspektive*. Opladen: Westdeutscher Verlag S. 221-242.
- Rodax, K. und Spitz, N. (1982):** *Soziale Umwelt und Schulerfolg. Eine empirisch-soziologische Untersuchung der ökologisch und sozialstrukturell variierenden Determinanten des Schulerfolgs*. Weinheim und Basel: Beltz.
- Rolff, H. -G. (1967):** *Sozialisation und Auslese durch die Schule*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Ross, A. O. (1987):** *Personality: The scientific study of complex human behavior*. New York: Holt, Reinhart & Winston.
- Roth, H. (Hrsg.) (1969):** *Begabung und Lernen. Ergebnisse und Folgerungen neuer Forschungen*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag
- Rückler, T. (1990):** Veränderte Familien, selbständigere Kinder? In: Preuss-Lausitz, U., Rückler, T. und Zeiher, H. (Hrsg.): *Selbständigkeit für Kinder – die große Freiheit? Kindheit zwischen pädagogischen Zugeständnissen und gesellschaftlichen Zumutungen*. Weinheim und Basel: Beltz S. 38-53.
- Scarr, S. (1992):** Developmental theories for the 1990s: Development and individual differences. in: *Child Development*, 63 S. 1-19.

- Scheuch, E. K. (1961):** Sozialprestige und soziale Schichtung. In: Glass, D. V. und König, R. (Hrsg.): *Soziale Schichtung und soziale Mobilität*. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag S. 65-103.
- Schneewind, K. A. (1975):** Auswirkungen von Erziehungsstilen. Überblick über den Stand der Forschung. In: Lukesch, H. (Hrsg.): *Auswirkungen elterlicher Erziehungsstile*. Göttingen: Hogrefe S. 14-27.
- Schneewind, K. A. (1988):** Die Familienklimaskalen. In: Cierpka, M. (Hrsg.): *Familiendiagnostik*. Heidelberg: Springer S. 320-342.
- Schneewind, K. A. (1991):** *Familienpsychologie*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. (1994):** Persönlichkeitsentwicklung im Kontext von Erziehung und Sozialisation. In: Schneewind, K. A. (Hrsg.): *Psychologie der Erziehung und Sozialisation. Enzyklopädie der Psychologie*. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe S. 197-225.
- Schneewind, K. A. (1999):** *Familienpsychologie*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. und Pfeiffer, P. (1978):** Elterliches Erziehungsverhalten und kindliches Selbstverantwortlichkeiten. In: Schneewind, K. A. und Lukesch, H. (Hrsg.): *Familiäre Sozialisation. Probleme, Ergebnisse, Perspektiven*. Stuttgart: Ernst Klett. S. 190-205.
- Schneewind, K. A., Beckmann, M. und Hecht-Jackl, A. (1985):** *Familiendiagnostisches Testsystem (FDTS)*. Forschungsberichte aus dem Institutsbereich Persönlichkeitspsychologie und Psychodiagnostik an der Universität München.
- Schneewind, K. A., Ruppert, S., Schmid, U., Splete, R. und Wendel, C. (1999):** Kontrollüberzeugungen im Kontext von Autonomie und Verbundenheit. Befunde einer 16jährigen Längsschnittstudie. In: Leu, H. R. und Krappmann, L. (Hrsg.): *Zwischen Autonomie und Verbundenheit. Bedingungen und Formen der Behauptung von Subjektivität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 357-391.
- Schulze, G. (1992):** *Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/New York: Campus.
- Seipel, C. und Rippl, S. (1999):** Jugend und Autorität. Ist die Theorie der „autoritären Persönlichkeit“ heute noch ein tragfähiges Erklärungsmodell? in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 19 S. 188-202.
- Selltiz, C., Jahoda, M., Deutsch, M. und Cook, S. W. (1972):** *Untersuchungsmethoden der Sozialforschung Teil I*. Neuwied und Darmstadt: Luchterhand.
- Sewell, W. H. (1970):** Some recent developments in socialization theory and research. In: Stone, G. P. and Farberman, H. A. (Eds.): *Social psychology through symbolic interaction*. Waltham: Xerox College Publishing S. 566-583.

- Sroufe, L. A. (1979):** The coherence of individual development. Early care, attachment, and subsequent developmental issues. in: *American Psychologist*, 34 S. 834-841.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (1990):** *Datenreport 1989. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (1994):** *Datenreport 1994. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2000):** *Datenreport 1999. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn.
- Stecher, L. (1996):** Schulhabitus und soziales Kapital in der Familie. In: Zinnecker, J. und Silbereisen, R. K.: *Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern*. Weinheim und München S. 267-289.
- Steinkamp, G. (1974):** Analyse und Kritik des Leistungsprinzips im Ausbildungs- und Berufssystem industrieller Gesellschaften. In: Hurrelmann, K. (Hrsg.): *Soziologie der Erziehung*. Weinheim: Beltz Verlag S. 253-284.
- Steinkamp, G. (1980):** Klassen- und schichtanalytische Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, K. und Ulich, D. (Hrsg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*, Weinheim: Beltz Verlag S. 253-284.
- Steinkamp, G. (1982a):** Arbeitsplatzerfahrung und familiäre Sozialisation. Ergebnisse und Probleme einer empirischen Untersuchung an Eltern und Kindern. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.): *Umweltbedingungen familialer Sozialisation: Beiträge zur sozialökologischen Sozialisationsforschung*. Stuttgart: Enke S. 120-142.
- Steinkamp, G. (1982b):** Auf der Suche nach einer Theorie komplexer Sozialisationsmilieus. in: *Soziologische Revue* 5. S. 281-296.
- Steinkamp, G. (1983):** Auf der Suche nach den sozialstrukturellen Bedingungen sozialen Handelns: Melvin L. Kohn. In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, Jg. 3 H. 1 S. 105-116.
- Steinkamp, G. (1986):** Jugendbezogene Lebenslagenforschung als interdisziplinäre Mehrebenenanalyse. In: Heitmeyer, W. (Hrsg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung*. Weinheim: Juventa S. 133-154.
- Steinkamp, G. (1988):** Sozialstruktur und familiäre Sozialisation – konzeptuelle Probleme bei der Verknüpfung von Arbeits- und Familienbereich. In: Deichsel, A. und Thuns, B. (Hrsg.), *Formen und Möglichkeiten des Sozialen*. Hamburg: Weltarchiv S. 139-152.
- Steinkamp, G. (1991):** Sozialstruktur und Sozialisation. In: Hurrelmann, K. und Ulich, D. (Hrsg.): *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz Verlag S. 251-277.

- Steinkamp, G. und Hamel, P. (1985):** Familiäre Sozialisationsprozesse als Antezedenzbedingungen für Bildungsentscheidungen. Anmerkungen zu einer vernachlässigten Perspektive der Bildungsforschung. In: Fauser, R., Marbach, J., Pettinger, R. und Schreiber, N. (Hrsg.): *Schulbildung, Familie und Arbeitswelt; Beiträge zu schulischen und beruflichen Ausbildungsentscheidungen*. München: DJI S. 9-38.
- Steinkamp, G. und Meier, B. (1985):** Auswirkungen elterlicher Erwerbslosigkeit auf Lebensperspektiven und soziale Karrieren von Kindern und Jugendlichen. In: *Schweiz Zeitschrift für Soziologie*, 2. S. 265-279.
- Steinkamp, G. und Stief, W. H. (1978):** *Lebensbedingungen und Sozialisation. Die Abhängigkeit von Sozialisationsprozessen in der Familie von ihrer Stellung im Verteilungssystem ökonomischer, sozialer und kultureller Ressourcen und Partizipationschancen*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Steinkamp, G. und Stief, W. H. (1979):** Familiäre Lebensbedingungen und Sozialisation: Beziehungen zwischen gesellschaftlicher Ungleichheitslage, familiärer Sozialisation und Persönlichkeitsmerkmale des Kindes. In: *Soziale Welt*, S. 172-204.
- Stern, W. (1918):** *Die menschliche Persönlichkeit*. Leipzig: Verlag J. A. Barth.
- Strehmel, P. und Halsig, N. (1988):** Bewältigung von Arbeitslosigkeit. In: Brüderl, L. (Hrsg.): *Belastende Lebenssituationen. Untersuchungen zur Bewältigungs- und Entwicklungsforschung*. Weinheim und München: Juventa S. 57-75.
- Strohmeier, K. P. und Herlth, A. (1981):** Sozialräumliche Bedingungen familiärer Sozialisation. Eine vergleichende Untersuchung von Wohnquartieren in Bielefeld, Gelsenkirchen und Münster. In: Walter, H. (Hrsg.): *Region und Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Präzisierung menschlicher Entwicklungsvoraussetzungen, Bd. II*. Stuttgart-Bad-Cannstatt: Frommann-Holzboog S. 95-136.
- Tyrell, H. (1988):** Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, K., Schultheis, F. und Wehrspau, M. (Hrsg.): *Die „postmoderne“ Familie*. Konstanz: UVK S. 145-156.
- Ueltzhöfer, J. und Flaig, B. (SINUS) (1992):** *Spuren der Gemeinsamkeit? Soziale Milieus in Ost- und Westdeutschland*. Heidelberg.
- Vester, M. (1992):** Die Modernisierung der Sozialstruktur und der Wandel von Mentalitäten. Zwischenergebnisse einer empirischen Untersuchung in der westlichen Bundesrepublik. In: Hradil, S. (Hrsg.): *Zwischen Bewusstsein und Sein. Die Vermittlung „objektiver“ Lebensbedingungen und „subjektiver“ Lebensweisen*. Opladen: Leske + Budrich S. 223-249.
- Vester, M. (1998):** Klassengesellschaft ohne Klassen. Auflösung oder Transformation der industriegesellschaftlichen Sozialstruktur. In: Berger, P.A. und

- Verster, M. (Hrsg.): *Alte Ungleichheiten Neue Spaltungen*. Opladen: Leske + Budrich S. 109-147.
- Vester, M., von Oertzen, P., Geiling, H., Hermann, T. und Müller, D. (1993):** *Soziale Milieus in gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Köln: Bund-Verlag.
- Walper, S. (1988):** *Familiäre Konsequenzen ökonomischer Deprivation*. München.
- Werner, E. E. (1989):** High-risk children in young adulthood: A longitudinal study from birth to 32 years. in: *American Journal of Orthopsychiatry*, 59 S. 72-81.
- Werner, E. E. and Smith, R. S. (1977):** *Kauai's children come of age*. Honolulu: The University Press of Hawaii.
- Wilkinson, H. (1997):** Kindheit der Freiheit. Entsteht eine neue Ethik individueller und sozialer Verantwortung. In: Beck, U. (Hrsg.): *Kinder der Freiheit*. Frankfurt: Suhrkamp S. 85-123.
- Zapf, W. u.a. (1987):** *Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Beck.
- Zenke, K. G. und Ludwig, G. (1985):** Kinder arbeitsloser Eltern. Erfahrungen, Einsichten und Zwischenergebnisse aus einem laufenden Projekt. in: *Mittellungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 18. S. 265-278.
- Zinnecker, J. (1996):** Soziologie der Kindheit oder Sozialisation des Kindes? Überlegungen zu einem aktuellen Paradigmenstreit. In: Honig, M.-S., Leu, H. R. und Nissen, U. (Hrsg.): *Kinder und Kindheit. Soziokulturelle Muster – sozialisations-theoretische Perspektiven*. Weinheim und München: Juventa Verlag S. 31-54.